

Christian SIGMUND, „Königtum“ in der politischen Kultur des spätrepublikanischen Rom. Beiträge zur Altertumskunde Bd. 333. Berlin/Boston: De Gruyter 2014, XII + 418 S.

Grundanliegen dieser Tübinger Dissertation von Christian Sigmund (S.) aus dem Jahr 2012 ist die Befragung vorwiegend der lateinischen Literatur von Livius Andronicus bis ins 2. Jahrhundert n. Chr. hinsichtlich ihrer Bewertung von Begriff und Idee des Königtums. Da nicht nur die (späte) Republik behandelt wird, sondern rund ein Drittel der Arbeit Augustus und der frühen Kaiserzeit gewidmet ist, hält das Buch gewissermaßen mehr als sein Titel verspricht.

Die Einleitung (Kap. 1, S. 1-21) gibt einen knappen Überblick über Thema, forschungsgeschichtliche Voraussetzungen, Methodik und Aufbau der Untersuchung sowie über die metaphorische Verwendung der Wortfamilie *reg-* in der lateinischen Literatur. Jedes der dann folgenden vier Hauptkapitel beginnt mit kurzen einführenden Bemerkungen zur jeweiligen Vorgehensweise und wird von einer Zusammenfassung der wesentlichen Ergebnisse abgeschlossen.

Kapitel 2 (S. 22-168) widmet sich ausführlich der römischen Einstellung Königtum und Königen gegenüber bis zum Beginn der Alleinherrschaft Caesars. Zunächst zeigt S., wie die antimonarchische Erinnerungskultur des 2. und 1. Jahrhunderts v. Chr. in Münzpropaganda, politischen Ritualen, Tragödienaufführungen sowie literarischen Anekdoten und Topoi verbreitet und im allgemeinen Bewußtsein verankert wurde. Das *odium regni* war gleichsam das Gegenstück zum Konzept der *res publica libera* – man denkt unwillkürlich an das Konzept des Erinnerungsorts, auch wenn S. diesen momentanen geschichtswissenschaftlichen Modebegriff nicht verwendet – und wurde als außenpolitischer, in den Bürgerkriegen dann auch als innenpolitischer Kampfbegriff verwendet (Kap. 2.1, S. 23-53). Dieser Befund wird jedoch relativiert durch zeitgleich nachweisbare königsfreundliche Aussagen in der lateinischen Literatur, insbesondere über Romulus und Pyrrhos (Kap. 2.2, S. 53-61). Die damit umrissene, auf den ersten Blick widersprüchlich erscheinende Haltung wird in den folgenden Unterkapiteln zu erklären versucht, beginnend mit einer ausführlichen Analyse der Werke Ciceros (Kap. 2.3, S. 61-104). Dessen Idealvorstellung eines Staatsmannes liegt die platonische Idee vom βασιλικὸς ἀνὴρ zugrunde, also des idealtypischen Politikers mit „königlichem“, d.h. untadeligem Charakter. Cicero sieht in der römischen Mischverfassung die von ihm durchaus anerkannten Vorteile einer Monarchie verwirklicht bei gleichzeitiger Ausschaltung der Gefahr, daß die Regierung in eine Tyrannis umschlägt; mit anderen Worten interpretiert er die republikanische Verfassung Roms als „senatorisches Einjahrskönig-

tum“, wie S. immer wieder betont. In seinen philosophischen Schriften und seinen Reden verwendet er die Begriffe *rex* und *tyrannus* für den Typus des „guten“ bzw. des „schlechten“ Politikers gemeinhin, also unabhängig von der dahinterstehenden Staatsform, und präsentiert sich selbst in der Öffentlichkeit ganz bewußt immer wieder als König im Sinne des βασιλικὸς ἀνὴρ. Der letztgenannte Aspekt war jedoch nicht nur eine Attitüde Ciceros, sondern ist für die gesamte römische Oberschicht seit Anfang des 2. Jahrhundert v. Chr. typisch (Kap. 2.4, S. 104-138). Münzen, archäologische Zeugnisse und literarische Quellen belegen unisono, daß die Angehörigen der Führungsschicht Roms sich ihren Wählern und den Provinzialen gegenüber als „Könige“ inszenierten und als solche wahrgenommen werden wollten. Dafür griffen sie sowohl auf politische (etruskische Könige) und soziale (Klientelwesen) Traditionen Roms zurück als auch auf ihre im eigentlichen Wortsinne königlichen Vorgänger in den zu römischen Provinzen gewordenen hellenistischen Reichen. Die bisherigen Ergebnisse finden ihre Bestätigung in der Analyse der Epikureer Lukrez und Philodem sowie der lateinischen Liebeslegie und der Horaz-Gedichte (Kap. 2.5, S. 138-165). Auch hier begegnet immer wieder das Ideal des βασιλικὸς ἀνὴρ und werden die Mitglieder der römischen Elite im genannten Sinne als *reges* tituliert und beschrieben.

Die Alleinherrschaft Caesars und der Bürgerkrieg nach seiner Ermordung stehen im Zentrum des dritten Kapitels (S. 169-240). Für seine Fragestellung hält es S. für wenig bedeutsam, ob Caesar die Königswürde tatsächlich anstrebte, entscheidend sei vielmehr, daß seine politischen Gegner genau davon fest überzeugt waren und ihn daher ermordeten. Daß es der Senatsaristokratie in früheren Zeiten einmal um die „Freiheit“ des römischen Volkes gegangen wäre und nicht nur um den eigenen politischen Einfluß, wie S. mehrmals in Kontrastierung zu den Motiven der Caesar-Mörder suggeriert (so S. 183 und 189), ist jedoch als romantische Idyllisierung ohne Realitätsbezug zu werten. Überzeugend ist hingegen eine andere These S.s: Die Einschätzung der Gegner Caesars, dieser wolle König werden, sei nicht nur dadurch verursacht gewesen, daß Caesar die Diktatur auf Lebenszeit übernommen hatte, sondern auch dadurch, daß er seine Person in Verbindung mit der göttlichen Sphäre gebracht und damit den Bogen der monarchischen Repräsentation weit über das übliche Maß hinaus überspannt habe. Caesars alles und alle dominierende Stellung ließ den übrigen Senatoren schlichtweg keine Möglichkeit mehr, sich im freien Spiel der Kräfte auszuzeichnen und die eigene *dignitas* zu mehren, sie desavouierten ihn daher als Tyrannen, der sie in die Rolle von Untertanen herabgedrückt habe. Doch sollte sich nach der Ermordung Caesars sehr bald herausstellen, daß die politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen grundsätzlich nicht mehr republikanisch, sondern monarchisch waren und auch ohne Caesar auf eine

Alleinherrschaft hinausliefen (Kap. 3.1 und 3.2, S. 174-193). Die Diktatur Caesars und der sich anschließende Bürgerkrieg beeinflussten auch das Bild von Königen und Königtum in der römischen Geschichtsschreibung, welches Gegenstand des nächsten Unterkapitels ist (Kap. 3.3, S. 194-238). Ähnlich Cicero sehen Sallust und Cornelius Nepos allein den Charakter als ausschlaggebend dafür an, ob ein Herrscher oder *imperiums*-Träger zum Tyrannen mutiert, völlig unabhängig von den verfassungsrechtlichen Rahmenbedingungen. Zugleich lehnen beide die Alleinherrschaft als Staatsform klar ab und propagieren zugleich die positiv konnotierte Vorstellung vom βασιλικὸς ἀνὴρ. All dies gilt auch für Livius. In seinem Geschichtswerk bilden republikanische *libertas* und *odium regni* der Römer die zwei zentralen Leitideen, an denen er seine Darstellung ausrichtet. Mit anderen Worten handelt es sich beim römischen *odium regni*, wie es Livius für das 3. und 2. Jahrhundert v. Chr. zeichnet, nach S. nicht um ein historisches Faktum, sondern um ein livianisches Konstrukt, dem sich die geschichtliche Wirklichkeit unterzuordnen hatte und das in der Forschung ein sehr verzerrtes Bild von der römischen Einstellung Königen und Königtum gegenüber verursacht hat.

Kapitel 4 (S. 241-311) ist dem Aufstieg Oktavians und dem augusteischen Prinzipat gewidmet. Anfangs bediente sich Oktavian der monarchischen Repräsentation, wie sie in der ausgehenden Republik allgemein üblich war, um dann aber nach seinem Sieg bei Aktium beinahe schon demonstrativ auf eine solche Art der Selbstdarstellung zu verzichten. Die Ursache für diese radikale Kehrtwende sieht S. zum einen darin, daß Oktavian aus dem Schicksal seines Adoptivvaters gelernt hatte, zum anderen darin, daß er sich im Vorfeld als Bollwerk gegen den „hellenistischen Despoten“ Antonius und als Bewahrer altrömischer Werte stilisiert hatte und dieser Außendarstellung nun gerecht werden mußte. Insbesondere in seinen *Res gestae* stellt sich Oktavian-Augustus als „königlicher“ Staatenlenker ciceronisch-livianischer Prägung dar, der in gut republikanischer Tradition seine Standesgenossen zwar an Sozialprestige (*auctoritas*) übertrug, nicht aber an politisch-militärischer Macht. Im Gegensatz zu Caesar gelang es Oktavian-Augustus also, die anderen Senatoren mit der herausragenden Stellung eines Einzelnen zu versöhnen, indem er ihnen der realen Machtverteilung zum Trotz rein formal ihre gesellschaftliche Stellung beließ und ihnen weiterhin die Möglichkeit zur Teilnahme am politisch-sozialen Wettstreit bot (Kap. 4.1, S. 244-257). Im Gegensatz zu Oktavian-Augustus selbst scheuten sich die zeitgenössischen Dichter keineswegs, die Person des Herrschers in hellenistischer Tradition zu verherrlichen, grenzten ihn dabei aber stets scharf von einem König ab. S. analysiert dafür Horaz, Tibull, Properz und Ovid, vor allem aber Vergils Aeneis, die er als Panegyrikos auf Augustus sieht. Vergil schildert hier Augustus in der Figur des Aeneas als charismatischen Führer,

der seinem Volk und dem restlichen Adel allein aufgrund seiner natürlichen Autorität und seines Sozialprestiges, nicht infolge einer Amtsgewalt voransteht und somit einen Führungsstil *sui generis* ausübt (Kap. 4.2, S. 257-288). Seine Analyse der Aeneis beschließt S. mit dem trefflichen Fazit: „Augustus' Prinzipat ist schwer greif- und mit staatsrechtlichen Termini kaum beschreibbar und als Regierungsform weder innerhalb der republikanischen Ordnung zu verorten noch ohne sie denkbar. Umso bemerkenswerter ist es angesichts dieser Schwierigkeiten, dass ein Dichter dem Charakter des Prinzipats mit den Mitteln der Poesie am nächsten kommt“ (S. 288). Das folgende Unterkapitel (Kap. 4.3, S. 289-309) widmet sich der Frage, welches Bild Ovid, Velleius Paterculus und Valerius Maximus vom Prinzipat entwerfen und inwieweit sie ein Bewußtsein für einen Verfassungswandel erkennen lassen. Während Caesar, Augustus und Tiberius von diesen Autoren äußerst positiv gezeichnet und als Teil der republikanischen Tradition gesehen werden, wird Antonius für alle negativen Seiten der Herrschaft Caesars und für den nachfolgenden Bürgerkrieg zum Sündenbock gemacht. Unklar bleibt hier, warum nach S.s Meinung den Dichtern der augusteischen Frühzeit der Verfassungswandel, den der Prinzipat darstellte, völlig unklar gewesen sein soll (so S. 243 und 289), hingegen Velleius Paterculus attestiert wird, diesen sehr wohl erkannt, aber bewußt kaschiert zu haben (S. 305). Warum sollte letzteres nicht auch für die früheren Autoren gelten?

Kapitel 5 (S. 312-362) beleuchtet ausblicksartig die Entwicklung der folgenden beiden Jahrhunderte. Die monarchische Repräsentation der Senatoren war weiterhin üblich, wenngleich sich das Wirkungsfeld nun auf den privaten Bereich und die Provinzen beschränkte. S. legt dar, daß sich Seneca mit seinen philosophischen Schriften nicht nur nach Art der Fürstenspiegel konkret an Nero gewendet habe, sondern vielmehr in der Tradition Ciceros allen Mitgliedern der Oberschicht einen Leitfaden für die richtige Herrschaftsausübung habe an die Hand geben wollen (Kap. 5.1, S. 313-325). Während Seneca und Lukan den Prinzipat zwar als neue Regierungsform erkannten, aber noch stark republikanischen Vorstellungen anhängen, zeige vor allem Martial, daß er *Caesar* nicht mehr als Namen, sondern als Herrschaftstitulatur verstand. Ab jetzt wurde der „gute“ Herrscher gemeinhin als *Caesar*, der „schlechte“ als *rex* bezeichnen – ein Usus, der sich *mutatis mutandis* auch bei den griechischen Autoren Plutarch, Appian und Cassius Dio findet (Kap. 5.2, S. 326-361). Die letztgenannte These kann nicht recht überzeugen, da sich auch für die frühe Kaiserzeit weiterhin durchaus positive Konnotationen mit dem Königsbegriff nachweisen lassen, wie S. ja selbst einräumt (S. 353f.), d.h. die gleichsam traditionelle zwiespältige Bewertung von *rex* und *regnum* prinzipiell weiterhin fortbesteht. Hier preßt S. seine Beobachtungen doch etwas gewaltsam in ein theoretisches Konzept, das in der postulierten Form zu holzschnittartig wirkt.

Das sechste Kapitel (S. 363-368) faßt die wesentlichen Erkenntnisse der Untersuchung zusammen. Abgeschlossen wird der Band von einem Quellen- und einem Literaturverzeichnis (S. 369-414) sowie einem leider allzu knappen Namens- und Sachregister (S. 415-418). Ein Stellenregister fehlt völlig, was angesichts der großen Menge an verarbeiteten Quellen besonders bedauerlich ist.

Obgleich manche Passage des Buches etwas langatmig und einiges redundant ist, was nicht zuletzt darin gründet, daß infolge der Methodik mancher Quellenautor in verschiedenen Zusammenhängen analysiert wird und daher mehrfach begegnet, ist diese Arbeit sehr zu empfehlen. S. wertet für seine Fragestellung eine stupende Materialfülle an literarischen Quellen systematisch aus und zieht darüber hinaus punktuell noch epigraphische, numismatische und archäologische Quellen heran. Beeindruckend ist auch die Menge an berücksichtigter Sekundärliteratur – das Literaturverzeichnis umfaßt über 40 Seiten –, die S. zum Erkenntnisgewinn optimal zu nutzen versteht. Inhaltlich und argumentativ kann die Untersuchung durchaus überzeugen, auch wenn mancher Aspekt vielleicht ein wenig unterbelichtet ist. Beispielsweise bleibt die Frage, inwieweit die römische Kontrastierung von republikanischer *libertas* und monarchischer *servitus* ihr Vorbild in der griechischen Geschichtsschreibung und Staatsphilosophie (griechische Freiheit in der Demokratie contra barbarische Knechtschaft unter dem Großkönig) hat und eben nicht nur rein römischer Erfahrungswelt entstammt, weitgehend ungestellt und klingt lediglich im Zusammenhang mit der Tyrannentopik zaghaft an (S. 95-97). Dies ändert jedoch nichts daran, daß S. sein Thema umfassend und souverän behandelt. Ihm ist der Nachweis gelungen, daß die Römer stets trennten zwischen dem Königtum als Staatsform und der Vorstellung von „Königlichkeit“ im Sinne des βασιλικὸς ἀνὴρ, wie überhaupt seine Ausführungen zur wichtigen Rolle, die die Vorstellung vom βασιλικὸς ἀνὴρ in römischer Literatur, Gesellschaft und Politik spielte, grundsätzlich sehr überzeugend sind. Auch die Darlegungen zu Oktavian-Augustus und dessen Darstellung in der zeitgenössischen Literatur liest man mit großem Gewinn, so daß die Lektüre dieser Arbeit nicht nur denjenigen empfohlen sei, die sich über „Königtum“ in der späten Republik informieren möchten.

Dr. Stefan Knoch
Staatsbibliothek Bamberg
Neue Residenz, Domplatz 8
D-96049 Bamberg
E-Mail: Stefan.Knoch@Staatsbibliothek-Bamberg.de

Johannes Christian BERNHARDT, Das Nikemonument von Samothrake und der Kampf der Bilder. Stuttgart: Franz Steiner 2014, 169 S., 42 s/w-Abb.

Mit seiner Veröffentlichung zum Nikemonument in einem der großen panhellenischen Heiligtümer unternimmt Bernhardt (im Folgenden: B.) den Versuch, die in der Forschung etablierte Datierung des Monuments in die erste Hälfte des 2. Jhs. v. Chr. zugunsten einer erheblich früheren, seit geraumer Zeit als obsolet angesehenen Datierung in die Zeit um 300 v. Chr. zu verwerfen.

Da es bei der stil- und formkritischen Beurteilung hellenistischer Skulpturen größere Spielräume gibt als bei derjenigen von Skulpturen anderer Epochen, gehört die Prüfung einschlägiger Datierungen von Statuen dieser Zeit zum Tagesgeschäft der Altertumsforscher, vornehmlich demjenigen der Klassischen Archäologen, denen es in der jüngsten Vergangenheit immer wieder geglückt ist, ältere Datierungsvorschläge zu revidieren, etwa im Fall der Pan-Daphnis-Gruppe von der Hand des Heliodoros¹ und im Fall der von Apollonios und Tauriskos geschaffenen Dirkegruppe.² B., der offenbar kein Klassischer Archäologe ist – zum Autor wird dem Leser nichts mitgeteilt –, geht davon aus, dass die Datierung einer hellenistischen Skulptur auch ohne Stilkritik möglich ist, und hat seine Untersuchung dementsprechend rein historisch ausgerichtet, auch wenn es, wie B. selbst einleitend hervorhebt (S. 15), keine einzige Inschrift oder literarische Quelle gibt, in welcher die Nike Erwähnung findet. Der historische Charakter der Untersuchung ist klar an B.s Bezeichnung der drei Hauptkapitel abzulesen: Das Nikemonument in der Forschung (S. 21-45), das Nikemonument und Demetrios Poliorketes (S. 49-94), das Nikemonument und das Kabirenheiligtum (S. 97-141). Das Hauptaugenmerk der Studie gilt der Frage (S. 15): „Welche Bedeutung hatte das Nikemonument in seinem eigenen Zeithorizont?“

Um den Zeithorizont zu bestimmen, zeigt B. zunächst einmal die Schwachpunkte derjenigen der bislang geäußerten Datierungsvorschläge auf, die eine nachhaltige Wirkung entfaltet haben (306, 255, 190 und 168 v. Chr.). In dem Abschnitt, in dem die Datierung des Nikemonuments in die Zeit nach den rhodischen Siegen in den Seeschlachten von Side und Myonnesos (190 v. Chr.; S. 29ff.) diskutiert wird – B. verzichtet darauf, den historischen Kontext zu erläutern –, widmet sich B. ausführlich dem einst von Thiersch mit der Nike verbundenen Fragment einer im Kabirion gefundenen Inschrift, in der eine Person aus Rhodos (ein Bildhauer?) erwähnt wird (IG XII 8, 239). Dies wäre jedoch nicht nötig gewesen, da Hamiaux das Fragment bereits 2004 aus der Diskussion ausschei-

¹ Vgl. DNO 3960.

² C. Kunze, *Zum Greifen nah* (2002) 25-38; DNO 3432.

den konnte (vgl. S. 32).³ Mit der Marmorsorte des Schiffsbugs, auf dem die Nike steht, hält sich B. hingegen nicht lange auf; „rhodischer Marmor wurde für Statuenbasen häufig verwandt“ (S. 33). Hier hätte dargelegt werden müssen, wo sich rhodischer (sc. lartischer) Marmor nachweisen lässt und zu welcher Zeit. Aus den im DNO gesammelten Quellen geht hervor, dass bei der Herstellung von Statuenbasen (mit Künstlersignatur) nur auf Rhodos und ausnahmsweise auch in der Umgebung von Rhodos (DNO 2661. 3267. 3274) lartischer Marmor Berücksichtigung gefunden hat. Dass B. im Schiffsbug, der aus nicht weniger als 23 großen, zusammen mehr als 27.000 kg wiegenden Blöcken lartischen Marmors besteht,⁴ gerade keinen Hinweis auf die Herkunft des Bildhauers der Nike und diejenige des Auftraggebers erkennen möchte (S. 33), lässt sich nicht nachvollziehen (s. auch unten). Um die an sich plausible Datierung des Monuments in die Zeit nach 190⁵ widerlegen zu können, muss B. aber noch zwei weitere Indizien, die diese Datierung nahelegen scheinen, aus dem Weg räumen. Die Keramik, die in der Nähe der Nike zutage getreten ist, leistet dabei keinen Widerstand, weil sie bislang nicht vorgelegt worden ist (S. 35).⁶ Anders verhält es sich mit dem Schiffstyp, dem der Bug zugerechnet wird, der Trihemiolia. Hier führt B. den Leser in die Irre: Heißt es S. 34f. noch, der Schiffstyp berge keinen Hinweis auf die Flotte, zu der das Schiff gehört, liefere also kein Indiz für die Bestimmung des Auftraggebers, liest man auf S. 94 und S. 142, dass das Monument wegen des Marmors des Schiffes und wegen des Schiffstyps als „eine Kampfansage an Rhodos“ bzw. als „eine Kampfansage an Lysimachos, die Rhodier und Ptolemaios“ zu verstehen sei.⁷

Erwartet der Leser nunmehr, dass B. auch in dem folgenden Abschnitt zum „Stil der Statue“ (S. 37ff.) alles daransetzen wird, die *communis opinio* aus den Angeln zu heben, sieht er sich alsbald in seiner Erwartung enttäuscht. B.s Prämisse, die stilkritische Beurteilung der Nike habe keine als verlässlich anzuse-

³ Thiersch wollte das Fragment und die Nike mit Pythokritos von Rhodos verbinden (s. jetzt DNO 3311-3332), hat dabei aber nicht beachtet, dass Pythokritos kein Bildhauer, sondern ein Bronzegießer gewesen ist.

⁴ M. Hamiaux/L. Laugier/J.-L. Martinez (Hgg.), *The winged Victory of Samothrace* (2015) 107. – Die französische Fassung dieses Bandes ist bereits im Jahr 2014 erschienen („La Victoire de Samothrace“).

⁵ So z.B. U. Mandel in: P.C. Bol (Hg.), *Die Geschichte der antiken Bildhauerkunst III* (2007) 138 und H. Knell, *Die Nike von Samothrake* (1995) 27f. 82. In seiner Rezension von B.s Publikation schreibt Stewart irrig, Knell vertrete eine Datierung in die augusteische Zeit (gemeint ist offenbar W. Klein, 1921): A. Stewart, <<http://www.sehepunkte.de/2015/05/26287.html>>.

⁶ Vgl. auch S. 36 Anm. 68.

⁷ S. 79: „kein exklusiv rhodisches Schiff, aber in der rhodischen Flotte besonders häufig verwandt.“ – Gut zu vergleichen ist die als Hochrelief gearbeitete Trihemiolia am Fuß der Akropolis von Lindos, auf der einst die Bronzestatue des Hagesandros, ein Werk des Pythokritos, gestanden hat (S. 83f. Abb. 22 und DNO 3323, mit Abb.).

henden Resultate gezeitigt (S. 40f.), wird nicht am Befund veranschaulicht. Der Leser erfährt nicht, warum die von B. zu Recht hervorgehobene Ähnlichkeit, die zwischen der Nike und geflügelten Relieffiguren am Großen Fries des Pergamon-Altars besteht, nichts zur Bestimmung der Entstehungszeit beiträgt, und er erhält auch nicht die Möglichkeit, dies anhand von entsprechenden Abbildungen zu überprüfen.⁸ Bei B. gerät der Stil der Statue zur Nebensache; diskutiert wird vielmehr in erster Linie die Ikonographie der Nike, deren Haltung und Gewandung mit derjenigen der Iris aus dem Westgiebel des Parthenon verglichen werden. Da dies natürlich nicht in der Frage der Datierung weiterhilft, wundert sich der Leser zunächst über den Vergleich, sieht sich dann aber (S. 71ff.) mit der gewagten These konfrontiert, ein für Demetrios tätiger Bildhauer habe mit der Anlehnung an die Giebelskulptur der Iris auf die athenische Thalassokratie des 5. Jhs. anspielen wollen.

In der Annahme, selbst bessere Argumente für eine Datierung der Nike liefern zu können als die frühere Forschung, macht sich B. an das zweite Kapitel (S. 49-94). Wiederbelebt wird dort die alte These, dass es einen Zusammenhang gebe zwischen dem Nikemonument und Serien von Tetradrachmen, die Nike auf einem Schiffsbug zeigen und die Demetrios Poliorketes ab 301 v. Chr. (zur Datierung der Münzen s. S. 54) hat prägen lassen: „Ein von Demetrios mit der Schaffung eines Siegesmonuments beauftragter Bildhauer kann sich bei der Anlage des Monuments auf Samothrake sogar am neu eingeführten Seesiegmotiv der Münzen orientiert haben.“ (S. 53f.) Auf der Grundlage dieser Spekulation spielt B. auf den folgenden 90 Seiten ein Szenarium durch, das die Errichtung des Nikemonuments auf Samothrake – im Jahr 301/300 v. Chr. und auf Veranlassung Demetrios’ Poliorketes – plausibel erscheinen lassen soll. Das von B. entworfene Szenarium gibt zwar Aufschluss über die Möglichkeiten herrscherlicher Propaganda in der Zeit um 300 v. Chr. und über mögliche inhaltliche Bezüge zwischen einzelnen Bauten im Kabirion von Samothrake,⁹ vermag aber an keiner Stelle die Brücke zur Statue der Nike zu schlagen.

Verantwortlich dafür sind in erster Linie drei Punkte: Erstens gelingt es B. nicht, den Anlass für die Weihung des Nikemonuments namhaft zu machen. S. 68 heißt es zwar, dass „Demetrios [im Jahr 301/300] mit seiner Flotte an den Küsten von Thrakien und der Chersones für einige Unruhe gesorgt haben muß“, und

⁸ Aufschlussreich ist ein Vergleich der Flügel mit denjenigen der Nike vom Ostfries des Pergamon-Altars; vgl. *The winged Victory of Samothrace* (s. Anm. 4) Abb. 117 und B. Andreae, *Skulptur des Hellenismus* (2001) Taf. 113.

⁹ Ähnlichen Fragen geht Grüner nach, indem er die Funktion der Nike als „politisches Medium“ untersucht; vgl. A. Grüner, *Die Nike von Samothrake*, in: L. Giuliani (Hg.), *Meisterwerke der antiken Kunst* (2005) 58ff.

mehrfach ist von einer „Kampfansage an die Rhodier“ die Rede; die Errichtung eines prominenten Siegesmonuments lässt sich so jedoch nicht erklären.

Zweitens bleibt B. den Nachweis dafür schuldig, dass im Schiffsbug ein Hinweis auf den *Gegner* (sc. Rhodos) desjenigen zu erkennen sei, dem Nike zum Sieg verholfen hat (S. 78). Mit der These, dass man sich das Akrostolion, das sich nicht erhalten hat, als abgesägt, also als Teil eines besiegtten Schiffes vorzustellen habe, steht B. allein.

Drittens bleibt es unklar, was Demetrios dazu gebracht haben soll, ausgerechnet lartischen Marmor für den Schiffsbug zu verwenden. Nach der vergeblichen Belagerung von Rhodos (305/04 v. Chr.) wird er kaum gewillt gewesen sein, große und entsprechend teure Mengen rhodischen Marmors zu erwerben.

Die Bestimmung der Entstehungszeit des Nikemonuments von Samothrake stellt also auch weiterhin ein Desiderat dar. Man darf gespannt sein, ob der Artikel, den A. Stewart für das *American Journal of Archaeology* angekündigt hat, und die Ergebnisse einer Pariser *journée d'étude* (März 2015) Neues zur Beantwortung dieser Frage beitragen können. Dass der Auftraggeber des Nike-monuments auf Rhodos (oder bei einem Verbündeten von Rhodos) zu suchen ist, dürfte außer Frage stehen. Da sich die im 2. Jh. v. Chr. tätigen rhodischen Künstler auf die Anfertigung von Statuen aus Bronze konzentriert haben (DNO 3282ff.), erscheint es als ratsam, erneut zu prüfen, wie eng die Berührungspunkte zwischen dem Meister der Nike und den Bildhauern unbekannter Provenienz sind, die an der Kreation des Großen Frieses am Pergamon-Altar beteiligt waren (DNO 3453ff.).

Abschließend seien noch einige Monenda angeführt, die nicht für die Beurteilung der Kernthesen des Buches relevant sind:

In B.s Publikation fehlen genaue Angaben zur Größe der Nike, die ungefähr derjenigen des Herakles Typus Farnese (Höhe ca. 2,90 m) entsprochen hat, und zu ihrer Erhaltung. Um ermessen zu können, in welchem Umfang der vorzüglich ergänzte Brustbereich modernen Ursprungs ist, muss man auf französische Publikationen zurückgreifen.¹⁰ – Die von B. befürwortete Rekonstruktion der Nike mit einem in der rechten Hand gehaltenen Kranz (S. 92-94)¹¹ dürfte aufzugeben sein zugunsten einer Rekonstruktion mit leer belassener Hand, die in einem Grußgestus emporgehalten wird.¹²

¹⁰ The winged Victory of Samothrace (s. Anm. 4) 76 Abb. 53; 80 Abb. 58.

¹¹ So auch Grüner a.O. (s. Anm. 9) 53.

¹² M. Hamiaux in: The winged Victory of Samothrace (s. Anm. 4) 152.

Das ansprechende Äußere des Buches wird dadurch beeinträchtigt, dass B. vom Verlag umständliche Zitierrichtlinien vorgegeben worden sind, was zur Folge hat, dass etliche Fußnoten unnötig lang geraten sind (z.B. S. 64 Anm. 60). Die Zitierrichtlinien gipfeln in der sinnlosen Angabe von Tagungstagen und in der Absurdität, dass sich in Anm. 1 (S. 11) der ausgeschriebene Vorname von M. Hamiaux, die mit keiner homonymen Person zu verwechseln ist und auch künftig nicht zu verwechseln sein wird, nicht weniger als fünf Mal findet.

Sascha Kansteiner
SFB 644
Transformationen der Antike
Humboldt-Universität Berlin
Unter den Linden 6
D-10099 Berlin
E-Mail: kansteiner@gmx.de

Volker Michael STROCKA – Simon HOFFMANN – Gerhard HIESEL, Die Bibliothek von Nysa am Mäander. Mit Beiträgen von Karl Großschmidt, Fabian Kranz, Eva-Maria Kasubke, Nikolas Möller, Figen Müller, Elsbeth Raming, Gerd Sachs, Hans Taeuber, Ralf von den Hoff und Rainer Warland. Forschungen in Nysa am Mäander Bd. 2. Mainz: Philipp von Zabern 2012, 238 S., 65 Abb., 102 Taf., 19 Pläne

„Es hat Archäologen, die ja nicht nur Ausgräber, sondern auch Büchermenschen sind, immer schon gereizt, eine antike Bibliothek zu finden oder wenigstens vorhandene Ruinen entsprechend auszudeuten.“ (S. 185). Einleitend zu einem Katalog „vermeintliche[r] Bibliotheken in der archäologischen Literatur“ (S. 185-214) weist Volker Michael Strocka auf eine nicht zu vernachlässigende Gefahr bei der Deutung antiker Baubefunde als Bibliothek hin: den Wunsch als Vater des Gedankens. Der Katalog ergänzt die Vorlage des Materials der von ihm und Gerhard Hiesel geleiteten Grabungen in Nysa am Mäander (2002-2006 und 2008) um eine kritische Diskussion der Frage, wie man eine Bibliothek im archäologischen Befund zuverlässig identifiziert.

Die hellenistische Bibliothek in Pergamon illustriert das Problem. V.M. Strocka akzeptiert die Lokalisierung im Heiligtum der Athena, lehnt aber die Rekonstruktion repräsentativer Wandschränke für die Aufbewahrung der Papyri durch Wolfram Hoepfner ab (S. 168).¹ Damit stellt er eines der konstituierenden, römisch-kaiserzeitliche Ideen vorwegnehmenden Elemente der Bibliothek infrage. Nicht zuletzt darum meldet beispielsweise Gaëlle Coqueugniot Zweifel an der Lokalisierung der berühmten Büchersammlung in dem Heiligtum an, denn was macht dann die überkommene Ruine zur Bibliothek?² Schon Horst Blanck wies darauf hin, „wie sehr unsere Kenntnisse der antiken Bibliotheken auf der Zufälligkeit des Erhaltenen beruhen“.³ Greg Woolf fasste jüngst den Stand der Forschung zusammen, nach dem erst in der frühen Kaiserzeit monumentale Bibliotheksbauten entstanden, diese aber keine verbindliche bauliche Form annahmen, was eine Identifizierung vorhandener Ruinen ohne schriftliche Quellen fast unmöglich macht.⁴

¹ Vgl. V.M. Strocka, Noch einmal zur Bibliothek von Pergamon, AA 2000, 158f.; Vgl. W. Hoepfner, Die Bibliothek Eumenes' II. in Pergamon, in: W. Hoepfner (Hg.), Antike Bibliotheken (Mainz 2002) 41-52.

² G. Coqueugniot, Where was the royal library of Pergamum? An institution found and lost again, in: J. König/K. Oikonomopoulou/G. Woolf (Hgg.), Ancient Libraries, Konferenz St. Andrews September 2008 (New York 2013) 118-123. Vgl. dies., Archives et bibliothèques dans le monde grec. Édifices et organisation. Ve siècle avant notre ère-IIe siècle de notre ère, BAR International Series 2536 (Oxford 2013) 127-131.

³ H. Blanck, Das Buch in der Antike (München 1992) 170.

⁴ G. Woolf, Introduction: Approaching the ancient library, in: König u.a. 2013 a.O. (Anm. 2) 4.

Trotz der schwierigen Befundlage werden antike Bibliotheken gegenwärtig von Archäologen, Philologen und Historikern, aber auch von Kultur- und Bibliothekswissenschaftlern intensiv diskutiert.⁵ Das ist auf neue Grabungen wie in Nysa, neue Schriftquellen wie einen 2005 entdeckten Brief des Arztes Galen, der über Bibliotheken in Rom im späten 2. Jh. n. Chr. Auskunft gibt,⁶ und nicht zuletzt auf das große Interesse an wissenschaftlichen Fragen zurückzuführen. Hier leisten drei übergreifende Kapitel von V.M. Strocka zu dem von ihm definierten „stadtrömische[n] Bibliothekstypus“ (S. 167-183), zu den „vermeintliche[n] Bibliotheken“ (S. 185-214) sowie zur „Bibliothek als Archeion und Gerichtssaal“ (S. 215f.) und natürlich die ausführliche Vorlage der Grabungen in Nysa am Mäander (S. 1-166) grundlegende Beiträge.

Die Bibliothek von Nysa bildet – neben der im Zuge der Wiederaufrichtung ihrer Fassade von V.M. Strocka mituntersuchten Celsusbibliothek in Ephesos⁷ und der Hadriansbibliothek in Athen – eine der wichtigsten Fallstudien zu den kaiserzeitlichen Bauten im Osten des römischen Reiches. Die Identifizierung der Ruine in Nysa als Bibliothek geht zurück auf ihre Ähnlichkeit zur Celsusbibliothek und auf Heinrich Pringsheim, Mitarbeiter der ersten systematischen Untersuchung der Stadt Nysa unter Theodor Wiegand und Walther von Diest 1907 und 1909 (S. 2).⁸ Nach Sondagen unter Vedat İdil 1995⁹ und den Studien zu antiken Bibliotheken von W. Hoepfner¹⁰ folgten die hier vorgelegten Grabungen.¹¹

⁵ Vgl. Y. Perrin (Hg.), *Neronia VIII. Bibliothèques, livres et culture écrite dans l'empire romain de César à Hadrien. Actes du VIIIe Colloque international de la SEIN, Paris 2.-4. Oktober 2008* (Brüssel 2010); E. Blumenthal/W. Schmitz (Hgg.), *Bibliotheken im Altertum, Symposium Wolfenbüttel 12.-14. November 2007, Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 45* (Wiesbaden 2011); König u.a. 2013 a.O. (Anm. 2).

⁶ V. Boudon-Millet/J. Jouanna/A. Petrobelli (Hgg.), *Galien tome IV: Ne pas se chagriner* (Paris 2010); C.K. Rothschild/T.W. Thompson, (Hgg.), *Galen's De indolentia* (Tübingen 2014).

⁷ Vgl. F. Hueber/V.M. Strocka, *Die Bibliothek des Celsus. Eine Prachtfassade in Ephesos und das Problem ihrer Wiederaufrichtung*, AW 6, 1975, H. 4, 3-14; V.M. Strocka, *Zur Datierung der Celsusbibliothek in Ephesos*, in: *Proceedings of the Xth International Congress of Classical Archaeology* (Ankara 1978) 893-900; ders., *Römische Bibliotheken*, *Gymnasium* 88, 1981, 298-329; ders., *The Celsus Library in Ephesus*, in: *Ancient Libraries in Anatolia*. Hattusha, Pergamon, Ephesus, Nysa (Ankara 2003) 33-43.

⁸ Vgl. W. von Diest, *Nysa ad Maeandrum nach Forschungen und Aufnahmen in den Jahren 1907 und 1909*, *JdI Ergh.* 10 (Berlin 1913) 49-51 Abb. 21 Taf. 8-10.

⁹ V. İdil, *The Roman Library at Nysa on the Meander*, in: *Ancient Libraries 2003 a.O.* (Anm. 7) 45-55.

¹⁰ W. Hoepfner, *Pergamon – Rhodos – Nysa – Athen. Bibliotheken in Gymnasien und anderen Lehr- und Forschungsstätten*, in: W. Hoepfner (Hg.), *Antike Bibliotheken* (Mainz 2002) 73-78 Abb. 95-103.

¹¹ Vgl. G. Hiesel/V.M. Strocka, *Die Bibliothek von Nysa am Mäander. Vorläufiger Bericht über die Kampagnen 2002-2006*, AA 2006/2, 81-97; V.M. Strocka, *Der Stifter-Sarkophag der Bibliothek von Nysa am Mäander*, in: F. D'Andria/I. Romeo (Hgg.), *Roman Sculpture in Asia Minor* (Porthmouth 2011) 269-278.

Die Baumonographie behandelt nicht nur die kaiserzeitliche Bibliothek, sondern legt dankenswerterweise auch ihre Vor- und Nachgeschichte und ihren städtebaulichen Kontext dar. Die von V.M. Strocka präsentierte Bibliothek ist vorangestellt. Das durch Simon Hoffmann bearbeitete Umfeld – und damit Beobachtungen zur Bebauung des Areals vor und nach der Errichtung der Bibliothek – folgt nach der Vorlage der Bestattungen in der südlichen Vorhalle. Im Anschluss werden die Funde von verschiedenen Bearbeitern nach Gattungen getrennt vorgestellt. Den Abschluss des Buches bilden die drei übergreifenden Kapitel von V.M. Strocka.

Kernthese des Buches ist, dass es sich bei der überlieferten Ruine in Nysa um einen öffentlichen kaiserzeitlichen Bibliotheksneubau handelt, der gleichzeitig als städtisches Archiv und möglicherweise auch als Tribunal diente (S. 215f.). Der von den Ausgräbern in hadrianische Zeit, genauer nach 120 n. Chr. datierte Bau folgt dem laut V.M. Strocka mit der Celsusbibliothek in Ephesos in Kleinasien etablierten „stadtrömischen Bibliothekstypus“ (S. 18f.). Dieser wird durch einen Lesesaal mit hölzernen Wandschränken für die Aufbewahrung von Papyri charakterisiert, welche im Befund als rechteckige Nischen ohne Spuren von Putz oder Inkrustation überliefert sind, die auf die Aufstellung von Statuen hindeuten würden. Der Zugang zu den in Nysa auf drei Seiten des Saals angeordneten Wandschränken wird durch Podien erschwert, welche den öffentlichen Lesebereich von den nur ausgewählten Personen zugänglichen Schränken und Dokumenten trennen. Nur hypothetisch zu rekonstruierende hölzerne Galerien ermöglichten den Zugang zu weiteren Wandschränken im Obergeschoss (S. 168).

In Nysa wird der postulierte Grundtypus dahingehend variiert, dass eine rechteckige Exedra auf der dem Eingang gegenüberliegenden Seite als Ort der Rechtsprechung gedient haben könnte. Dazu notwendige Akten wurden vermutlich in gewölbten Nebenräumen im Obergeschoss aufbewahrt, welche durch Treppenhäuser zu beiden Seiten der Exedra erschlossen wurden. Drei Portale im Süden verbanden den Lesesaal mit einer vorgelagerten dorischen Halle (vgl. Plan 14). Es wird angenommen, dass die Bibliothek von einem der zwei Individuen, die in einem unterhalb des Fußbodens der Vorhalle entdeckten Sarkophag bestattet wurden, als repräsentative Grablege gestiftet wurde (S. 29-36. 49).

Vor der Errichtung der Bibliothek war die betreffende *insula* im Nordwesten der Stadt mit Wohnhäusern bebaut (S. 62f.). Der kaiserzeitliche Bibliotheksneubau wurde anscheinend bis ins 5. Jh. hinein als solcher genutzt; ein Mosaik in der Vorhalle spricht für eine sorgfältige Renovierung im späten 4./frühen 5. Jh. (S. 19-21). Die Nutzung des Gebäudes zwischen dem 6. und 9./10. Jh. ist nicht eindeutig geklärt. Ob eine in den Bibliothekssaal eingebaute Kapelle den mittelbyzanti-

nischen Gräbern in der Vorhalle (anhand der Beigaben ins 10. Jh. n. Chr. datiert) vorausging, oder ob sie zugleich mit diesen eingerichtet wurde, ist nicht bekannt (S. 21-26). Endgültig zerstört wurde das Gebäude im 12.-14. Jh., vermutlich durch ein Erdbeben, welches das Tonnengewölbe des Saals zum Einsturz brachte (S. 27).

Die lange Nutzungsgeschichte geht einher mit einer komplexen Befundsituation, der durch die Aufteilung des Materials auf eine ganze Reihe von Personen begegnet wurde. Die Einbindung der Mitarbeiter der Grabung sowie spezialisierter Fachkollegen in die Publikation erlaubte die Bearbeitung diverser Befunde und Funde. Die Beiträge können an dieser Stelle nicht im Detail besprochen werden, seien jedoch zumindest rasch skizziert.

V.M. Strockas Darstellung der Bibliothek (S. 1-27) wird ergänzt durch kurze Beiträge zum städtebaulichen Kontext von Gerd Sachs (S. 6-8), eine Analyse der Graffiti im Bibliothekssaal von Hans Taeuber (S. 23f.) und durch Argumente für eine mittelbyzantinische Funeralkapelle im Saal von Rainer Warland (S. 24-26). Die Vorlage der Bestattungen umfasst neben einem Beitrag zum stratigraphischen Kontext des mutmaßlichen Stiftersarkophags von S. Hoffmann (S. 29-31) und einer stilistischen Analyse desselben von V.M. Strocka (S. 31-37) auch die Ergebnisse der anthropologischen Untersuchungen der Bestatteten im Sarkophag und in den benachbarten mittelbyzantinischen Gräbern durch Fabian Kanz und Karl Großschmidt (S. 48-55). Der Darstellung der Grabungen im Umfeld der Bibliothek durch S. Hoffmann (S. 57-85) fällt die schwierige Aufgabe zu, aus einem lückenhaften, mittels Sondagen aufgedeckten Befund, ein Gesamtbild zu generieren und die Einzelbeobachtungen zu synthetisieren.

An die Darstellung der Befunde *in situ* schließt die Vorlage der Funde an: V.M. Strocka schildert eingangs Fragmente von Marmorplatten mit eradierten Inschriften, die er für Reste einer bilingualen Stifterinschrift hält (S. 87-91). Er erläutert außerdem *ex situ* gefundene Bauglieder und Wandverkleidungsfragmente (S. 91-95). Elsbeth Raming diskutiert ein frühbyzantinisches Pilasterkapitell, das als Abdeckung eines der mittelbyzantinischen Gräber in der Vorhalle wiederverwendet wurde (S. 92-94). Ralph von den Hoff stellt eine Doppelherme vor (S. 96). V.M. Strocka spricht eine von ihm stilistisch zwischen 100 und 120 n. Chr. datierte Büste in einem Blätterkelch als mögliches Bildnis des Stifters an (S. 97) und erörtert weitere Skulpturfunde (S. 98-100). S. Hoffmann präsentiert einen Katalog der 20 entdeckten Münzen, die meist aus stratigraphisch wenig aussagekräftigen Kontexten stammen (S. 100-106). Besonders hervorzuheben ist das Kapitel zur Fundkeramik von Eva-Maria Kasubke und Nikolas Möller, in dem die Bearbeiter 191 „signifikante Scherben aus stratifizierten Kontexten“ (S. 106)

im Hinblick auf ihre Bedeutung für die zeitliche Einordnung der Bauphasen darstellen (S. 107-143). Die Beiträge zu den Glas- (S. 144-155) und Metallfunden (S. 156-162) durch Figen Müller und S. Hoffmann beschränken sich auf Kataloge. Mit einer Diskussion sonstiger Kleinfunde (S. 162-166) beenden S. Hoffmann und V.M. Strocka die Vorlage der Grabungen in Nysa.

Die anschließenden Kapitel widmet V.M. Strocka der Frage, woran man eine antike, genauer eine öffentliche römisch-kaiserzeitliche Bibliothek erkennt bzw. nicht erkennt (S. 167-216). Die inschriftlich belegte Celsusbibliothek in Ephesos bildet den Ausgangspunkt seiner Überlegungen. Konstituierende Elemente sind demnach „der Lesesaal, die Wandschränke und das den unbefugten Zugang hemmende Podium sowie die Galerien als Zugang zu den oberen Schrankreihen“ (S. 168). Er verifiziert diese Charakteristika anhand der zweiten inschriftlich belegten, wohl um 200 n. Chr. errichteten Bibliothek in Timgad/ Thamusgadi, für die er einen von E. Raming gezeichneten neuen Rekonstruktionsvorschlag vorlegt (S. 171-174 mit Abb. 29-30). Ephesos und Timgad definieren laut V.M. Strocka die „Mindestanforderungen an eine öffentliche Bibliothek der Kaiserzeit, von denen keine weitere mehr durch Inschriften, aber einige aus dem Kontext zu sichern sind“ (S. 173). Davon ausgehend skizziert er wahrscheinliche Bibliotheken in Rom und in den Provinzen. Eine vergleichende tabellarische Übersicht verdeutlicht die Relevanz der von ihm definierten Kriterien, zeigt aber auch Unterschiede bei den individuellen Bauten auf (S. 184).

In dem Kapitel zu den „vermeintliche[n] Bibliotheken“ werden dann „37 Fälle willkürlicher Bibliotheksdeutung kritisch referiert.“ (S. 185). V.M. Strocka warnt vor einer vorschnellen Identifizierung. Die meist sachliche, im Einzelfall aber auch polemische Darstellung sieht nur in Avenches (S. 187) und in Şihlar bei Side (S. 211) einigermaßen wahrscheinliche Beispiele, wobei Letzterem interessanterweise fast alle Merkmale fehlen, welche den definierten stadtrömischen Bibliothekstypus konstituieren. Für eine Bibliothek spricht in Şihlar das intellektuelle Bildprogramm des Fußbodenmosaiks. Trotzdem sieht V.M. Strocka – aus Mangel an Alternativen – in der Typologie das entscheidende Kriterium für eine Identifizierung römischer Bibliotheken. Dabei schließt er, nicht zuletzt durch seine Überlegungen zur Mehrfachnutzung der Bibliotheken als städtisches Archiv (S. 215f.), nicht aus, dass die Bauten unterschiedliche Gestalt annehmen konnten.

Die Ruine von Nysa erfüllt die von V.M. Strocka definierten Kriterien; ihre Identifizierung als öffentliche Bibliothek ist akzeptiert. Genau deshalb hätte man ihr aus bauforscherischer Perspektive einen Spezialisten für die Bearbeitung der Baubefunde gewünscht. So lag die Dokumentation der Architektur in den

Händen der Vermesser und der Architektin und Archäologin E. Raming (S. 3-5). Sie erstellte einen Steinplan, mehrere Schnitte und die Rekonstruktionszeichnungen (Plan 1. 3-6. 14-19). Das Potential einer sorgsamten Aufnahme und Darstellung illustrieren die anschaulichen und instruktiven Zeichnungen des mutmaßlichen Stiftersarkophags von Nurcihan Kadioğlu (Abb. 7-12). Das Planmaterial zur Ruine lässt hingegen nicht einmal eindeutige Schlüsse zu, ob die südliche Vorhalle zusammen mit der Bibliothek errichtet wurde. V.M. Strocka beschreibt die östliche Begrenzungsmauer der Halle als „einbindend“ (S. 14); auch S. Hoffmann bemerkt, dass die Mauer an der Südostecke einbinde (S. 59). Das wichtige Detail ist im Grundriss (Plan 1) ambivalent dargestellt; die zugehörigen Photos (Taf. 3. 6,1) zeigen die Situation nicht. Ansichten der Ruine werden nicht vorgelegt.

Den Photos zufolge weist das Bruchsteinmauerwerk der Begrenzungsmauer der Vorhalle einen hohen Anteil flacher Steine auf – ähnlich der späteren Ausmauerung des östlichen der drei Bibliotheksportale (Taf. 3,2), aber anders als das Mauerwerk der Nordseite der Bibliothek (Taf. 5,2). Leider werden solche konstruktiven Details nicht diskutiert. Man vermisst ferner eine Detailaufnahme der für die Argumentation so wichtigen Schranknischen im Lesesaal, aber beispielsweise auch der *ex situ* gefundenen dorischen Bauglieder der Vorhalle. Schließlich sei an dieser Stelle exemplarisch auf einen in der Westfassade verbauten, in der Ansicht trapezförmigen Block (Taf. 6,2) hingewiesen. Derartige Blöcke wurden als Kämpfer der Entlastungsbögen über den Schranknischen im Bibliothekssaal verwendet (Taf. 4) und wahrscheinlich eigens dafür gefertigt. Wie, wann und warum kam dieser Block in die Westfassade? Hier wurde Potential verschenkt.

Die Zugehörigkeit der Vorhalle ist von Bedeutung für die Datierung der Bibliothek, da im Saal nicht unterhalb des Fußbodens gegraben werden konnte. In der Vorhalle wurden mehrere Sondagen angelegt. Aufgrund der bei der Errichtung der Halle nur rudimentär abgetragenen Vorbebauung, der Einbringung des mutmaßlichen Stiftersarkophags, des spätantiken Mosaiks und nicht zuletzt aufgrund der Störung durch die mittelbyzantinischen Gräber waren aber auch hier nur wenige stratigraphische Beobachtungen zum kaiserzeitlichen Bibliotheksbau möglich. So lassen sich Marmorabschlüge mit der Ausarbeitung der Portalgewände verbinden (S. 65f.); die zugehörigen Strata weisen späthellenistische und frühkaiserzeitliche Keramik auf (S. 108f.). Die Gewände datiert V.M. Strocka wegen der Achskorrespondenz der Ornamentik in trajanisch-hadrianische Zeit und damit ins frühe 2. Jh. n. Chr. (S. 14. 31-37). Die dorische Halle mit ihrem hölzernen Gebälk ist für S. Hoffmann im 2. Jh. n. Chr. „plausib[el]“ (S. 69), für V.M. Strocka bei einem öffentlichen Bau jedoch erklä-

rungsbedürftig (S. 18).¹² Entscheidend dafür, dass er den Bau in Nysa dennoch erst nach 120 n. Chr. datiert, ist der Entwurf, welcher die Celsusbibliothek in Ephesos als direktes Vorbild voraussetze. V.M. Strocka geht davon aus, dass der etwa 113-117 n. Chr. errichtete Bau das früheste Beispiel „einer repräsentativen stadtrömischen Bibliothek im Osten“ sei und einen *terminus post quem* für Nysa bilde (S. 18f.).

Die Celsusbibliothek ist offenkundig der Schlüssel zur vorgelegten Interpretation der Befunde in Nysa. So wird der mutmaßliche Stiftersarkophag als konstituierend für den Bibliotheksbau angenommen, obwohl er eher beiläufig in der Vorhalle platziert wurde, und nicht vollständig ausgeschlossen werden kann, dass er nachträglich dort vergraben wurde (S. 30f.). Fragmente von eradierten Inschriften werden zu einer bilingualen Bauinschrift, welche die ausgeprägte *romanitas* des Stifters belegen (S. 87-91). Eine Büste im Blätterkelch wird wegen ihrer stilistischen Datierung zwischen 100 und 120 n. Chr. hypothetisch als Bildnis des Stifters angesprochen (S. 97-100). Damit entwickelt V.M. Strocka aus einem fragmentarischen Befund ein verführerisch vollständiges Bild.

Er ist sich natürlich bewusst, dass bereits vor der Errichtung des Prachtbaus in Ephesos eine von Dion Chrysostomos gestiftete öffentliche Bibliothek in Prusa bestand (S. 37). Die wohl um 110 n. Chr. errichtete, bei einem Besuch Plinius' des Jüngeren fertiggestellte Bibliothek ist nur literarisch belegt. Plinius, 111-113 n. Chr. Statthalter von Bithynien, berichtet in einem Brief an Trajan von dem Bau, wobei man über die Bibliothek selbst nur erfährt, dass eine Statue des Kaisers darin aufgestellt war.¹³ Anlass des Briefs war ein Streit: Angeblich hatte Dion seine Frau und seinen Sohn in der Nähe der Bibliothek in einem von Säulenhallen umgebenen Hof bestatten lassen, was als unschicklich angesehen wurde.¹⁴

Die kurze Zeit später erbaute Celsusbibliothek in Ephesos war von Anfang an als repräsentative Grablege geplant. Das Begräbnis *intra muros* setzt außergewöhnliche Verdienste für die Stadt voraus, dennoch wird es in der ausführlichen Stifterinschrift der Bibliothek nicht erwähnt. Dabei wurde für den Sarkophag des Tiberius Iulius Celsus Polemaeanus unter der Rundnische des Lese- saals eigens eine Krypta errichtet, die nach der Fertigstellung der Bibliothek

¹² Vgl. T. Ismaelli, *Architettura dorica a Hierapolis di Frigia*, Hierapolis di Frigia 3 (Istanbul 2009), 409f. Tab. 44. 45: Zusammenstellung der Maße dorischer Kapitelle und Frieze ausgewählter Bauten in Kleinasien mit Datierung.

¹³ Plin. epist. 10,81. Vgl. die deutsche Übers. von H. Kasten: *C. Plini Caecili Secundi epistularum libri decem/ Gaius Plinius Caecilius Secundus Briefe*. Lateinisch-deutsch ed. Helmut Kasten² (Darmstadt 1974) 628-633.

¹⁴ Vgl. Blanck 1992 a.O. (Anm. 3) 169f.

über den schmalen Gang nördlich des Lesesaals zugänglich blieb.¹⁵ Der mutmaßliche Stiftersarkophag in Nysa wurde unter der Vorhalle bestattet. V.M. Strocka geht davon aus, dass die Lage des asymmetrisch zwischen zwei Portalen angelegten Grabs „im Fußboden zweifellos kenntlich gemacht“ wurde (S. 16). Belegen lässt sich das wegen der späteren Störungen nicht.

Die städtebauliche Situation der Bauten in Ephesos und Nysa unterscheidet sich grundlegend. Die Celsusbibliothek in Ephesos befindet sich in direkter Nähe der Tetragnon Agora und markiert mit ihrer opulenten Tabernakelfassade das nordwestliche Ende der Kuretenstraße, der wichtigsten Straße der Stadt. Sie besaß eine enorme städtebauliche Präsenz. Die Bibliothek in Nysa wurde hingegen in einem Wohnviertel errichtet. Dabei wurde sie auf der Nordseite einer *insula* und damit an einer Nebenstraße angeordnet. An der Südseite derselben *insula* hätte sie an einer wichtigen Straße gelegen, die von Westen kommend über eine Brücke nördlich des Stadions in den Ostteil der Stadt mit der Agora führte.¹⁶

Die Bibliotheken in Nysa am Mäander und Ephesos folgen dem von V.M. Strocka definierten stadtrömischen Bibliothekstypus, unterscheiden sich aber in wesentlichen Punkten. Der Bau in Nysa lässt sich anhand der stratigraphischen Beobachtungen und der Dekoration der Portalgewände in trajanisch-hadrianische Zeit datieren. Die Datierung der Bibliothek durch V.M. Strocka nach 120 n. Chr. basiert auf der vorausgesetzten Vorbildwirkung der Celsusbibliothek, doch kann man wirklich ausschließen, dass die Bibliothek in Nysa zeitgleich oder sogar unwesentlich früher als die in Ephesos gebaut wurde? Brauchte sie Ephesos als konkretes Vorbild oder könnte sie nicht auch wie die Celsusbibliothek und die Bibliothek in Prusa eine der von Trajan errichteten Bibliotheken in Rom rezipiert haben? Die am besten überlieferte, die Trajanssäule rahmende Doppelbibliothek wurde gemäß ihrer Ziegelstempel zwischen (bzw. nach) 100 und 110 n. Chr. errichtet, aber möglicherweise erst in hadrianischer Zeit fertiggestellt. Sie dürfte nicht zuletzt durch die Verbindung der Bibliothek mit der Grablege des Kaisers ein Beispiel gegeben haben (vgl. S. 178).

Die von V.M. Strocka, S. Hoffmann und G. Hiesel vorgelegte Monographie der Bibliothek in Nysa am Mäander regt zu Fragen an, eben weil sie eine ausführliche Befundvorlage mit einer historischen Einordnung und einer kritischen Diskussion verbindet. Mit ihr ist es den Autoren gelungen, eine anregende, vielschichtige und bemerkenswert vollständige Darstellung der von der Gerda Hen-

¹⁵ Vgl. Strocka 2003 a.O. (Anm. 7) 38-40.

¹⁶ Vgl. den aktuellen Stadtplan von Nysa am Mäander in: M. Kadioğlu, Das Gerontikum von Nysa am Mäander, *Forschungen in Nysa am Mäander* 3 (Darmstadt 2014) Plan 1.

kel Stiftung und der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Grabungen zeitnah vorzulegen.

Dr.-Ing. Katja Piesker
Deutsches Archäologisches Institut
Architekturreferat an der Zentrale
Podbielskiallee 69-71
D-14195 Berlin
E-Mail: katja.piesker@dainst.de

Michael KOORTBOJIAN, *The Divinization of Caesar and Augustus. Precedents, Consequences, Implications.* Cambridge/New York: Cambridge University Press 2013, XXIII + 341 S., 159 Abb.

Die Umsetzung der Vergöttlichung Caesars, ihre Bedeutung für Octavian und den Prinzipat sowie ihre Folgen für die Divinisierung des Prinzipatsbegründers Augustus und weiterer Kaiser ist ein Thema von besonderer Bedeutung für die Etablierung der römischen Monarchie und die Repräsentationsanliegen der Vertreter dieser neuen Staatsform. Die Ansatzpunkte für die wissenschaftliche Untersuchung von Repräsentationsphänomenen im Zusammenhang mit der postumen Vergöttlichung von Menschen sind vielfältig. Sie können sich der Vermittlung des Vorgangs einer Aufnahme verstorbener Persönlichkeiten unter die Götter gegenüber der Öffentlichkeit ebenso widmen¹ wie den Wurzeln und Hintergründen der bildlichen Repräsentation dieser postum divinisierten Menschen. Der letztgenannte Aspekt ist das Anliegen des Archäologen Michael Koortbojian, dem es in seiner Monographie darum geht, anhand einer kapitelweise abgearbeiteten „sequence of interrelated historical problems“ (S. XVII) auf wichtige Facetten der Vergöttlichung vor allem Caesars und deren Voraussetzungen, Zusammenhänge und Folgen einzugehen. Dabei bezieht er die schriftliche Überlieferung mit ein und führt seine Argumentation – oft in Auseinandersetzung mit widerstreitenden Positionen in der wissenschaftlichen Literatur – zu klar formulierten Ergebnissen, die großenteils überzeugen, auch wenn sie teilweise hypothetisch bleiben.

Zunächst verankert Koortbojian die Frage nach der Göttlichkeit Caesars in den institutionellen Veränderungen, welche die Auflösung der römischen Republik mit sich brachten. Dabei unterscheidet er sorgfältig zwischen den gewissermaßen göttliche Qualitäten nahelegenden Ehrungen für Caesar in dessen letzten Lebensmonaten und der postumen Aufnahme des Diktators unter die Götter, ohne die Verbindungslinien und Übergänge zu übersehen, die zwischen den beiden Phasen im politischen Meinungsstreit zwischen den Beteiligten bestanden und auch in den Urteilen der Forschung wiederzufinden sind. Einen Untersuchungsschwerpunkt machen dabei das Aussehen der für Caesar nach dessen Ermordung aufgestellten Statuen und die Äußerungen Ciceros aus, die dieser angesichts der Entwicklung des Verhältnisses zwischen Antonius und Octavian in den auf dem Mord an Caesar folgenden Monaten hatte verlauten lassen

¹ Vgl. beispielsweise den Zugang von Christian Bechtold, Gott und Gestirn als Präsenzformen des toten Kaisers. Apotheose und Katasterismos in der politischen Kommunikation der römischen Kaiserzeit und ihre Anknüpfungspunkte im Hellenismus, Göttingen 2011 (Schriften zur politischen Kommunikation 9); dazu die Rezension von Ulrich Lambrecht, in: Gymnasium 120, 2013, S. 87-89.

und denen Koortbojian noch keine triftigen Hinweise auf Anerkennung einer Göttlichkeit Caesars entnehmen kann. Der Autor betrachtet zudem die Übergangszeit zwischen der Aufnahme Caesars unter die Götter im Jahre 42 v. Chr. und der Einweihung der *aedes divi Iulii* dreizehn Jahre später, um der Frage nach dem Erscheinungsbild der Kultstatue des divinisierten Caesar nachzugehen, das sich aus der erwünschten, wenn nicht notwendigen Unterscheidung zwischen dem lebenden und dem vergöttlichten Caesar ergibt. Dabei differenziert Koortbojian zwischen Experimenten mit Statuen, die den divinisierten Caesar zum einen *capite velato* als *togatus* und zum andern mit freiem Oberkörper zeigen, derweil beide Varianten jeweils mit dem *lituus* des Auguren ausgestattet sind.²

Das Aussehen der Kultstatue des *divus Iulius* und die sich hieraus ergebenden Fragen behandelt Koortbojian in den folgenden Kapiteln. Dabei geht es zunächst um die der Kultstatue durch den *lituus* anscheinend zugewiesene Funktion des Auguren. Für dieses Symbol legt der Autor anhand einer Reihe ikonographischer Beispiele Elemente einer Transformation nahe, die von der Kennzeichnung einer priesterlichen Funktion fortführe und über die Verbindung zwischen dem Auguren und dem Inhaber eines *imperium* als ein – allgemeineres – Zeichen der Verfügung über Macht gelte, die durch Einholung der Auspizien sichergestellt werde. Da diese Erklärungsansätze Koortbojian zu republikanisch orientiert und der neuen Qualität des *divus Iulius* nicht angemessen erscheinen, sucht er weitere Einsichten mit Hilfe der Romulus-Ikonographie zu gewinnen. Am Giebelrelief des Quirinus-Tempels aus domitianischer Zeit erkennt er zwei Repräsentationsformen des Romulus: in der Toga *capite velato* als Augur und im Hüftmantel als Quirinus, zusammen mit der Göttin Victoria. Daher erinnerten der *divus Iulius* als Augur in der Toga an Romulus zu Lebzeiten in seiner Funktion als *optimus augur* (Cic. div. 1,3) und der *divus Iulius* mit freiem Oberkörper an Quirinus, den unter die Götter aufgenommenen Romulus.³ Aufgrund des ikonographischen Befundes für Darstellungen des Quirinus und des *divus Iulius*, ferner des *genius populi Romani* mit nacktem Oberkörper sieht Koortbojian in diesem Erscheinungsbild, zumal in der Kombination mit der Siegesgöttin, die in das Selbstverständnis des augusteischen Prinzipats gut passende, daher zukunftsweisende Darstellung des vergöttlichten Caesar.

Was Caesars Porträt betrifft, so kann Koortbojian in der Übergangszeit zwischen Republik und Prinzipat keine eindeutige Entwicklung feststellen: Es gibt

² Mit Bezug auf die Reverse zweier Denare von 36 v. Chr., die *divus Iulius* in dem für ihn vorgesehenen, zu diesem Zeitpunkt aber noch nicht erbauten Tempel mit den entsprechenden Gewandungsvarianten zeigt; vgl. Koortbojian S. 10f. Abb. I 1 und I 2 sowie Michael H. Crawford, *Roman Republican Coinage*, Cambridge 1974, 540/2.

³ Vgl. die in Anm. 2 angeführten Abbildungen.

Anpassungen Caesars an das Porträt des Augustus und umgekehrt, wenn man die Caesar-Typen aus Pisa und Chiaramonti mit dem Augustus-Typ aus Pontevedra vergleicht.⁴ Koortbojian erklärt diesen Befund mit der die Konsekration überdauernden Präsenz von Bestandteilen der Ikonographie des lebenden Caesar. Zudem habe die demonstrative Bescheidenheit und Bürgerlichkeit des Augustus zum Zweck der Verschleierung seiner monarchischen Stellung die Rolle der Divinisierung Caesars nach der Etablierung des Prinzipats mehr in den Hintergrund rücken lassen: „history is not a steady state, nor a cumulative process, but a past constantly reconceived in the service of an ever-changing present“ (S. 128).

Im Sinne einer Instrumentalisierung der Erscheinungsweisen des *divus Iulius* in den ersten Jahren des augusteischen Prinzipats interpretiert Koortbojian auch die dem Konsekrierten zugeschriebenen Eigenschaften „auspicious, propitious, victorious“ (S. 129). So vermag er den Ersatz des *lituus* durch die Victoria-Statue im Erscheinungsbild des vergöttlichten Caesar durch die ideologischen Veränderungen zu erklären, die der Prinzipat mit sich brachte: Der *lituus* wurde nun dem lebenden Kaiser zugestanden, der allein die *auspicia militiae* geltend machen konnte, die Victoria-Statue dem *divus Iulius*, der sich als Gott den Römern und deren politisch-militärischen Ambitionen gewogen erwies. Damit entsprach der überzeugenden Deutung Koortbojians zufolge nunmehr ebenso Augustus dem lebenden Romulus wie *divus Iulius* dem Quirinus. Zudem erinnert der Autor in derartigen Zusammenhängen immer wieder an die darin enthaltenen Anspielungen auf Venus und Mars in ihrer Bedeutung als göttliche Ahnen der Römer allgemein und insbesondere Caesars und seiner ‚Nachfahren‘. In dieses Assoziationsgeflecht vermochte sich der *princeps* Augustus mit der Verbindung von *lituus* und *imperium* selbst unaufdringlich, aber eindeutig zu integrieren. Koortbojian zeigt auf diese Weise mit großem Einfühlungsvermögen, wie vertraute ikonographische Versatzstücke in den Prinzipat eingepasst und in ihrer Bedeutung verschoben wurden, ohne ihre Erkennbarkeit einzubüßen. Zugleich nimmt er damit Stellung gegen ikonographische Deutungsversuche, die den historischen Kontext und dessen Wandel nicht gebührend berücksichtigen.

Die nächsten beiden Kapitel über Repräsentation im Zeichen des Kults für konsekrierte Verstorbene und die bildliche Darstellung des *divus* stellen die bisherigen Betrachtungen Koortbojians ins Allgemeine und arbeiten so unter Einbeziehung auch nachaugusteischer Mitglieder der julisch-claudischen Dynastie noch einmal das besondere Profil des Untersuchungsganges heraus. Dabei hebt Koortbojian die Unterschiede zwischen den *divi* öffentlich und privat erbrachten kultischen Ehrungen heraus. Bei privat erbrachten Ehrungen außerhalb

⁴ Vgl. Koortbojian S. 104-106 und S. 117 mit Abb. V 13-16 und V 35.

Roms konnte auch der amtierende *princeps* mit nackten Oberkörper erscheinen und auf Weihinschriften einem Gott ähnlich erscheinen. Der verstorbene und konsekrierte Augustus war daher zuweilen von einem lebenden Angehörigen seiner Familie ikonographisch nicht mehr unbedingt zu unterscheiden. Ein ganz ähnlicher Befund ergibt sich bei der Verehrung verstorbener Kaiser, die gar nicht zu *divi* erklärt wurden. In diese Zusammenhänge ordnet Koortbojian auch die Verallgemeinerung des *numen Augusti* zum *numen Augustum* ein.⁵

Die gängige Darstellung des *divus Iulius* mit nacktem Oberkörper verlor auf die Dauer aus verschiedenen Gründen ihre Rolle als signifikantes Merkmal der Repräsentation konsekrierter Verstorbener. Stattdessen wurde sie Vorbild für idealisierende Darstellungen von Menschen, denen man ein götterähnliches Aussehen verlieh, wobei auch die Ikonographie griechischer Statuen Einfluss nahm. Aufgrund dieser Entwicklungslinien ergab sich nach und nach eine breite Palette für die Darstellung des Augustus und anderer Julier-Claudier. So ist es nur folgerichtig, dass die Kultstatue des *divus Augustus* im Erscheinungsbild gründlich von der des *divus Iulius* abwich, wie der 22 n. Chr. beim Marcellus-Theater aufgestellte, sitzend thronende und mit Strahlenkrone ausgestattete *togatus* verrät (vgl. S. 211f.). Bildnisse in heroischer Nacktheit boten dagegen jenseits der realen Welt mittlerweile „a most effective visual metaphor of the sole ruler’s new powers“ (S. 209) und bezogen sich auf „the broader social and ideological role that the emperor had now assumed“ (S. 210; vgl. S. 223). Angesichts der für die Darstellung des vergöttlichten Caesar festgestellten Tendenzen ist es konsequent, dass auf die Dauer auch die Strahlenkrone ihre Qualität als Kennzeichen der Erhebung unter die Götter verlor.

Im Zusammenhang mit der Deutung bildlicher Darstellungen der divinisierten Verstorbenen, Caesar und Augustus, sowie ihrer ikonographischen Zusammenhänge spricht Koortbojian überaus zahlreiche Aspekte an, die auf den ersten Blick nur mit Mühe aufeinander bezogen werden können. Diese Schwierigkeit wird dadurch noch gesteigert, dass Koortbojian den historischen Wandel der Staatsform von der späten Republik zum frühen Prinzipat in seinen Auswirkungen auf die Fluidität ikonographischer Erscheinungsformen berücksichtigt: So kombiniert er die Deutung von Überrestquellen in ihrer scheinbaren Statik mit Beobachtungen zur Transformation des politischen Systems und stellt die archäologischen Quellen in den Dienst der Interpretation dieses Wandels, indem er sie in ihren Auswirkungen auf die Repräsentationsanliegen des Führungspersonals zum Sprechen bringt. Beachtet man diese grundsätzlichen Gesichtspunkte, so fügt sich die – durch die relative Selbständigkeit der Einzelkapitel des Buches vielleicht noch gesteigerte – Vielfalt angesprochener Quellen-

⁵ Vgl. CIL XII 4333 mit CIL XI 3303; hierzu Koortbojian S. 170-179.

beispiele und ihrer Deutungsvorschläge nach und nach wie von selbst in eine sinnvolle Ordnung. Zugleich bieten Koortbojians sich zu einem insgesamt recht schlüssigen Gesamtbild gruppierenden Resultate zahlreiche Anregungen zur Auseinandersetzung mit seinen Positionen.

Dr. Ulrich Lambrecht
Universität Koblenz-Landau
Campus Koblenz
Institut für Geschichte
Universitätsstraße 1
D-56070 Koblenz
E-Mail: lambre@uni-koblenz.de

Markus STACHON, *Tractavi monumentum aere perennius*. Untersuchungen zu vergilischen und ovidischen Pseudepigraphen. Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium Bd. 97. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier 2014, 376 S.

Von einer Doktorarbeit erwartet man unter anderem die gründliche Aufarbeitung der einschlägigen Forschungsliteratur sowie, in klarer Abgrenzung davon, möglichst interessante eigene Ergebnisse des Kandidaten. Stachons Dissertation zu Pseudo-Vergiliana und -Ovidiana (behandelt werden *Culex*, *Catalepton*, *Dirae*, *Consolatio ad Liviam*, *Nux*, *Halieutica* und *Heroides* 15) verfehlt beide Ziele um Längen. Betrachten wir zunächst den Umgang mit der Literatur.

Wenn 52f. beispielsweise Catull 49, die Dankadresse an Cicero, ohne Diskussion als ironisch genommen wird (was immerhin deren Intention ins Gegenteil verkehrt), ist der Leser nur wenige Minuten unsicher, ob er dem Doktoranden zu einem mutigen und möglicherweise bedenkenswerten Einfall gratulieren soll: Spätestens nach kurzer bibliographischer Nachforschung ist er nämlich informiert, daß diese Idee überhaupt nicht neu, sondern mehr als anderthalb Jahrhunderte alt ist und bis heute kontrovers diskutiert wird.¹ Stachon weiß aber anscheinend von vorneherein genau, wie ein Gedicht zu verstehen ist, ohne sich mit den bisherigen Arbeiten dazu auseinandersetzen zu müssen. Ähnlich unbekümmert wird 62 die optimistische Deutung von Vergils *Georgica* als allgemeingültig hingestellt: „Es ist ... die Hoffnung auf eine bessere Zeit, der Vergil Ausdruck verleiht“ – als ob es keinerlei Debatte um „*Vergils Weltsicht: Optimismus und Pessimismus in Vergils Georgica*“ gäbe (so der Titel der Monographie von Robert Cramer, Berlin/New York 1998).

Wo Stachon doch einmal Sekundärliteratur zitiert, macht er sich wiederum keine allzu großen Sorgen um den jeweiligen Forschungsstand. Für eine literaturgeschichtliche Skizze 311-316 stützt er sich nahezu ausschließlich auf das ehrwürdige, aber betagte Handbuch von Schanz-Hosius (311 Anm. 2), für die „Überlegungen zum antiken Buchwesen“ (14-18) im wesentlichen auf Birts teilweise recht überholte Vorstellungen von 1882 statt auf Winsburys aktuelles

¹ Zuerst bei Karl Theodor Clumper, *Annotationes in Catulli epigrammata*, Miscellanea philologica et paedagogica 2, 1850, 146-150, dort 150; zurückgewiesen in den Kommentaren von Ellis, Kroll, Fordyce und Thomson, angenommen dagegen z.B. (in etwas abgemilderter Form) bei W.P. Basson, *The Riddle of Catullus 49: Some Notes on its Interpretation*, AClass 23, 1980, 45-52; einen Überblick über die Interpretationen erhält man bei Ernest A. Fredricksmeyer, *Catullus 49, Cicero, and Caesar*, CPh 68, 1973, 268-278, der sich gegen die ironische Deutung stellt. Das jüngste ausführliche Plädoyer für Ironie von Evangelos Karakasis konnte Stachon noch nicht kennen: *Cicero Comicus – Catullus Plautinus. Irony and Praise in Cat. 49 Re-examined*, in: I.N. Perysinakis/E. Karakasis (Hgg.), *Plautine Trends. Studies in Plautine Comedy and its Reception*, Berlin/New York 2014, 197-224.

Bild,² und für die Methodik der Echtheitskritik (21f.) auf nichts Neues als die knapp vierzig Jahre alten und sehr allgemein gehaltenen kurzen Abrisse von Speyer und Syme statt beispielsweise auf (*sit venia*) Lingenberg 26-40.³ Genauso wenig liegt ihm ein präzises Verständnis des Gelesenen am Herzen: Bezüglich meiner Dissertation etwa kann Stachon weder Hauptthesen noch Methoden richtig wiedergeben,⁴ und das Referat vieler anderer zitierter Schriften ist nicht genauer.

Derlei Versäumnisse beschränken sich nun nicht etwa auf das entferntere Umfeld,⁵ sondern betreffen auch Stachons zentralen Untersuchungsgegenstand. Wenn er 233 die Grabinschrift CIL X 6127 (*Ovidianus poeta hic quiescit*) ohne jegliche Verweise auf Sekundärliteratur anführt,⁶ hieße dies gemäß den gängigen wissenschaftlichen Zitiergepflogenheiten, daß der Doktorand beansprucht, als erster diese Inschrift oder wenigstens ihre Bedeutung für den behandelten Zusammenhang, die kaiserzeitliche Ovid-Nachahmung, bemerkt zu haben. Davon kann natürlich keine Rede sein: Die seit der Renaissance bekannte Inschrift wird

² Rex Winsbury, *The Roman Book. Books, Publishing and Performance in Classical Rome*, London 2009. Theodor Birt's *Kritik und Hermeneutik. Nebst Abriß des antiken Buchwesens* (München 1913), das Stachon ausschließlich zitiert, gründet sich, als knapper Auszug, auf sein *Antikes Buchwesen* von 1882, ist also in seiner Substanz noch einmal gut 30 Jahre älter, als Stachon es erscheinen läßt. Auf dieser Grundlage konnte Stachon u.a. in hoffnungslos anachronistischer Weise darauf verfallen, Ovid habe die *Amores* deshalb ein zweites Mal herausgegeben, weil die erste Auflage vergriffen gewesen sei (24).

³ Wolfgang Speyer, *Die literarische Fälschung im heidnischen und christlichen Altertum. Ein Versuch ihrer Deutung*, München 1971, 102-105; Ronald Syme, *Fälschung und Betrug*, in: Norbert Brox (Hg.), *Pseudepigraphie in der heidnischen und jüdisch-christlichen Antike*, Darmstadt 1977, 295-310, dort 302f.; Wilfried Lingenberg, *Das erste Buch der Heroidenbriefe. Echtheitskritische Untersuchungen*, Paderborn 2003.

⁴ Behauptet hatte ich zuvorderst die Unechtheit aller *Heroides* sowie die gemeinsame Autorschaft der fünfzehn Einzelbriefe (wie letzte Anm.; dort 20); laut Stachon 216 Anm. 48 hätte ich demgegenüber lediglich „die *Heroinnenbriefe* I-V als unecht erweisen zu können“ geglaubt. Wenn er hinsichtlich der Methodik an gleicher Stelle suggeriert, ich hätte „sprachliche Singularitäten und Anomalien als Unechtheitsbeweise“ gewertet, formuliert er nicht nur recht genau das Gegenteil meiner expliziten Darlegung a.a.O. 40, sondern läßt vor allem auch unter den Tisch fallen, was ich als Kern meiner Beweisführung betrachtet hatte: nämlich die Axelson-Prioritäten (s. besonders a.a.O. 26), die ausnahmslos und in großer Zahl eine nachovidische Entstehung der Heroidenbriefe belegen.

⁵ Wo übrigens immer wieder offen bleibt, warum sich Stachon überhaupt zu Fragen aus dem Fenster lehnt, die für seine Arbeit geringe oder gar keine Relevanz hatten. Ungeschützte Äußerungen zu Catull 49 (s.o.) beispielsweise waren schlicht unnötig, nicht einmal der Entfall des ganzen Abschnitts „Römische Dichtung unmittelbar vor Vergil“ (52-55) hätte eine spürbare Lücke hinterlassen.

⁶ Der 233 Anm. 94 einzig genannte Aufsatz von Kurt Smolak ist noch nicht verfügbar, Stachons Erwähnung desselben scheint sich aber auch nicht mehr auf die Inschrift zu beziehen.

schon im frühen 19. Jahrhundert als Beleg für aus Ovid schöpfende Centodichtungen verstanden,⁷ und die (wahrscheinlichere) Interpretation als Hinweis auf blühende Ovid-Imitatio haben zuletzt beispielsweise Stephen Wheeler und Markus Mülke ausgeführt.⁸ 283-293 liest Stachon sogar zehn Seiten lang detailliert die *Nux* als „Pamphlet gegen Nero“ (293) – um dann nur in einer Fußnote ganz am Ende und nur sehr verschleiert anzudeuten, daß diese Idee im Grundsatz auch schon längst vorgetragen worden ist.⁹ Spätestens hier wird es schwierig, Stachon noch gegen den Vorwurf regelrechten Plagiats in Schutz zu nehmen.

Doch genug davon. Statt schlimmer handwerklicher Fehler bespräche man viel lieber neue, gut begründete Erkenntnisse oder wenigstens anregende Irrtümer; leider bleiben solche, wie eingangs schon angedeutet, völlig aus. In den literaturgeschichtlichen Einleitungen zu den einzelnen Gedichten begnügt sich Stachon damit, die bekannten Forschungsmeinungen mal lückenhaft, mal ausführlicher zu referieren, ohne je eine neue Sichtweise, oder wenigstens ein neues Argument für eine alte, einzubringen. Wenn in den eigentlichen Interpretationen tatsächlich einmal neue Gedanken gewagt werden, sind sie – wie eben Anm. 9 schon zu beobachten – regelmäßig derartig schwach begründet, daß kaum jemand damit glücklich werden wird. Beispielsweise wäre die exakte Datierung des *Catalepton* auf 94 n.Chr. (142) eine durchaus interessante Neuigkeit, hängt aber letztlich am *argumentum e silentio*, das *Catalepton* könne kurz zuvor noch nicht existiert haben, da Statius 93/94 n.Chr. die Veröffentlichung seiner *Silvae* nur unter Hinweis auf den *Culex* begründet, obwohl das *Catalepton* „als Vergleichsgegenstand zu den Gelegenheitsgedichten des Statius ... doch ... deutlich besser gepasst“ hätte (140) – da wird, fürchte ich, wohl niemand um mögliche Gründe verlegen sein, warum Statius auch bei Kenntnis des *Catalepton* schreiben mochte, was er schrieb. In den notorischen Widersprüchen und Schwächen

⁷ Jean-Antoine Letronne, *Explication d'une Inscription grecque du colosse de Memnon, tracée par un poète homérique, membre du Musée d'Alexandrie*, *Journal des savans* 1823, 751-758, dort 758.

⁸ Stephen Wheeler, *Before the aetas Ovidiana: mapping the early reception of Ovidian elegy*, *Hermathena* 177, 2004, 9-26, dort 18f. (mit weiterer Literatur); Markus Mülke, *Adulteratio und Aemulatio – Verfälscher als Co-Autoren?*, *RhM* 153, 2010, 61-91, dort 68f.

⁹ 292 Anm. 61: „... Doch hoffe ich, Becks (1965) 148 im Zusammenhang mit einer Kritik der Herrmannschen (1949) These geäußerten Wunsch nach mehr Anhaltspunkten für eine anti-neronische Interpretation der *Nux* hiermit entgegengekommen zu sein“; worin genau die „Herrmannsche These“ besteht, wird nirgends näher erläutert. Tatsächlich aber sind 289-291, einschließlich der dort besprochenen Parallelen bei Tacitus und Sueton, einfach nur ein Auszug der Argumentation von Léon Herrmann, *La controverse du Noyer*, *RIDA* 2, 1949, 421-424, und die restlichen Seiten des Abschnitts füllen Stachons Versuche, diese mit „mehr Anhaltspunkten“ zu unterfüttern (was freilich wegen haltloser Interpretationen mißlingt: *prius arboribus ... certamen fertilitatis erat* [*Nux* 7f.] ist keine Anspielung auf die Dichterwettkämpfe, deren Kränze Nero sich erzwang [283-288]; die Beschreibung der Nußspiele [*Nux* 75-86] keine auf Neros Spielzeugrennwagen [289]; usw.).

der *Consolatio ad Liviam* will Stachon 257-270 nicht, wie bisher üblich, Unvermögen des Dichters, sondern absichtliche Ironie erkennen; aber die Qualität der Argumente hebt sich nirgends über das Niveau von „dass sie später im Gedicht mit dem gleichen Argument ... getröstet werden soll, wirkt so geschmacklos, dass man es wohl wieder als Stichelei gegen sie werten kann“ (262).¹⁰ Einer der interessantesten Fragen, die das gewählte Thema aufwerfen konnte, nämlich der nach den Motiven der Fälscher, nähert sich Stachon 317-320 lediglich mit unscharfen Parallelen zu modernen Graffitiprühern; wie sich solches erheblich professioneller untersuchen läßt, hat im oben Anm. 8 schon genannten Aufsatz Markus Mülke vorgeführt, dessen zwei grundlegende Arbeiten Stachon wie so vieles andere nicht berücksichtigt hat.¹¹

So bleibt der Nutzen des Buchs denkbar gering. Als Einführung für den nicht-spezialisierten Interessenten taugt es wegen des unzuverlässigen Forschungsreferats überhaupt nicht. Der fachkundige Leser, der sich mit einem der von Stachon behandelten Gedichte befaßt, wird die jeweilige literaturgeschichtliche Einleitung schadlos überspringen und die eigentliche Interpretation am besten ausgehend von der abschließenden Zusammenfassung prüfen.¹² Leider wird er, auch wenn ihm eine Einzelheit zunächst innovativ scheint, zusätzlich noch die ältere Literatur sorgfältig daraufhin durchsehen müssen und dann viel zu oft feststellen, daß es durchaus Vorgänger gab und diese lediglich ungenannt geblieben waren.

Um etwas versöhnlicher zu enden: Stachon hat seine Gedichte erkennbar mit Freude gelesen und eine Auswahl an Veröffentlichungen dazu¹³ nicht selten

¹⁰ Stachons Vorstellungen vom wissenschaftlichen Arbeiten verraten sich auch sonst in ungeniert subjektivistischen Formulierungen wie „Meine aus meiner Beschäftigung mit den Werken und den Viten intuitiv hervorgegangene, nicht näher untermauerbare, Vermutung ... lautet wie folgt: ...“ (112 Anm. 102; Kommas wie das nach „untermauerbare“ sind Stachon mehrmals unterlaufen) oder „Niemand weiß, wie viele Pseudepigraphen es ... gegeben hat ...; ich glaube, dass es viele ... waren“ (320); selbst eine anspruchsvolle textkritische Frage wie die nach dem ursprünglichen Titel der *Consolatio ad Liviam* entscheidet er sorgenfrei aus dem Bauch: „intuitiv neige ich dazu ...“ (257 Anm. 81).

¹¹ Mülkes RhM-Aufsatz ging seine Dissertation voraus: *Der Autor und sein Text. Die Verfälschung des Originals im Urteil antiker Autoren*, Berlin/New York 2008.

¹² Dem Teil- oder Querleser hat Stachon übrigens eine böse Falle gestellt, indem er das sprechende Ich der Pseudo-Vergiliana „Maro“ und das der Ovidiana „Naso“ nennt. Dieser Gebrauch wird zwar 51 erklärt, aber wem das entging, der dürfte mit Sätzen wie „Naso, der Nussbaum, betont wie Ovid seine Unschuld“ (278) seine liebe Not haben.

¹³ Ich möchte Stachon dabei ausdrücklich zugute halten, daß eine (wenigstens moralische) Mitschuld am Scheitern an der Sekundärliteratur sicher auch die Betreuer der Arbeit trifft, die, anders als der Doktorand selbst, von vorneherein hätten wissen müssen, daß die Literatur zu knapp 1.900 Versen Primärtext, aus sieben einzelnen Werken mit jeweils

treffend beurteilt, er übersetzt erfrischend¹⁴ und schreibt erfreulich klar und beseelt (wenn auch nicht immer ganz stilsicher).¹⁵ Man hätte ihn aber keinesfalls im Glauben lassen dürfen, daß das allein für eine wissenschaftliche Monographie vom Anspruch einer Doktorarbeit schon ausreicht.

Dr. Wilfried Lingenberg
 Universität des Saarlandes
 FR 3.5 Altertumswissenschaften
 Abteilung Klassische Philologie
 D-66123 Saarbrücken
 E-Mail: W.Lingenberg@mx.uni-saarland.de

weitgehend eigener Forschungsgeschichte, im Rahmen eines Promotionsprojektes üblicher Dauer nicht in der gebotenen Gründlichkeit zu bewältigen war. (Stachon hatte sogar ursprünglich einmal noch *Amores* III 5, *Heroides* 16-21 und den *Ibis*, also weitere 2.250 Verse [!], mit aufnehmen wollen [49 Anm. 88].)

- ¹⁴ Die den lateinischen Zitaten im Haupttext beigegebenen Übersetzungen wimmeln von Formulierungen, die man nur als klar, treffend und glücklich bezeichnen kann. Um wahllos ein einziges Beispiel auszuschreiben: „aller anderen im Text vorkommenden Personen“ für Augustinus TRIN. 8,4,7 *omnium quorum ibi nomina commemorantur* (40).
- ¹⁵ Einige Beispiele für stilistische oder idiomatische Fehler: 18 „Diesen Fall ... ist es schwierig von ... zu unterscheiden“ (ungeschickte Wortstellung); 39 „erinnern“ transitiv gebraucht; 75 Anm. 48 „scheinbar“ statt „anscheinend“; 119 Anm. 26 Subjektwechsel bei „um zu“; 123 „widerstrebt“ statt „zuwiderläuft“; 218 „diese Textgeschichte“ (Fachbegriff!) statt „diese Darstellung“ o.ä.; 249 Anm. 53 „fairerweise“ (umgangssprachlich); 296 „abschreiben“ statt „absprechen“; 304 „abgelebt“ statt „verstorben“; gelegentlich unschöne Wortwiederholungen: 36 dreimaliges „müssen“ in vier aufeinander folgenden Zeilen; 90 Anm. 29 zweimaliges „hält ... für“ im selben Satz; 112 zweimaliges „widmen“ innerhalb einer Zeile; 112 Anm. 102 „meine aus meiner ...“ (s.o. Anm. 10) statt „meine aus der ...“; und mehr. – Druckfehler sind dagegen außerordentlich selten und ausnahmslos unbedeutend.

Annette HAUG – Dirk STEUERNAGEL, *Das Haus XV B (Maison 49,19) von Megara Hyblaia. Zur architektonischen und funktionalen Gliederung von Zweihofhäusern im hellenistischen Sizilien. Studien zur antiken Stadt Bd. 14. Wiesbaden: Reichert Verlag 2014, 93 S.*

This book is dedicated to a single house in Megara Hyblaea, albeit the most prominent one that plays a major role in scholarship on Greek domestic architecture: Maison 49,19 or now House XV B, which has a surface area of about 850 m² and includes two courtyards. While the house has been frequently referred to since its excavation in the 1960s, particularly in research on double-courtyard houses, no detailed examination and publication has been provided. With their study, Annette Haug and Dirk Steuernagel (in the following H. & S.) successfully fill this gap. Their research is mainly based on an exhaustive survey and documentation of the architecture, carried out in two campaigns (2010, 2011). Stratigraphical excavations, which might have provided important information about the absolute chronology, could not be carried out (13). Furthermore, none of the finds that are stored in the magazines on site can be safely attributed to this building (16). Thus, conditions are somewhat dire and clearly restrict avenues of research, but it must be emphasized from the outset that H. & S. made the best out of this situation and provide a maximum close reading of the available evidence.

In the foreword, H. & S. briefly state what motivated their research (13) and list four major questions that guided their fieldwork (17). Their aim is to discuss the chronological development and functional differentiation of double-courtyard houses in Hellenistic-Roman Sicily; for House XV B in Megara Hyblaea, they seek to reconstruct the original design (with one or two courtyards, with full or truncated peristyle), circulation patterns, and functional differentiation. For the first two thirds of the book the reader is guided through a meticulous, well-written and excellently illustrated description and analysis (chap. I, 15-56: introduction discussing the history of research, the nomenclature, and problems of investigation; chap. II-III, 23-60: description and analysis of the remains) before proceeding to three brief synthetic chapters (chap. IV, 61-64: summary of building phases; chap. V, 65-85: function of rooms and functional differentiation; chap. VI, 87-93: house XV B in context, including the historical context and the context of Hellenistic domestic architecture in Sicily). A brief overview of the structure of this volume at the very beginning would have been helpful for readers to know what to expect, when and why.

The monographic publication of fieldwork is probably not the place to reflect upon the state of research regarding Greek (or even broader: ancient) domestic architecture in general. Thus, H. & S. cannot be blamed for not contextualizing their study within a much wider perspective of research, even if they clearly started their project with a concise research agenda and thorough knowledge of the literature. The topic of Greek domestic architecture has been “en vogue” since the publication of the groundbreaking, highly influential and stimulating study by Wolfram Hoepfner and Ernst-Ludwig Schwandner in 1986.¹ Since then, a vast array of studies have appeared, including: broad synthetic studies incorporating different sites and comprising monographs as well as handbook chapters; synthetic studies of specific sites (e.g., Agrigento, Delos, Eretria, Halieis, Himera, Leukas, Olynthus, Pergamon, Priene, Solunto); investigations of household assemblages (e.g., Delos, Halieis, Himera, Leukas, Olynthus, Priene), and of different categories of the decoration and furniture; studies of specific aspects such as household economy and domestic religion. Furthermore, excavations with modern methods, techniques, and questions were (and continuously are being) performed at sites that have seen little study, as well as at sites whose domestic architecture had been previously explored and is well-known (e.g., Delos, Eretria, Halieis, Leukas, Monte Iato, Morgantina, Olynthus, Pergamon, Priene); their differing aims, however, range from small test trenches for specific purposes (mostly clarification of the chronology) to large-scale open area excavations of complete houses (e.g. most recently, Monte Iato, Morgantina, Olynthus, Priene). Modern theories and approaches have been applied to Greek houses, among them most prominently gender theory and space syntax. Finally, several conferences were dedicated to the topic of Greek domestic architecture (Cottbus 2001, Cardiff 2001, San Diego 2001, Wien 2007, Kiel 2013).²

Hence, after about 30 years of intensive research one might take stock and attempt to define current standards and achievements, and more crucially, assess what remains to be done and where is potential for future innovative research. While the status quo can be evaluated by someone who has been investigating the topic for almost 25 years, new areas of research should critically be explored and developed by young scholars. The following gaps can be identified; if these are filled, new data for innovative approaches and questions may be generated.

¹ W. Hoepfner/E.-L. Schwandner, *Haus und Stadt im klassischen Griechenland. Wohnen in der klassischen Polis 1*, Munich (1986); second edition (1994).

² This enumeration is by no means complete, and includes only examples from the Classical and Hellenistic periods studies, published after 1986; with view to the purpose and limited space of a review, no detailed references are given for the examples cited here. Furthermore, royal palaces are excluded. Similar observations may apply to Roman, Punic, Etruscan etc. domestic architecture, but a comprehensive assessment of domestic architecture across the entire ancient Mediterranean cannot be provided here.

- There is a need for detailed studies of many houses and even entire sites, which provide a thorough treatment and reading of all available evidence.
- Systematic programs of soundings at major sites would provide a secure chronological framework for the development of domestic architecture. This is particularly important for sites with major changes in their cultural, historical, and political setting, most notably the much debated question of the influence of Roman rule on domestic architecture (e.g., Delos, Monte Iato, Morgantina, Pergamon, Solunto). Similarly debated is the relationship between known foundation dates of cities and the development of surviving houses (e.g., Morgantina, Priene, Solunto). Finally, the question of when and how houses were abandoned is often neglected.
- Comprehensive up-to-date investigations of major categories of decoration, notably pavements and stucco, are missing.³ Systematic assessments of syntax, semantics, and chronologies might allow for a much more refined establishment of local, regional and superregional hierarchies in decoration patterns, as well as for aesthetic approaches and a re-evaluation of the ornamental value of decoration.
- Since many old excavations do not meet modern standards in terms of methods, documentation, and recording systems and thus often do not allow for an in-depth investigation of current research questions, targeted new area excavations offer excellent potential, particularly at well explored sites where they could complement and allow for a critical reassessment of published evidence (e.g., Delos, Megara Hyblaea, Morgantina, Olynthus, Priene, Solunto). This would provide a much more solid basis for the application of modern theories and the reconstruction of households and their differentiated use of domestic space.

In sum, this reviewer pleads for fundamental new fieldwork ('Grundlagenforschung') with a meticulous close reading, rigorous analysis, and sophisticated interpretation of the material. To return to the book under review, this is exactly what H. & S. provide for barely studied evidence. While the Archaic period of Megara Hyblaea has long attracted interest and yielded many publications, the Hellenistic and Roman periods have received very little attention. This is about to change, as a French team under the direction of Henry Tréziny has recently embarked upon a major research program dedicated to this phase of the city.⁴ H. & S.'s work is part of this project and is complemented by a PhD dis-

³ Long awaited synthetic studies with catalogs on Greek-Hellenistic mosaics (R. Westgate) and on the important stucco decorations of Delos (F. Alabe and U. Bezerra de Meneses) have not yet been published; the study by V. Vassal, *Les pavements d'opus signinum. Technique, décor, fonction architecturale*, Oxford (2006) 5-9 unfortunately is published without the complete catalog on which it is based (only 557 of 1092 entries appear in the catalog, 107-212). There is no recent synthetic study on so-called masonry style in the Eastern Mediterranean; for the Western Mediterranean see T. Lappi, *Hellenistische Wanddekorationen. Syntax, Semantik und Chronologie des Ersten Stils im zentralen und westlichen Mittelmeerraum*, unpublished PhD dissertation, Tübingen 2016.

⁴ The results of this project will soon be published as volume VII in the excavations series of Megara Hyblaea.

sertation on the domestic architecture of Hellenistic-Roman Megara Hyblaea by Frederic Mège.⁵

H. & S.'s study is also remarkable for another reason: monographs on individual Greek houses are still rare, and the few known examples are dedicated to large, important, and particularly lavishly decorated houses that also include several courtyards.⁶ While House XV B in Megara Hyblaea shares with these houses an impressive size and the presence of two courtyards, it has little to offer in terms of decoration. This makes its interpretation much more challenging and renders it far less obvious for monographic treatment overall. H. & S. deserve particular recognition for having tackled this challenge, and this in an amazingly timely manner following the completion of their fieldwork.⁷

The major results of this study include the following:

1. The provision of two courtyards goes back to the initial concept and construction of House XV B and is not, as repeatedly argued in previous scholarship, the result of a later enlargement. Thus, the larger southern peristyle courtyard was always complemented by the smaller simple northern courtyard.
2. H. & S. identify four phases on the terrain of House XV B: 1. some structures that pre-date the large double-courtyard house but cannot be classified in more detail; 2. the construction of the double-courtyard house, which included a three-sided peristyle in the south and a simple courtyard in the north; 3. the remodeling of the double-courtyard house, which entailed the creation of additional rooms, the re-decoration of some rooms, and changes in the eastern *porticus* of the peristyle; 4. a phase when the double-courtyard house was largely abandoned and to which only a coherent group of rooms in the south-east and some isolated walls in the northern part are assigned; the south-eastern rooms included a staircase that may have led to a newly built upper story.⁸

⁵ F. Mège, *Habitat et urbanisme en Sicile orientale à l'époque hellénistique (IVe-IIe siècle av. J.-C.): l'exemple de Mégara Hyblaea*, unpublished PhD dissertation Aix-en-Provence/Marseille 2015.

⁶ Eretria, House of Mosaics: P. Ducrey/I. Metzger/K. Reber, *Le Quartier de la Maison aux Mosaïques. Eretria 8*, Lausanne (1993); Monte Iato, Peristyle House 1: K. Dalcher, *Das Peristylhaus 1 von Iaitas. Studi Ietina VI*, Zurich (1994); H. Brem, *Das Peristylhaus 1 von Iaitas: Wand- und Bodendekorationen. Studi Ietina VII*, Zurich (2000); Pella, House of the Abduction of Helena and House of Dionysos (strictly speaking two houses): Ch. Makaronas/E. Giure, *Hoi oikies harpages tes Helenes kai Dionysou tes Pellas*, Athens (1989); Solunto, 'Ginnasio': M. Wolf, *Die Häuser von Solunt und die hellenistische Wohnarchitektur*, Mainz (2003).

⁷ For reasons unknown to me, I was only asked to review this book in February of 2016. – One should add that, in addition, H. & S. organized a conference in 2013, which was also published in 2014: A. Haug/D. Steuernagel (eds.), *Hellenistische Häuser und ihre Funktionen. Internationale Tagung Kiel, 4. bis 6. April 2013*, Bonn (2014).

⁸ H. & S. keep referring to this house as a peristyle house, which is somewhat misleading, as this does not clearly denote the existence of a second courtyard. In contrast, the subtitle of the book specifically refers to "Zweihofhäuser" (double-courtyard houses), and the very existence of two courtyards is expressively identified as the starting point of their project (13, 17).

3. Despite the absence of absolute chronological data, H. & S. cautiously date the first structures on the lot of House XV B to the 4th c BC; the first phase of the double-courtyard house to the 3rd c BC, more precisely the Hieronian period, when Megara Hyblaea most likely experienced a major urban boom; the second phase of the double-courtyard house to the period of Roman rule after 213 BC; and the last occupation to the 1st c BC. While the intent and character of the second phase of the double-courtyard house are not clearly identified and assessed, the use of permanent pavements⁹ is, in accordance with French research, assigned specifically to the Roman phase of Megara Hyblaea (43, 63).
4. H. & S. are extremely cautious in assigning specific functions to rooms and in identifying a particular differentiation of the two courtyard sections along popular opposites, such as male – female, public – private, representation/reception of guests – everyday use/family, representation – service. They still recognize, however, a clear hierarchy in the design, decoration, and possible function and use of the two courtyard sections which is maintained in both phases: the southern section was unquestionably better appointed, including the peristyle and the only rooms with permanent pavements that may preferably have been used for the reception of guests; in contrast, the few installations that H. & S. ingeniously identify as related to production and processing of agricultural goods, are concentrated in the northern section. According to H. & S., similar caution is indicated in interpreting other double-courtyard houses in Sicily, even if these commonly provide many more elements of decoration and thus significantly more clues for establishing hierarchies of rooms and room suites. They convincingly argue that these houses also had been conceived, from the beginning, as double-courtyard houses.¹⁰

These results are important and overall very convincing. As mentioned above, the book is clearly written, well-argued, almost free of mistakes,¹¹ and amply

⁹ For the two surviving pavements in rooms B 15 and B 17 H. & S. use the terms “Kalkestrich” and “Terrazzo” (43), both of which are much debated in scholarship. A reference to Vassal 2006 (op. cit. note 3), esp. 2, 24-27, would have been useful here, as would a closer assessment of how common these “Kalkestrich” pavements were in Sicily and how they rank in a hierarchy of pavements: the reference to Morgantina, p. 44, note 70, is not quite appropriate because B. Tsakirgis, *The Domestic Architecture of Morgantina in the Hellenistic and Roman Periods*, unpublished PhD dissertation, Princeton 1984, 328-329 uses a different definition of terrazzo (p. 328: “pieces of marble or limestone chips in a matrix of white cement”), and the examples in Morgantina seem to rank higher than decorated *opus signinum* pavements. In contrast, the examples in House XV B, of which no sufficiently detailed and legible photo is provided (cf. figs. 43-44), seem to compare with simple “Gußmörtelböden”, which are not very common in Sicily.

¹⁰ This concerns particularly Peristyle House 1 in Monte Iato, and the House of the Doric Capital in Morgantina; for the latter, cf. already M. Trümper, *Bathing Culture in Hellenistic Domestic Architecture*, in: S. Ladstätter/V. Scheibelreiter (eds.), *Städtisches Wohnen im östlichen Mittelmeer. 4. Jh. v. Chr. – 1. Jh. n. Chr. Akten des Internationalen Kolloquiums vom 24.-27. Oktober 2007 an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Vienna (2010)* 540 note 42; M. Trümper, *Sanitary Installations in Hellenistic Houses of Sicily: A Critical Reassessment*, in: A. Haug/D. Steuernagel (eds.), *Hellenistische Häuser und ihre Funktionen. Internationale Tagung Kiel, 4. bis 6. April 2013, Bonn (2014)* 89-90 note 14.

¹¹ The only real mistake that needs to be mentioned is on p. 74, note 182: the “Flügeldreiraumgruppe” in Peristyle House 2 of Monte Iato is located to the west of the peristyle courtyard, and not to its east.

illustrated with excellent photos, stone by stone plans, section drawings, and colored phase plans. However, some aspects of the documentation and, more crucially of the argumentation still provoke critical remarks – or rather reopen and stimulate the debate on the analysis of domestic architecture.

Documentation:

Not all photos do consistently include a scale. The stone-by-stone plan (plan 1) is somewhat ascetic: it lacks a legend, which would allow for clearly identifying the material of stones and the types of pavements; furthermore, it does not include any elevations and room numbers, which hampers its use. While the section drawings (plans 2-5) partially substitute for the missing elevations, they cannot provide all desired information; in addition, they are printed too small to be fully legible. Lacking information concerns particularly the thresholds that play a key role in the distinction of building phases (see below): it would have been helpful to have elevations for all of these, and even separate detailed larger drawings for easier comparison of their type and material. Plan 6, which includes room numbers and a very helpful systematic labeling of all walls and features, lacks a north arrow. Various plans (figs. 11, 17, 18) lack scales. Room numbers of the houses in Morgantina are referred to in the text, but are missing in the plans (figs. 75-80).

Argumentation:

The argument that permanent pavements became popular in Roman Megara Hyblaea only after 213 BC is questionable, or at best only tenable for domestic architecture. The well-appointed Greek public bath building at the agora, whose construction is commonly dated to the mid-3rd c BC, includes a variety of high quality decorated *opus signinum* pavements, which certainly go back to the original design of the building. While this building shows some signs of remodeling and may even have been used after 213 BC typological comparisons with better-known baths in Morgantina clearly suggest an early date for its pavements.¹² A full assessment of the pavements in House XV B would require a

¹² The bath building is only summarily published in G. Vallet/F. Villard/P. Auberson, *Guide de fouilles. Introduction à l'histoire d'une cite coloniale d'occident, Mégara Hyblaea 3*, Rome (1983) 49-60 where the date of its abandonment is not discussed. For the baths in Morgantina: S. Lucore, *Bathing in Hieronian Sicily*, in: S. Lucore/M. Trümper (eds.), *Greek Baths and Bathing Culture: New Discoveries and Approaches*. BABESCH Suppl. 23, Leuven (2013) 151-179; S. Lucore, *Le terme sud di Morgantina: impianti idrico e di riscaldamento*, in: L. Maniscalco (ed.), *Morgantina Duemilaequindici. La ricerca archeologica a sessant'anni dall'avvio degli scavi*, Palermo (2015) 92-101; M. Trümper, *South Baths at*

more comprehensive study within the context of local public and private architecture, which was certainly beyond the scope of H. & S.'s book. This also concerns, far beyond pavements, other central aspects of House XV B (location, size, overall design, accessibility and circulation pattern, room types, water management etc.). A comprehensive study of domestic architecture of Megara Hyblaea, including reference to House XV B, will most likely be provided by the above-mentioned forthcoming French publications. This division of tasks is somewhat unfortunate for a comprehensive contextualization of House XV B within its monographic publication, but most likely unavoidable in view of the logistics and manifold requirements of such a large project as the investigation of Hellenistic and Roman Megara Hyblaea.

In their analytical description of the remains, H. & S. provide an interesting approach to reconstructing the development of the entire insula XV (23-31) but they do not fully explore the implications. They discuss the relative chronology of some houses but not the sequence of all lots with a view to the conception and development of the entire insula. If all available information is combined,¹³ the following picture emerges: lots E and B, which are not contiguous, were developed first; lots D, C, and F followed; and the double-courtyard house was constructed last, probably at the expense of two earlier lots (cf. fig. 11). While there must have been a master plan for the original subdivision of this insula into six (or more) lots, these were obviously not developed systematically from north to south or vice versa, but probably at least from west to east, the eastern lots being smaller than the western equivalents and probably not consistently aligned in their north-south extension with the western lots (cf. figs. 11, 17). Since the houses share communal walls, construction and roofing must have been coordinated and cost sharing must have been discussed. One could have compared the sizes of the different lots, discussed the possible house types that the lots could have accommodated, and compared these in the local, regional and superregional context. For example, lot C has a surface area of about 190 m² (13.80 x 13.80 m excluding the walls) and D a surface area of about 145 m² (9.80 x 14.80 m excluding the walls); these sizes are by far outstripped by the double-courtyard house with its 850 m², but compare well with, for example, average house sizes in Late Hellenistic Delos. Hypotheses for the roofing system of the entire insula, or at least of houses B, C, and D should have been developed, if not for the collection and drainage of rainwater from roofs into cis-

Morgantina: Comparative Assessment of the Heating System, in: L. Maniscalco (ed.), *Morgantina Duemilaquindici. La ricerca archeologica a sessant'anni dall'avvio degli scavi*, Palermo (2015) 102-114.

¹³ Lot E was developed before lots F, C, and D; the double-courtyard house B was built later than D; D is later or contemporary with C; C, in turn, is later than the first complex in the area of B.

terns,¹⁴ then at least with a view to drainage of rainwater from roofs and with regard to the question of ventilation and illumination.¹⁵

The distinction and reconstruction of phases cannot be followed in all aspects. While the first phase of the double-courtyard house (fig. 70)¹⁶ seems overall convincing, the lack of a northern colonnade and *porticus* in the peristyle courtyard remains strange, particularly in view of the considerable size of the peristyle (5 x 8 columns). If wall 49,63 originally had served as a stylobate and not as the foundation of a wall, a northern *porticus* could be reconstructed, for example with a back wall in alignment and continuation of walls 49,35 and 50,30.¹⁷

More importantly, phase 3 is highly questionable and is nowhere fully explained: how would a separate suite of large rooms with well-made thresholds and a latrine (fig. 72, rooms B 18, B 19, D 2, D 3, C 5, C 6) have functioned, without any visible connection to a courtyard or any access from the street? It seems much easier and more logical (a *lectio facilior*) to combine phases 2 and 3 into one large phase of use ('Nutzungsphase') with a clearly identifiable intent, notably an enlarging, embellishing, and improving remodeling process ('Nobilitierung'):

- first, the building was enlarged and significantly more and larger rooms were gained by either subdividing existing rooms (B 17 from B 16, B 19 from B 18,¹⁸ B 9 from B 2, B 13 a and b); by enlarging existing rooms (B 4 and B 5); by gaining rooms from the neighboring houses (D 2, D 3, C 5, C 6);
- second, this provided more options for a differentiated use of the house, even if the forms and axes of differentiation cannot be reconstructed;¹⁹
- third, rooms were embellished (B 15, B 17, B 18, with permanent pavements; the new thresholds of the striking Melilli limestone were probably also considered an embellishment);

¹⁴ Water management is only briefly discussed on p. 75, and two manholes in the peristyle courtyard are interpreted as wells rather than cisterns.

¹⁵ As well as the potential prestige linked to a visibly increased height of rooms and buildings.

¹⁶ Phase plans (figs. 70-72) illustrate only the phases 2-4 in the area of XV B and are labeled "Plan Peristylphase 1", "Plan Peristylphase 2", "Plan Nachperistylphase", thus in the following phase 1, 2, and 3.

¹⁷ Of which nothing remains; but this is also true of the hypothetically reconstructed original western walls of rooms B 4 and B 5 (fig. 70), for which there is no evidence.

¹⁸ The partitioning of room B 17 from B 16 and B 19 from B 18 is so remarkably similar that it is highly questionable to ascribe this process to two different phases (phase 2 for the first, and phase 3 for the second group), a similar process may have occurred in room B 7.

¹⁹ This tendency would have been increased if an upper story was really added to the house, as proposed by H. & S. (57); the platform in front of room C 5 certainly provided convenient access to and may have visually emphasized the large, and probably important room C 5, but it will hardly have accommodated an additional staircase that also did not lead to any possible upper story rooms in H. & S.'s reconstruction (fig. 72).

- fourth, the accessibility and visibility from the eastern street D 1 was improved (the new main entrance B 3 had two thresholds; the large new double entrance of B 6 provided differentiated access for carts and pedestrians);
- and fifth, the sanitary equipment was improved by providing a separate purpose-built latrine (B 18), which was by no means standard in Hellenistic houses in Sicily but instead rather a luxury feature.²⁰

The only argument that H. & S. provide for differentiating phases 2 and 3 is the elevation of thresholds: while they concede, that the level of some rooms and thresholds must already have been raised in phase 2, the thresholds of phase 3 would have been laid out on an even higher level, thus suggesting a separate phase. If levels and materials of thresholds are compared, however, a different picture emerges. Almost all of the new thresholds of phases 2 and 3 were made of the strikingly white Melilli limestone which is hardly a coincidence but speaks for a concerted program. The following elevations are given for thresholds:

- B 6 entrance, phase 2: 19,50 m NN (43)²¹
- B 15 to B 16, phase 2: 19,65 m (44)
- Pavement of B 15 and B 17, phase 2: 19,40 m (44)
- B 3 entrance from street, phase 2: 19,65 m (41)
- B 18, B 19, D 2, D 3, C 5, C 6, phase 3: from 19,60 (between the peristyle courtyard and B 18) to 20,1 m (between C 5 und C 6, p. 59)
- Cess pit in the street in front of B 18, upper border, phase 3: 19,70 (41)

These levels show that the eastern street D 1 sloped slightly from south to north (as acknowledged by H. & S., 41); that the entrance thresholds were raised in phase 2, most likely in accordance with the street level; that a difference of 25 cm between the threshold and pavement of B 15 was not a problem, and that the same should therefore hold true for the difference between the floor of the eastern *porticus* (19,35 m) and the threshold to B 18 (19,60 m); and that the thresholds of rooms B 3 and B 15, both remodeled in phase 2, were laid out at the same level as that of B 18 in phase 3. Therefore, the southeastern rooms of H. & S.'s phase 3 could easily have belonged to phase 2; they were obviously conceived with a gradual increase of elevations between rooms B 18 and C 6 that could easily have been achieved with slightly ascending earth floors and would hardly have been noticeable for users walking through these rooms.²²

²⁰ Cf. Trümper 2014 (op. cit. note 10).

²¹ These are not absolute heights above sea level, but heights within a local grid with a freely established reference point of 20 m elevation at the West Gate (17).

²² The isolated walls of phase 3 in the northern part of House XV B have a different orientation than those of the suite of rooms in the southeast, and they are not visibly connected

From a historical point of view, the two phases of the double-courtyard house could well be assigned to the Hieronian and Roman phases of the city, respectively. The second phase, as reconstructed and characterized here, would confirm that the Roman rule did not entail a rapid distinct decline of the city but instead granted continuous, and even increased wealth and an affluent lifestyle to at least some inhabitants.

In sum, critical remarks notwithstanding, this is an important and stimulating book. Studies such as this monograph on House XV B in Megara Hyblaea are much needed for advancing research on Greek domestic architecture and one hopes that this book finds many followers in the near future, published in a similarly comprehensive, rigorous, and timely manner.

with that group. They may have belonged to a post-double-courtyard house occupation whose nature cannot be determined in any closer detail.

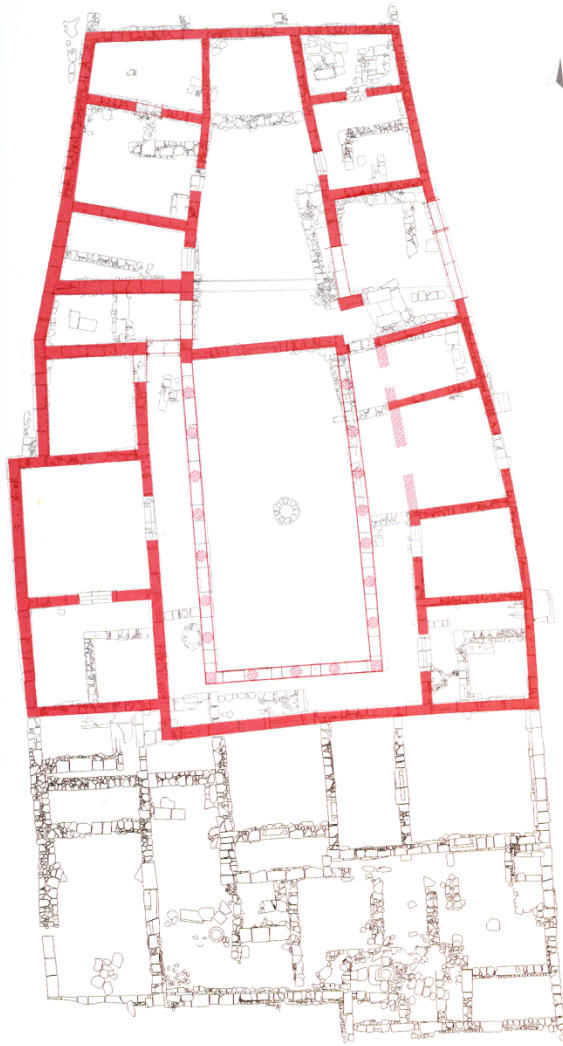


Abb. 70 Plan Peristylphase 1

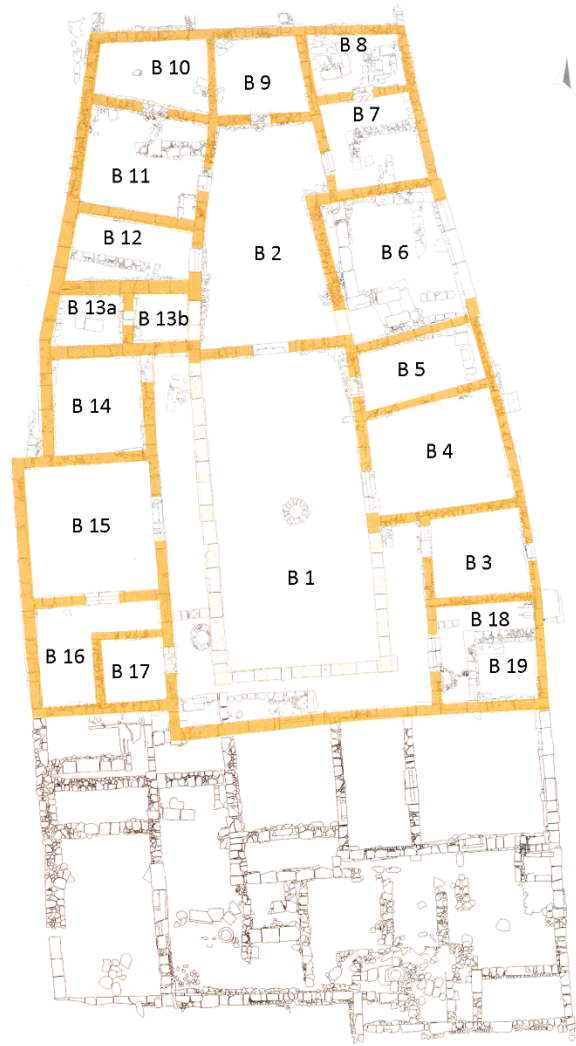


Abb. 71 Plan Peristylphase 2

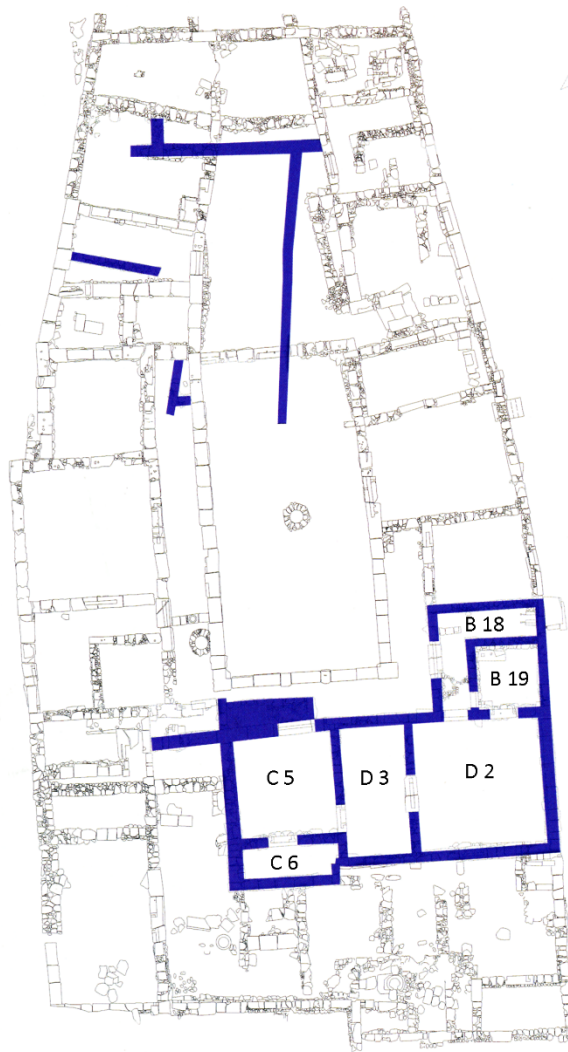


Abb. 72 Plan Nachperistylphase

Prof. Dr. Monika Trümper
Institut für Klassische Archäologie
Freie Universität Berlin
Fabeckstr. 23-25
D-14195 Berlin
E-Mail: monika.truemper@fu-berlin.de

Ralf von den HOFF – Wilfried STROH – Martin ZIMMERMANN, Divus Augustus. Der erste römische Kaiser und seine Welt. München: Verlag C. H. Beck 2014, 341 S., 74 Abb. (s/w und Farbe) und Pläne

Aus Anlass seines 2000-jährigen Todestages ist im Jahr 2014, wie nicht anders zu erwarten, in deutscher Sprache eine größere Zahl an Büchern erschienen, die sich mit dem Leben und der historischen Bedeutung des ersten Princeps beschäftigen.¹ Unter diesen Publikationen sticht der hier zu besprechende Band aber gleich in mehrfacher Hinsicht heraus: Erstens ist er keine klassische Monographie, sondern das Produkt eines Kollektivs von drei Autoren; zweitens ergibt sich aus dieser dreifachen Autorenschaft eine in hohem Maße anregende, multiperspektivische Betrachtung aus dem Blickwinkel von Alter Geschichte, Klassischer Archäologie und Klassischer Philologie; und drittens kann das resultierende Gesamtbild als eine der differenziertesten (und zugleich zugänglichsten) Bewertungen des augusteischen Zeitalters gelten, die nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs vorgelegt wurden.

Absicht der folgenden Rezension ist es deshalb nicht, das Buch im Detail zu analysieren, sondern es vielmehr in einen breiteren forschungsgeschichtlichen Kontext zu stellen, um vor diesem Hintergrund die Bedeutung der hier versuchten Betrachtungsweise ermessen zu können.

Programmatisch äußert sich der Anspruch der drei Autoren Martin Zimmermann, Ralf von den Hoff und Wilfried Stroh bereits im Vorwort: „Düstere Faszination und entschiedene Ablehnung bestimmen bis heute das Bild des Augustus [...] Im Jahr 2014 können wir bei der Erinnerung an den 2000. Todestag des Augustus *ausgewogener urteilen*. Die intensive Forschung der letzten Jahrzehnte ermöglicht es heute, *Schwarz-Weiß-Malerei zu vermeiden* und einen *unverstellten Blick* auf jene Welt im Umbruch zu werfen, in der er lebte und die er maßgeblich gestaltete.“ (S. 9f., Hervorhebungen Verf.). Es geht also einerseits darum, Machtstreben und brutale Konsequenz des Augustus nicht zu beschönigen, zugleich aber auch zu zeigen, welche, wiederum in den Worten der Au-

¹ Darunter so diverse Publikationen (und Neuauflagen) wie z.B. W. Eck, Augustus und seine Zeit (6. Aufl. München 2014); B. Erenz (Hg.), Augustus. Roms erster Kaiser. Tyrann oder Lichtgestalt? Wie Augustus die antike Welt veränderte und warum er uns bis heute fasziniert (Hamburg 2014); S. Haag (Hg.), Väter Europas. Augustus und Karl der Große. Eine Kabinettausstellung des Kunsthistorischen Museum, 27. Mai bis 21. September 2014 (Wien 2014); M. Horster/F. Schuller (Hg.), Augustus. Herrscher an der Zeitenwende (Regensburg 2014); M. Junkelmann, Augustus und seine Zeit. Die 101 wichtigsten Fragen (München 2014); D. Kienast, Augustus. Prinzeps und Monarch (5. Aufl. Darmstadt 2014); A. Pabst, Kaiser Augustus. Neugestalter Roms (Ditzingen 2014).

toren, „wegweisenden Impulse [...] der erste römische Kaiser den Römern für eine radikale gesellschaftliche Erneuerung gab.“ (S. 10).

Diese dezidierte Absicht zur ausgewogenen Darstellung ist mit Sicherheit eine der größten Stärken des Buches. Aus wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive erscheint allerdings die Einschätzung bezüglich des „unverstellten Blicks“ zu optimistisch formuliert: Aus welchem Grund sollte gerade die zweite Dekade des 21. Jhs. eine *unverstelltere* Bewertung der augusteischen Epoche ermöglichen als vorangegangene Zeiten? Wird nicht jede Generation von Historikern, Archäologen und Philologen in ihrer Beschäftigung mit historischen Figuren wie Augustus von politischen, sozialen und ökonomischen Rahmenbedingungen der eigenen Zeit geprägt – ob bewusst oder unbewusst? Und waren und sind es nicht *gerade* diese zeitspezifischen Prägungen, die immer wieder zu neuen Bewertungen des Augustus und des Übergangs zwischen Republik und Prinzipat geführt haben? In anderen Worten: Ist der von den Autoren im Vorwort angeführte „unverstellte Blick“ überhaupt jemals zu erreichen? Im Folgenden möchte ich diese Frage als Leitlinie für einige Betrachtungen benutzen, durch die der Beitrag des Buchs zur Augustus-Forschung vor einem historischen Hintergrund m.E. besser beurteilt werden kann.

Der von mir gewählte Anfangspunkt für diese Betrachtungen ist zugegebenermaßen nicht sonderlich originell. Allerdings stellt er ohne Zweifel eines der berühmtesten Beispiele dafür dar, wie sehr gerade das *Gegenteil* eines „unverstellten“ Blicks ein ganzes Forschungsfeld revolutionieren kann. Die Rede ist von Ronald Syme epochaler Monographie „The Roman Revolution“, die im Jahr 1939 unter dem unmittelbaren Eindruck der faschistischen, nationalsozialistischen und stalinistischen Regimes am Vorabend des Zweiten Weltkriegs veröffentlicht wurde. Syme entwarf in seinem *opus magnum* das Bild einer auf rücksichtsloses Machtstreben, politische Manipulation und Gewalt ausgerichteten ‚Revolution‘, aus der die Herrschaft eines einzelnen Parteiführers folgt, der dafür im wahrsten Sinne des Wortes über Leichen geht: „The rule of Augustus brought manifold blessings to Rome, Italy and the provinces. Yet the new dispensation, or ‚novus status‘, was the work of fraud and bloodshed, based upon the seizure of power and redistribution of property by a revolutionary leader. [...] Domination is never the less effective for being veiled. Augustus applied all the arts of tone and nuance with the sure ease of a master.“² In sei-

² R. Syme, *The Roman Revolution* (Oxford 1939) 2. Zu Syme und seinem Werk vgl. G. Alföldy, *Two principes. Augustus and Sir Ronald Syme*, *Athenaeum* 81, 1993, 101-122; U. Walter, *Der Historiker in seiner Zeit. Ronald Syme und die Revolution des Augustus*, in: J. Spielvogel (Hg.), *Res publica reperta. Zur Verfassung und Gesellschaft der römischen Republik und des frühen Prinzipats*. Festschrift für Jochen Bleicken zum 75. Geburtstag (Stuttgart 2002) 137-152.

nem taciteischen Stil analysierte Syme das Funktionieren von Machteliten und die aktive Umformung einer Gesellschaft durch Bürgerkrieg und soziopolitische Selektion. Dieser Fokus macht „The Roman Revolution“ nach wie vor zu einer der eindrucksvollsten kritischen Betrachtungen der späten Republik und des frühen Prinzipats.

Die von Syme betonten Eigenschaften des Augustus – also: Rücksichtslosigkeit, Gewaltbereitschaft, Drang zur Macht – wurden gleichzeitig mit dem Erscheinen von „The Roman Revolution“ von Altertumswissenschaftlern in Italien und Deutschland ausdrücklich verherrlicht. Konzeption und Exponate der von italienischen Archäologen und Althistorikern im Jahr 1937 im Sinne der faschistischen Staatsideologie organisierten „Mostra Augustea della Romanità“ sind Kronzeugen für die Strategien dieser politisch opportunen Ausdeutung.³ Prominente Forscher wie Gerhart Rodenwaldt ließen Kunst und Kultur der augusteischen Zeit als paradigmatisch für einen lobenswerten Personen- und Führerkult erscheinen: „[...] er war der Mann, den die Welt brauchte. Er war der Ordner eines Chaos, der Friedebringer [sic] für eine vom Krieg erschöpfte und zerrissene Menschheit, der Gründer einer neuen Antike.“⁴ Diese positive Einschätzung von Augustus als bewundernswerte Führerfigur wurde auch in der zweiten Auflage von Rodenwaldts „Kunst um Augustus“ beibehalten – erschienen im Jahr 1943, als deutsche Städte im Bombenhagel brannten und deutsche Soldaten für *ihren* ‚Führer‘ in Stalingrad erfroren.

Nach Kriegsende trat in der deutsch- und italienischsprachigen Forschung die politische Ausdeutung der augusteischen Zeit in den Hintergrund. Die geläufigste Erklärung für diese Entwicklung liegt darin, dass die Beschäftigung mit Augustus durch Faschismus und Nationalsozialismus kompromittiert worden sei, wobei gerade in Hinblick auf die Altertumswissenschaften in Deutschland m.E. aber auch der weitere gesellschaftspolitische Kontext der fünfziger und sechziger Jahre zum Verständnis dieser ‚Entpolitisierung‘ in den Blick genommen werden sollte.⁵ Erst in den achtziger Jahren des 20. Jhs. erstarkte das Interesse an Augustus wieder. Mit der Ausstellung „Kaiser Augustus und die verlorene Republik“ (Berlin 1988) wurde der Fokus auf den Prozess der politischen

³ Zur „Mostra Augustea“ vgl. F. Scriba, Augustus im Schwarzhemd? Die „Mostra augustea della Romanità“ in Rom 1937-38 (Frankfurt a. M. 1995); F. Scriba, L'estetizzazione della politica nell'età di Mussolini e il caso della mostra augustea della Romanità. Appunti su problemi di storiografia circa fascismo e cultura, *Civiltà romana* 1, 2014, 125-158.

⁴ G. Rodenwaldt, Kunst um Augustus (Berlin 1937) 14.

⁵ Siehe dazu nur H. Glaser, Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland 2: 1949-1967 (München 1986); W. Abelshauser, Die Langen Fünfziger Jahre. Wirtschaft und Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland 1949-1966 (Düsseldorf 1987); A. Schildt, Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und „Zeitgeist“ in der Bundesrepublik der fünfziger Jahre (Hamburg 1995).

Transformation in der zweiten Hälfte des 1. Jhs. v. Chr. gelegt: Als greifbare Evidenz für diesen Prozess zogen die Organisatoren der Ausstellung vorrangig Beispiele aus Kunst und Architektur heran.⁶

Noch stärker als durch die Ausstellung wurde diese Betrachtungsweise aber ohne Zweifel durch die Veröffentlichung von Paul Zankers Buch „Augustus und die Macht der Bilder“ gefördert, das im Jahr 1987 erstmals aufgelegt wurde und bis zum heutigen Tag in mehreren Sprachen und etlichen Neuauflagen erschienen ist.⁷ Eine umfassende Bewertung von Zankers Werk ist an dieser Stelle zwar weder nötig noch möglich, doch soll zumindest eine kurze Charakterisierung versucht werden: Ebenso wie die Augustus-Ausstellung in Berlin ist „Augustus und die Macht der Bilder“ letztlich ein Kind seiner Zeit. Im soziopolitischen Kontext der entwickelten achtziger Jahre des 20. Jhs. stellt das Buch den – gemessen an seiner Rezeption und Auflagenstärke – erfolgreichen Versuch dar, die ideologiekritische Position der 68er-Bewegung mit der postmodernen Faszination für Bilderrätsel, Sprachspiele, Zeichenhaftigkeit und Mentalitätsgeschichte zu verbinden. Deutlich schwächer ausgeprägt ist in Zankers Werk hingegen die Beschäftigung mit der Welt jenseits der Bilder und Bauten, also mit genau jenen Abgründen der Ereignisgeschichte, die Syme im Jahr 1939 (verständlicherweise) noch so stark beschäftigt hatten.

⁶ M.R. Hofter (Hg.), Kaiser Augustus und die verlorene Republik. Eine Ausstellung im Martin-Gropius-Bau, Berlin, 7. Juni-14. August 1988 (Mainz 1988). Vgl. W.D. Heilmeyer/M.R. Hofter, „Kaiser Augustus und die verlorene Republik“. Ein Erfahrungsbericht über die Ausstellung im Martin-Gropius-Bau Berlin vom 7.6.-14.8. 1988, in: W.D. Heilmeyer (Hg.), Erst erfreuen, dann belehren. Museologie und Archäologie (Berlin 2013) 175-186; Zu den Entwicklungen siehe auch T. Hölscher, Augustus und die Macht der Archäologie, in: A. Giovannini (Hg.), La révolution romaine après Ronald Syme. Bilans et perspectives: sept exposés suivis de discussions, Vandœuvres-Genève, 6-10 septembre 1999 (Genf 2000) 242f.

⁷ P. Zanker, Augustus und die Macht der Bilder (München 1987). Die Betonung der historischen Bedeutung, ja gleichsam autonomen Rolle von Bildwerken und Architektur wurde besonders von Egon Flaig scharf kritisiert: „Zeigt sich eine materialistische Verfangenheit der momentan [1999] vorherrschenden Meinung nicht zuletzt daran, wie sie die Bilder überschätzt? [...] *Bilder haben keine Macht*. [...] Die Vorstellungen entscheiden darüber, welche ‚Botschaft‘ des Bildnisses ankommt, und ob überhaupt eine ankommt.“ (E. Flaig, Über die Grenzen der Akkulturation. Wider die Verdinglichung des Kulturbegriffs, in: G. Vogt-Spira/B. Rommel [Hgg.], Rezeption und Identität. Die kulturelle Auseinandersetzung Roms mit Griechenland als europäisches Paradigma [Stuttgart 1999] 91f.; Hervorhebung Verf.) Tonio Hölscher wies diese Kritik vehement zurück, wenngleich seine zum Abschluss gewählte Analogie „Gewiß, ‚Bilder haben keine Macht‘. So wenig wie Schwerter oder Bomben – bis man sie gebraucht.“ durch ihre Überspitzung letztlich nicht überzeugt: T. Hölscher, Denkmäler und Konsens. Die sensible Balance von Verdienst und Macht, in: K.-J. Hölskeskamp (Hg.), Eine politische Kultur (in) der Krise? (München 2009) bes. 161-165. Jedenfalls umreißt diese Debatte mit Kritik und Gegenkritik sehr gut die Interessensgrenzen, die sich mit den Arbeiten von Zanker und Hölscher in den achtziger Jahren mehr oder weniger fest um die Forschungen zu Augustus in der deutschsprachigen Klassischen Archäologie gelegt haben.

Neun Jahre nach „Augustus und die Macht der Bilder“ erschien Karl Galinskys Buch „Augustan Culture“, dessen Ansatz sich wohl am besten mit jenem der Autoren von „Divus Augustus“ vergleichen lässt.⁸ Ausgehend von dem Konzept der *auctoritas* entwarf Galinsky ein großes Panorama, das sich innerhalb des Rahmens der Ereignisgeschichte über bildende Kunst, Architektur und Literatur erstreckte und einen ambitionierten kulturgeschichtlichen Querschnitt durch die augusteische Epoche versuchte. Nach Ansicht von Tonio Hölscher ist Galinsky „mit Recht gegen die Vorstellung einer zentral gelenkten Propaganda in Literatur und Bildwerken – wie sie allerdings nur von gedankenlosen Epigonen vertreten worden war – eingeschritten“, habe „dann jedoch ein[en] sehr breite[n] kulturelle[n] Pluralismus entworfen [...], in dem ‚continuity‘ und ‚change‘ literarischer und bildkünstlerischer Formen, ‚adaptation‘ und ‚experimentation‘ zu einem harmonischen postmodernen Gemälde verbunden erscheinen.“⁹ Diese Einschätzung trifft zweifelsohne den Kern von Galinskys Ansatz. Doch aus der Distanz von fast zwanzig Jahren kann Hölschers Abgrenzung von ‚politischer‘ Interpretation à la Zanker und ‚postmoderner‘ Interpretation à la Galinsky letzten Endes nicht überzeugen – vielmehr stehen *beide* Werke für eine bürgerlich-liberale Mainstream-Postmoderne, die in den achtziger Jahren des 20. Jhs. aufkam und nach dem Ende des Kalten Krieges mit der wirtschaftlichen Prosperität und dem ebenso gegenwartsgläubigen wie konsumorientierten Liberalismus der neunziger Jahre ihre Hochblüte erlebte.¹⁰

In Rückschau hat also jede Generation von Altertumswissenschaftlern die Beschäftigung mit Augustus vor dem Hintergrund und eingebettet in den Kon-

⁸ K. Galinsky, *Augustan Culture. An Interpretive Introduction* (Princeton, N. J. 1996).

⁹ Hölscher (wie Anm. 6) 243. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang auch die Feststellung von Gregor Weber und Martin Zimmermann: „Der [...] Einschätzung ist zuzustimmen, und mit dem letzten Satz wird von Hölscher eine durchaus *größere Gruppe von Studien* (auch eigener Schüler!) als *randständig* erklärt, in denen oftmals ohne tiefergehende Problematisierung davon ausgegangen wird, dass eine gezielte Propaganda zur Verbreitung herrschaftsstabilisierender Inhalte angewandt worden sei.“ (Hervorhebung Verf.; G. Weber/M. Zimmermann, *Propaganda, Selbstdarstellung und Repräsentation. Die Leitbegriffe des Kolloquiums in der Forschung zur frühen Kaiserzeit*, in: G. Weber/M. Zimmermann [Hgg.], *Propaganda – Selbstdarstellung – Repräsentation im römischen Kaiserreich des 1. Jhs. n. Chr.*, *Historia Einzelschriften* 164 [Stuttgart 2003] 18).

¹⁰ Zu Analyse und Kritik der Postmoderne vor dem Hintergrund von Gesellschaftsentwicklung, Politik und Ökonomie siehe bes. J. Habermas, *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen* (3. Aufl. Frankfurt a. M. 1985); A. Callinicos, *Against Postmodernism. A Marxist Critique* (Cambridge 1989); F. Jameson, *Postmodernism, or, the Cultural Logic of Late Capitalism* (London 1991); R. Wolin, *The Seduction of Unreason. The Intellectual Romance with Fascism from Nietzsche to Postmodernism* (Princeton – Oxford 2004). Zu den damit verbundenen Entwicklungstendenzen der politischen Kultur in Mitteleuropa und den USA von den achtziger Jahren des 20. Jhs. bis in das frühe 21. Jh. siehe bes. C. Crouch, *Postdemokratie* (Frankfurt a. M. 2008).

text ihrer Zeit unternommen. Entgegen der im Vorwort aufgestellten Behauptung der Autoren, dass dem Leser hier ein „unverstellter Blick“ auf die augusteische Epoche geboten werde, bildet „Divus Augustus“ keine Ausnahme von dieser Regel. Das zeigt schon das Umfeld seines Entstehens: In der zweiten Dekade des 21. Jhs., fast 80 Jahre nach der „Mostra Augustea della Romanità“ bzw. 30 Jahre nach der Berliner Augustus-Ausstellung und der Erstauflage von „Augustus und die Macht der Bilder“, gab es mit dem 2000-jährigen Todestag des Augustus im Jahr 2014 erneut einen Anlass, sich mit dem ersten Princeps zu beschäftigen. Eine Flut von entsprechenden Publikationen und die groß angelegte Ausstellung in den Scuderie del Quirinale bzw. im Pariser Grand Palais waren die Folge.¹¹ Das ist der Entstehungszusammenhang von „Divus Augustus“, und innerhalb dieses Zusammenhangs wendet sich der Band an eine Gesellschaft, die in vielen Belangen nicht mehr viel mit dem bildungsbürgerlichen Rezipientenkreis von „Augustus und die Macht der Bilder“ zu tun hat.

Mit Sicherheit wird diese Zeitgebundenheit des Buchs in zwanzig, dreißig Jahren noch deutlicher zu Tage treten – doch einige zentrale Aspekte seien in dieser Besprechung dennoch hervorgehoben:

1) *Der Ansatz*: Die Zusammenarbeit dreier Autoren steht unverkennbar und demonstrativ für einen Pluralismus der altertumswissenschaftlichen Disziplinen, die mit ihren je eigenen Problemfeldern, spezifischen Sprachregelungen und methodischen Werkzeugkästen gleichberechtigt nebeneinander stehen. Der daraus resultierende Multiperspektivismus bietet einerseits interessante neue Beobachtungen, andererseits entspricht er aber auch einem gegenwärtig stark ausgeprägten Drang zum Expertentum und zur Atomisierung von einzelnen Spezialgebieten, dem auf organisatorischer Ebene durch ostentative ‚Interdisziplinarität‘ wiederum abgeholfen werden soll. Abgesehen von seiner hohen inhaltlichen Kompetenz kann das Buch also auch als Zeitdokument für eine forschungspolitische Tendenz zur Arbeit in ‚Verbünden‘ verstanden werden.

2) *Die Durchführung*: Jedes der sechs Großkapitel wurde jeweils in drei Unterkapitel gegliedert, die stets in derselben Reihenfolge in einen historischen (Zimmermann), archäologischen (von den Hoff) und philologischen (Stroh) Teil aufgeteilt sind. Die Großkapitel orientieren sich ihrerseits nach chronologischen Gesichtspunkten und reichen von der Jugend des Gaius Octavius (S. 11-58)

¹¹ Vgl. oben, Anm. 1. Zur großen Augustus-Ausstellung in Rom und Paris siehe E. La Rocca (Hg.), *Augusto. Mostra Roma, Scuderie del Quirinale, 18 ottobre 2013-9 febbraio 2014* – Parigi, *Galleries nationales du Grand Palais, 19 marzo-3 luglio 2014* (Mailand 2013). Vgl. u.a. A. Pasqualini, *L’ideologia augustea e la sua immagine. Osservazioni a margine della mostra Augusto alle Scuderie del Quirinale*, *Rationes rerum* 2, 2013, 235-246.

über seine „blutige Karriere“ als Octavian (S. 59-118), seine Zeit als „Herrscher von Rom“ (S. 119-170) bzw. „Herrscher der Welt“ (S. 171-214) bis zu „Glanz und Elend der Monarchie“ (S. 215-268) und „Abschied von einem Gott“ (S. 269-292). Dieses Konzept ist sehr stimmig und führt zu einer inhaltlich dichten und stringenten Darstellung der augusteischen Zeit. Allerdings entsteht dadurch stellenweise der Eindruck einer gewissen Unbestimmtheit und fehlenden Fokussierung. Besonders deutlich wird das im Schlusskapitel, in dem die historischen und archäologischen Beiträge den Rezeptionskontext bis in die Moderne untersuchen, das abschließende philologische Unterkapitel von Wilfried Stroh dann jedoch einen vergleichsweise engen Rahmen abdeckt, der bloß bis in die Spätantike reicht.

Zugleich wurde offenbar bewusst darauf geachtet, dass jeder der drei Autoren seinen eigenen charakteristischen Darstellungsstil beibehalten konnte. Dieser Stilpluralismus erzeugt eine interessante und spannende Leseerfahrung. Das Buch liest sich flüssig und verkörpert gerade aufgrund der drei verschiedenen Verfasser, die jeweils in ihrem eigenen Stil schreiben, das Gegenteil der von postmodernen Theoretikern und Historikern so heftig kritisierten „großen Erzählung“.¹² Möchte man diese gezielte Heterogenität in einem weiteren Kontext bewerten, so entspricht sie einem Stilmittel, das man als späten Ausläufer der Postmoderne bezeichnen kann.

3) *Die behandelten Themen:* Versucht man, ein Grundthema des Buchs zu definieren, so ist auffällig, dass sich vor allem der historische und der archäologische Teil häufig an vergleichbaren Konzepten orientieren. Wilfried Strohs Darstellung der spätrepublikanischen und augusteischen Literatur richtet sich hingegen vor allem an einzelnen Schriftstellerpersönlichkeiten aus, deren Werk und Innovationspotenzial wiederum in diachroner Hinsicht ausgewertet und gelegentlich mit den politischen und kulturellen Entwicklungen der Zeit verknüpft werden. Besonders schlüssig und überzeugend lesen sich die Kapitel zu Vergil, Horaz und Livius (S. 143-170) und zu Horaz im Vergleich mit Ovid (S. 204-214).

Die meisten Gegenwartsbezüge findet man jedoch eindeutig in den Beiträgen von Martin Zimmermann und Ralf von den Hoff. So stehen Bürgerkrieg, Kampf und Krise immer wieder im Fokus der historischen Unterkapitel (z.B. S. 61-81); zugleich ist eines der archäologischen Unterkapitel explizit mit „Der Kampf um die Bilder“ überschrieben (S. 82-102). In dieselbe Richtung deuten die Idee von „prekärem Ruhm“ (S. 217-234) und die „Konstanz der Bilder trotz

¹² So bes. J.-F. Lyotard, *La condition postmoderne. Rapport sur le savoir* (Paris 1979). Vgl. dazu die kritischen Beiträge in E.M. Wood/J.B. Foster (Hgg.), *In Defense of History. Marxism and the Postmodern Agenda* (New York 1997).

Krisen“ (S. 235-246). Politisches Handeln wird in diesen Abschnitten vor allem als strukturiertes Vorgehen zur Krisen- bzw. Kontingenzbewältigung gesehen. Diese Darstellungsweise spart auch brutale und gewalttätige Aspekte nicht aus. Gemeinsam ist den Kapiteln von Zimmermann und von den Hoff des Weiteren der Fokus auf Medien und Kommunikationszusammenhänge, etwa bei der Analyse von Inschriften, Bildwerken und Architektur (z.B. S. 37-41; 66-77; 97-102; 121-124; 129-142; 173-192 u.v.a.). Das alles vermag durchaus zu überzeugen, verbleibt aber durchwegs auf der Ebene der Elitenkultur. Soziale oder wirtschaftliche Transformationen, die auch „gewöhnliche Menschen“ betrafen, werden nur in wesentlich geringerem Maße thematisiert, obwohl hier gerade der Reichtum der materiellen Kultur großes Potenzial geboten hätte, um der besonders von Andrew Wallace-Hadrill in mehreren wichtigen Beiträgen thematisierten „Cultural Revolution“ der zweiten Hälfte des 1. Jhs. v. Chr. nachzuspüren.¹³

Politik ist in diesem Buch also zweifelsohne ein dominantes Thema, doch nicht in den wohlgeordneten, harmonisierten Bahnen von „Augustus und die Macht der Bilder“, sondern als dynamisches Kräftefeld, dessen maßgebliche Akteure sich ihrer eigenen prekären Lage bewusst sind und dementsprechend versuchen, die Kommunikationsmittel und die kommunizierten Inhalte nach besten Möglichkeiten zu dominieren. Kommunikation und Handlungskontext beschränken sich dabei keineswegs auf Rom, sondern werden auf das ganze Imperium bezogen, wie Passagen über die rechtsrheinische Gründung von Waldgirmes oder die Bautätigkeit in den Provinzen deutlich machen. Hier findet man klare Reflexe aktueller Globalisierungsdebatten, während der angesprochene Zugang zur Ereignisgeschichte möglicherweise auch die seit 2008 wachsende Unsicherheit im Umfeld der globalen Finanzkrise und das oft problematische Krisenmanagement aktueller politischer Eliten widerspiegelt.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass „Divus Augustus“ nach „Augustus und die Macht der Bilder“ (1987) und „Augustan Culture“ (1996) einen weiteren Meilenstein in der Augustus-Forschung darstellt – und das gerade deshalb, weil das Buch eben *keinen* „unverstellten Blick“ auf die Zeit des ersten Princeps bietet. „Divus Augustus“ steht für das Ausklingen der postmodernen

¹³ Siehe A. Wallace-Hadrill, *Rome's Cultural Revolution*, Rez. zu P. Zanker, *Augustus und die Macht der Bilder*, JRS 79, 1989, 157-164; A. Wallace-Hadrill, *Mutatio morum*. The Idea of a Cultural Revolution, in: T. Habinek/A. Schiesaro (Hgg.), *The Roman Cultural Revolution* (Cambridge 1997) 3-22; A. Wallace-Hadrill, *The Roman Revolution and Material Culture*, in: A. Giovannini (Hg.), *La révolution romaine après Ronald Syme. Bilans et perspectives: sept exposés suivis de discussions*, Vandœuvres-Genève, 6-10 septembre 1999 (Genf 2000) 283-313; A. Wallace-Hadrill, *Rome's Cultural Revolution* (Cambridge 2008). Zu letztgenanntem Buch siehe die wichtige Rezension von R. Osborne/C. Vout, *A Revolution in Roman History?*, JRS 100, 2010, 233-245.

Erzählungen, deren später Nachläufer es zugleich ist. Durch seine Struktur und die unterschiedlichen Stile der drei Autoren erinnert es an eine Ausstellung mit unterschiedlichen Themenbereichen und Ausstellungsräumen. Der Band stellt sich folglich eher in die Tradition der „Mostra Augustea“ oder von „Kaiser Augustus und die verlorene Republik“ als in jene von „Augustus und die Macht der Bilder“. Ein neuer Realismus zieht sich durch die Darstellung, der dem von Zanker und anderen entworfenen Bild der verspielten und exuberanten Zeichenhaftigkeit der *aurea aetas* einen kühlen ereignisgeschichtlichen Paralleltext gegenüberstellt. Dieser Kontrast ernüchtert und überzeugt gleichermaßen.

Dr. Dominik Maschek
Lecturer in Classical Archaeology
Department of Classics, Ancient History and Archaeology
School of History and Cultures
University of Birmingham
GB-Birmingham B15 2TT
E-Mail: d.maschek@bham.ac.uk

Caroline RÖDEL-BRAUNE, Im Osten nichts Neues? Stiftungen und Ehrungen römischer Magistrate im Osten des Römischen Reiches vom Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. bis zum Ende der Augusteischen Zeit. Heidelberg, Morio Verlag 2015, 670 S.

Die Analyse von Stiftungen und Ehrungen römischer Magistrate im Osten verspricht auf die Fragen, wann, wo und wie eine intensive kulturelle Auseinandersetzung zwischen den selbstbewussten hellenistischen Stadtstaaten und der ambitionierten Militärmacht Rom stattgefunden hat, aufschlussreiche Antworten zu liefern. Denn dadurch werden einerseits die machtpolitischen Strategien der neuen Herrscher im Osten durchschaut, andererseits das darauf reagierende Verhalten der griechischen Poleis verständlich. Interessiert man sich für diese Art von Fragestellungen, war man bislang auf die Untersuchung von Klaus Tuchelt¹ aus dem Jahr 1979 zu den Ehrungen römischer Magistrate im hellenistischen Osten angewiesen; eine Fortsetzung war zwar geplant, ist aber nie erschienen. Zwar sind in den letzten Jahren einige wichtige Einzelstudien² zu diesem Forschungsfeld publiziert worden, dennoch ist es nun an der Zeit, dieses spannende Thema vollumfänglich anzugehen. Dies hat sich Caroline Rödel-Braune in ihrer Dissertation vorgenommen, die sie 2008 an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg bei Tonio Hölscher (Klassische Archäologie) und Christian Witschel (Alte Geschichte) abgeschlossen hat. Es ist in der altertumswissenschaftlichen Forschung in der Zwischenzeit selbstverständlich, dass solche Arbeiten interdisziplinär angelegt sind. Denn ohne eine komplementäre Betrachtung der archäologischen, epigraphischen und literarischen Quellen wäre dieses Unternehmen wohl nicht von Erfolg gekrönt.

Die Arbeit von Caroline Rödel-Braune ist sehr umfangreich, wobei knapp zwei Drittel der 670 Buchseiten aus Katalog und Anhängen bestehen. Der Textteil besteht aus drei einleitenden Kapiteln zu definitorischen und methodischen Fragen (S. 9-68), einem Hauptteil zur historischen Entwicklung von Stiftungen und Ehrungen der römischen Magistrate im hellenistischen Osten (S. 69-188), einem Kapitel mit Fallbeispielen aus den Heiligtümern in Oropos und Klaros

¹ Klaus Tuchelt, Frühe Denkmäler Roms in Kleinasien. Beiträge zur archäologischen Überlieferung aus der Zeit der Republik und des Augustus. Teil 1: Roma und die Promagistrate, IstMitt Beiheft 23 (Tübingen 1979).

² Beispielsweise Ralf Krumeich, Formen der statuarischen Repräsentation römischer Honoranden auf der Akropolis von Athen im späten Hellenismus und in der frühen Kaiserzeit, in: S. Vlizos (Hrsg.), Athens During the Roman Period: Recent Discoveries, New Evidence (Athen 2008) 353-370 oder Marianne Mathys, Architekturstiftungen und Ehrenstatuen. Untersuchungen zur visuellen Repräsentation der Oberschicht im späthellenistischen und kaiserzeitlichen Pergamon, PF 16 (Berlin 2014).

(S. 189-205), drei kurzen Kapiteln mit übergeordneten Auswertungen zur kommunikativen Leistung, der Wechselbeziehung von Stiftungen und Ehrungen sowie deren römischen Spezifika (S. 207-230) und einer abschließenden Synthese (S. 231-236). Sinnvoll und für den Leser/die Leserin sehr hilfreich sind kurze Zusammenfassungen nach den jeweiligen Unterkapiteln innerhalb des Hauptteils. Der Katalog gliedert sich inhaltlich in drei Teile zu juristischen und territorialen Maßnahmen (S. 241-260), die nicht archäologisch nachweisbar sind, den Stiftungen (S. 262-342) und den Ehrungen (S. 344-614), wobei das Material in einer chronologischen Reihenfolge wiedergegeben ist. Zur umfangreichen Materialsammlung wird dem Leser anhand einiger Anhänge eine sinnvolle Hilfestellung geliefert: So sind neben dem Verzeichnis der verwendeten Inschriftencorpora (S. 617-619), einer umfangreichen Bibliographie (S. 620-646), einem Orts- und Personenregister (S. 647-658) einem Anhang zu den verwendeten Ehrentiteln (S. 660-663), eine Zusammenstellung der Ehrungen in den Heiligtümern Delphi, Delos, Olympia, Oropos und Klaros (S. 664-666) und eine Auflistung der Stiftungen und Ehrungen in lateinischer Sprache (S. 667-670) erstellt worden.

Im ersten Kapitel der Arbeit werden die Prämissen festgelegt bzw. erläutert. So wurde der zeitliche Rahmen von Caroline Rödel-Braune mit Bedacht gewählt. Als Ausgangspunkt nimmt sie die erste im Osten nachgewiesene Stiftung eines Römers, nämlich jene eines goldenen Gefäßes³ in das Apollonheiligtum von Delphi durch M. Claudius Marcellus nach dem Sieg über die Kelten 222 v. Chr. und als Endpunkt setzt sie das Todesjahr des Augustus an. So wird bewusst eine zeitliche Anbindung an die frühe Kaiserzeit geschaffen, was den Einbezug der Stiftungen und Ehrungen des Agrippa zulässt, wodurch der Wandel hin zur kaiserzeitlichen Praxis beobachtet werden kann. Die Ehrungen und Stiftungen für den ersten Princeps schließt die Autorin jedoch ohne konkrete Begründung aus (S. 9 Anm. 2). Ziel der Arbeit ist eine vergleichende Betrachtung von Stiftungen und Ehrungen sowie deren Einordnung in den lokalen Kontext (S. 10), wobei die Autorin auf gewisse materialimmanente Einschränkungen bezüglich der Aussagekraft verweist (S. 10f.). Eine Auswertung des gesamten zusammengetragenen Materials hätte jedoch – wie die Autorin selbst anmerkt – „den Rahmen dieser Untersuchung bei weitem gesprengt“ (S. 12 Anm. 10). Deshalb werden einzelne Magistrate – in erster Linie die siegreichen Feldherren – und deren Stiftungen und Ehrungen exemplarisch analysiert und schließlich in einen historischen Kontext gestellt, der es erlaubt, nach einem grundsätzlichen Wandel in der Praxis zu fragen.

³ Hier ergeben sich Unklarheiten, denn auf S. 9 spricht die Autorin von einer Phiale, im Text des Kataloges auf S. 262 ist aber ein Krater belegt.

Im zweiten Kapitel widmet sich Caroline Rödel-Braune definitorischen Problemen der Stiftungen (S. 13-19) und Ehrungen (S. 19-33). Besonders bei den Stiftungen ergibt sich terminologisch das größte Problem, da deren Stellenwert in der antiken Gesellschaft nicht mit dem modernen Verständnis von Stiftung(en) übereinstimmt (S. 14). Einen spannenden Einblick in die Stiftungspraxis hellenistischer Poleis erhält man aus der Zusammenstellung von Beispielen aus dem epigraphischen Befund (S. 16-19). Die Autorin geht im zweiten Teil dieses Kapitels besonders ausführlich auf die physischen Erscheinungsformen der Ehrungen und auf die Ehrentitel ein, wobei die römischen Titel ein eigenes Unterkapitel erhalten haben.

Das dritte Kapitel steht ganz im Zeichen der materiellen Überlieferung (S. 43-46). Von den 191 dokumentierten Stiftungen, die sich auf 43 römische Magistrate verteilen, sind 101 Maßnahmen wie Geldverteilungen, Opfer, Feste oder öffentliche Speisungen bezeugt. Bei den restlichen 90 Stiftungen handelt es sich zur Hauptsache um Weihgeschenke wie Kranzweihungen in Heiligtümern, um Monumente wie Tropäa und Siegesmonumente oder Baumaßnahmen wie Stadtbefestigungen, Renovationsarbeiten und Neubauten von Gebäuden. Letztere treten aber erst ab nachsullanischer Zeit auf (S. 43). Die Ehrungen sind den Stiftungen zahlenmäßig weit überlegen. Die Auswertung der archäologischen, epigraphischen, literarischen und numismatischen Quellen ergibt die Anzahl von 376 Ehrungen⁴, davon sind 85,5% Ehrenstatuen. Diesen sind die nachfolgenden Unterkapitel zur Typologie (S. 47-52), zu technischen Beobachtungen (S. 53-56), zum Material der Statuen (S. 56-58), zu deren Erscheinungsformen (S. 58-60), dem Phänomen der Wiederverwendung (S. 60-66), den Inschriften (S. 66-68) und dem Verhältnis von Geehrten und Stiftern (S. 68) gewidmet.

Im umfangreichen vierten Kapitel werden nun die Ehrungen und Stiftungen der römischen Magistrate – hauptsächlich der siegreichen Feldherren – in einem diachronen Überblick besprochen. In einer ersten Phase bis zum Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. lässt sich feststellen, dass die Stiftungen – in der Regel Weihungen in Heiligtümern – als machtpolitisches Instrument im Rahmen der Außenpolitik Roms zu verstehen sind, die keine aufsehenerregende Ausprägung hatten, sondern die im hellenistischen Osten vorherrschenden Traditionen und Konventionen aufnehmen (S. 75). Dies scheint sich in der nachfolgenden Phase, die etwa 50 Jahre umfasst und bis zum Fall Korinths reicht, nicht grundlegend zu verändern. Hauptadressaten der Weihungen von Seiten der Magistrate sind nach wie vor hauptsächlich die panhellenischen Heiligtümer. Nach der Schlacht bei Pydna 168/67 v. Chr. sind dann auch Weihungen von

⁴ Auch hier stößt man auf divergierende Angaben: Auf S. 45 wird die Zahl von 376 Ehrungen genannt, auf S. 46 hingegen sind es 377 Ehrungen und im Katalog sind 358 Einträge vorhanden.

Statuen belegt (S. 77). Eine wichtige Rolle spielen dabei drei siegreiche römische Feldherren, wobei Caroline Rödel-Braune deren Stiftungsverhalten in einer bewusst gewählten vereinfachten Form unterschiedlich betitelt: So verhielt sich L. Quinctus Flaminius mit seinen Stiftungen nach dem Sieg über Philipp V. „angepasst“, L. Aemilius Paullus, der Sieger über Perseus, wird als „selbstbewusst“ bezeichnet und das Verhalten des L. Mummius nach dessen Sieg über die Achäer und Korinth als „kalkuliert“ beschrieben (S. 114). So spiegeln sich besonders in den Stiftungen die Ziele der römischen Außenpolitik und die Integration Griechenlands als Provinz. Als Indikator für die in den griechischen Poleis vorherrschende Stimmung gegenüber den römischen Machthabern zeichnen die Ehrungen ein stimmiges Bild. Dies verändert sich in der dritten Phase bis zum Jahre 44 v. Chr. wiederum deutlich, da der hellenistische Osten nun zum Austragungsort der römischen Bürgerkriege wird. Dass die Poleis dadurch stärker in ein direktes Abhängigkeitsverhältnis zu den vor Ort agierenden römischen Magistraten geraten, zeigt sich u.a. in den teilweise überschwänglichen Formulierungen in den Ehreninschriften (S. 173). Während des 2. Triumvirats sind in den Städten des hellenistischen Ostens keine Stiftungen von römischen Magistraten mehr belegt (Ausnahme: Agrippa s.u.) und die Ehrungen konzentrieren sich in frühaugusteischer Zeit zunehmend auf jenen Personenkreis, der dem Kaiserhaus nahesteht (S. 174f.). Was Agrippa betrifft, kommt Caroline Rödel-Braune zum Ergebnis, dass seine Maßnahmen und Stiftungen im Osten – abgesehen vom Odeion auf der Athener Agora – weitgehend den bekannten Normen entsprechen. Bei den Ehrungen hingegen lässt sich nun deutlich erkennen, dass seine Qualitäten als Garant für die politische Stabilisation und seine damit verbundene Nähe zum Kaiser dazu führte, dass ihm in einzelnen Poleis sogar kultische Verehrung zukam (S. 188).

In den Heiligtümern von Oropos und Klaros haben sich aussagekräftige *in situ*-Befunde erhalten, die eine Innensicht in die hierarchischen Strukturen der Ehrungen und Weihungen zulassen. Spannender ist das Kapitel zur kommunikativen Leistung von Stiftungen und Ehrungen römischer Magistrate, wobei die Autorin hier deutlich herausarbeitet, dass nur die wechselseitige Betrachtung beider Materialgattungen ein System erkennen lässt, das von bestimmten Werten und Vorstellungen geprägt ist (S. 213). Diese besondere Beziehung, die zwischen Stiftungen und Ehrungen besteht, wird in einem eigenen Kapitel analysiert. Diese ist gegeben, wenn der Ehrung ein *beneficium* vorausgeht, wobei Caroline Rödel-Braune aufzeigen kann, dass bezüglich der Vergabepraxis keine festen Regeln bestanden, sondern von einem „flexiblen System mit verschiedenen Variationsmöglichkeiten“ auszugehen ist (S. 217). Bezüglich der römischen Eigenart der Stiftungen und Ehrungen ist besonders der Unterschied vom 2. zum 1. Jahrhundert v. Chr. augenfällig, als die herausgehobene Macht-

position einzelner Feldherren wie Sulla oder Caesar dazu führte, dass als Distinktionsmerkmal verstärkt die Legitimation über die Abstammung von Göttern und Heroen aufgenommen wurde (S. 226-230).

Das Buch ist relativ einfach ausgestattet, ein Tafelteil ist nicht vorhanden. Die durchgehend in schwarzweiß gehaltenen Abbildungen, Pläne und Zeichnungen sind in den Text, mehrheitlich in den Katalog, integriert. Sieben Karten auf den S. 36-42 illustrieren die geographische Verteilung des untersuchten Materials. Die Abbildungen (teils Reproduktionen, teils Fotografien der Autorin) sind qualitativ unterschiedlich, vielfach sind sie relativ klein abgedruckt, so dass wichtige Details nur mit Mühe nachvollziehbar sind. Mehr Illustrationen wünschte man sich bei den für diese Studie besonders wichtigen Oberseiten der Statuenbasen. Da diese bis vor kurzem in der Forschung stiefmütterlich behandelt wurden, existieren nur wenige Vorlagen in Altpublikationen, auf die verwiesen werden könnte. Dass die Autorin keine systematische und qualitativ hochstehende zeichnerische und/oder fotografische Dokumentation vorgelegt hat, ist sicherlich nicht ihr Verschulden. Denn ein solches Unternehmen wird vielenorts durch die ungünstigen Aufstellungsbedingungen der schweren und damit unbeweglichen Objekte in den Museen, Depots oder im Gelände verunmöglicht.

Lässt man sich auf die von der Autorin als Buchtitel formulierte Frage ein, so würde die Antwort vermutlich lauten: Ja und nein. Denn obwohl sich die römischen Magistrate an den Stiftungs-Strategien der hellenistischen Herrscher orientierten und die Poleis bei den Ehrungen im Rahmen der bereits institutionalisierten Möglichkeiten agierten, entsteht doch – besonders für Rom – ein neues System von öffentlicher Repräsentation. Die Studie von Caroline Rödel-Braune liest sich spannend und liefert viele neue Erkenntnisse zu einer äußerst interessanten historischen Scharnierstelle. Es ist zu hoffen, dass die beeindruckende Menge des durch die Autorin zusammengetragenen Materials, das nicht erschöpfend ausgewertet wurde, in Zukunft noch weitere erhellende Einblicke in das Verhältnis der römischen Machthaber zu den Polisbewohnern im hellenistischen Osten liefern wird.

Dr. Marianne Mathys
Universität Basel
Fachbereich Klassische Archäologie
Petersgraben 51
CH-4051 Basel
E-Mail: marianne.mathys@unibas.ch

Martin KOVACS, Kaiser, Senatoren und Gelehrte. Untersuchungen zum spätantiken männlichen Privatporträt. Wiesbaden: Reichert Verlag 2014, 456 S., s/w Abb., 150 Taf., 1 Beilage

Sur la monographie de Martin Kovacs, publiée en 2014, il s'agit de la version légèrement modifiée de sa thèse que l'auteur avait présentée en septembre 2010 à la Georg-August-Universität Göttingen pour obtenir le grade d'un docteur en Archéologie du monde romain. Tout d'abord, on peut féliciter Martin Kovacs pour ce travail rigoureux et bien formulé qui démontre une très bonne connaissance des sources archéologiques et des sources écrites. Ses argumentations sont toujours formidablement soutenues par des notes et des citations utiles. Surtout la bibliographie montre la capacité de l'auteur à intégrer les récentes recherches dans sa thèse, en citant des articles, des monographies et des catalogues en cinq langues différentes (en allemand, grec, français, anglais et italien)! Ce contenu solide est tout à fait honorable, parce que les recherches sur le portrait romain sont largement dominées par des publications en allemand et – pourtant un peu moins importantes – en anglais.

De plus, on doit féliciter Mr. Kovacs pour ce travail courageux, traitant du portrait privé du 4^e au 6^e siècle après J.-C., une époque difficile à étudier à cause du nombre peu élevé de portraits préservés. Dans ce sens, il s'agit d'un travail qu'on pourra certainement compter parmi les œuvres de référence pour le portrait de l'Antiquité tardive. En effet, la monographie de Mr. Kovacs représente le complément par rapport au travail de Kathrin Schade (SCHADE Kathrin (2003): *Frauen in der Spätantike. Status und Repräsentation. Eine Untersuchung zur römischen und frühbyzantinischen Bildniskunst, Mayence.*) – qui avait fait des recherches sur le portrait féminin de l'Antiquité tardive – en traitant le portrait masculin entre le 4^e et 6^e siècle.

La monographie de Mr. Kovacs est organisée autour de six grands chapitres dont le premier constitue l'introduction et le dernier le résumé. Le troisième chapitre est une synthèse de la fonction du portrait impérial en tant que modèle (*Vorbild*) pour le portrait privé (*Privatporträt*) pendant les premiers siècles après J.-C. Le deuxième chapitre, avec ses trois sous-chapitres, traite de la *Stilkritik* et du problème des portraits retravaillés ou tardivement modifiés (*Umarbeitungen*) entre le 4^e et le 6^e siècle et leurs significations ainsi que leurs problématiques pour son étude. Le chapitre principal de la monographie de Mr. Kovacs traite – dans ses 33 (!) sous-chapitres de l'identité, de la norme et de l'individu sur les portraits privés du 4^e au 6^e siècle. Le 5^e chapitre a pour titre „*Zur medialen Bedeutung des (rundplastischen) Porträts in der Spätantike – Das Zeugnis*

der Bildnisse auf Sarkophagen, Goldgläsern, Mosaiken und Malereien“. Ici l’auteur examine des mosaïques, des peintures, des sarcophages et des *Goldgläser* pour déterminer la signification et la position du portrait individuel entre le 4^e et 6^e siècle.

L’objectif de la monographie était clairement défini dans l’introduction: *„Die vorliegende Arbeit hat zum Ziel, das archäologische Material auf die gesellschaftliche, politische und soziale Bedeutung des spätantiken Porträts zu untersuchen*“. Ici, l’auteur se base sur l’idée qui avait déjà été formulée par d’autres chercheurs (p. 17, note 6 et 7) que depuis Constantin 1^{er}, le portrait privé (*Privatporträt*) s’était détaché du portrait impérial. Cela veut dire que les habitants de l’Empire romain ne prenaient plus le portrait de l’empereur comme modèle pour leurs propres portraits. Selon Martin Kovacs, on voit une vraie rupture entre l’empereur et l’habitant de l’empire concernant leurs portraits. Ici il pose la question de savoir si c’était l’empereur qui se démarquait de l’élite romaine ou si l’élite romaine cherchait à se démarquer de l’empereur (p. 46). Mr. Kovacs poursuit sa réflexion dans les pages suivantes en indiquant continuellement la distance croissante entre l’élite romaine et l’empereur (p. 56). Bien que l’auteur remarque que le nombre de portraits privés au 4^e siècle reste très limité (p. 64), il arrive, pourtant, à la conclusion que les portraits privés dans les provinces représentent clairement les individus avec des physionomies réalistes, détachés du portrait officiel de l’empereur (p. 64). C’est dans ce sens que Mr. Kovacs déduit que la possibilité d’identifier l’individu sur le portrait restait un objectif essentiel des artistes au 4^e siècle (p. 72). Cette tendance résultait, selon l’auteur, qu’au 4^e siècle, il n’y avait pas un vrai *„Zeitgesicht“* ou modèle utilisé en tant que modèle pour la *„Porträtproduktion“* mais au contraire que plusieurs variantes coexistaient (p. 74). A l’époque théodosienne, l’auteur poursuit son argumentation, selon laquelle on retrouve un portrait d’empereur de plus en plus stylisé, sur lequel on ne pouvait même pas indiquer son âge, en grand décalage par rapport aux portraits privés (p. 93-96, p. 98, p. 108). Dans ce sens, Mr. Kovacs propose comme explication pour cette situation *„[...] dass sich die visuelle Repräsentation des Kaisers auf einer anderen kommunikativen Ebene abspielte als diejenige, der senatorischen Amtsträger und dass diese Distanz zwischen diesen Interaktionsebenen seit der 2. Hälfte des 4. Jhs. sukzessive gesteigert wurde*“ (p. 130).

Au début du chapitre sur le portrait privé du 5^e siècle, Mr. Kovacs remarque le manque de portraits précisément datés (portraits impériaux etc.), pourtant il constate qu’on peut observer des *„modèles de base“* (*Grundmodelle*) chez les portraits privés que l’on peut considérer comme des *„Zeitgesichter“*. Il est vrai que le manque de portraits impériaux précisément datable ne devrait pas présenter une vraie difficulté car, comme il était constaté par l’auteur dans son étude, le portrait privé ne suivait plus la mode officielle de l’empereur (p. 131).

La rigueur et l'exactitude du travail de Martin Kovacs s'observent dans son sous-chapitre sur les diptyques du 5^e siècle qu'il n'utilise pas pour comparer les portraits sculptés, en reconnaissant le caractère deux-dimensionnel des diptyques, ce qui exclut leur utilisation en tant qu'objet de comparaison stylistique et iconographique (p. 137 et p. 140). Ensuite l'auteur nous donne une caractéristique intéressante pour le portrait privé de la fin du 4^e et début du 5^e siècle qui montrent les individus avec une „*Anstrengungsmimik*“ pour les portraits de l'Ephèse (p. 149). Toujours à la recherche de caractéristiques qui permettent à l'archéologue de bien dater un portrait, le narrateur sera déçu quand il relativise cette mimique typique pour la fin du 4^e siècle et début du 5^e siècle, en rajoutant une page plus loin „[...] , dass im Verlauf des 5. Jhs. mehrere Formen der Mimik, Abstufungen von Korpulenz und somit eine differenzierende Akzentuierung der visuell proklamierten Werte möglich waren“ (p. 150). Néanmoins, Martin Kovacs nous donne des caractéristiques qui permettent au moins des classifications régionales, en remarquant que les portraits sculptés provenant de l'ouest de l'Empire étaient „*veristischer*“ et „*lebensnäher*“ par rapport à ceux provenant de l'est (p. 163). Bien que dans certains centres de l'Empire (Asie Mineure et Rome), on atteste une importante production de portraits sculptés, on ne peut plus attester leur production en Espagne et en Gaule pour le 5^e siècle (p. 163). Martin Kovacs nous présente cette crise également, en précisant qu'à Leptis Magna, on retrouve pour le 3^e et 4^e siècle uniquement des portraits retravaillés et transformés (*Umarbeitungen*) (p. 164). De plus, l'iconographie du relief impérial était soumise à des changements importants au point que des cheveux longs chez des hommes n'étaient plus considérés comme négatif (p. 189). En résumant pour le portrait privé du 5^e siècle, Martin Kovacs insiste à nouveau sur le fait que le portrait privé ne suivait plus par rapport à son apparence au portrait impérial, donc les citoyens ne copiaient plus la mode du cours impérial quand ils se faisaient représenter sur des portraits sculptés (p. 193). On doit particulièrement féliciter l'auteur pour utiliser également des sources écrites pour soutenir ses thèses.

En passant au portrait privé du 6^e siècle, l'auteur est à nouveau confronté à la difficulté que les portraits de cette époque ne sont quasiment pas „*chronologisiert*“ (p. 195). Néanmoins, Martin Kovacs arrive à conclure que la production de portraits au 6^e siècle s'est probablement réduite sur une ou deux variantes (*Porträttypen*), dont il s'agit d'une observation importante (p. 208).

A partir de la page 213, Martin Kovacs traite dans son dernier chapitre de la représentation de portraits sur des mosaïques, sarcophages, verres et dans la peinture. Ici, il remarque que ces domaines d'art ont gagné en popularité par rapport aux portraits sculptés qui étaient à la mode les siècles précédents (p. 221).

Dans ce sens, il indique aussi la présence des portraits du Fayoum (p. 225) qui peuvent être considérés comme des exemples représentatifs pour le portrait peint et qui étaient placés dans les maisons comme aujourd'hui des photos. Bien que ces portraits étaient fabriqués dans tout l'Empire romain, c'est uniquement le climat favorable d'Égypte et leur réutilisation en tant que portraits funéraires ont permis leur conservation. En effet, cette conservation régionale isolée ne nous permet pas de reconstituer l'histoire du portrait peint dans la société romaine et sa présence au 5^e et 6^e siècle! Quelques pages plus loin, Martin Kovacs formule la thèse qu'à partir du 4^e siècle le savoir faire chez les sculpteurs et par conséquent aussi la qualité des portraits sculptés sur les sarcophages commençait à chuter, (p. 236), thèse qu'il formule également pour la peinture sur la verrerie (p. 239).

Finalement, Martin Kovacs nous fournit des aspects intéressants dans son résumé par rapport au développement du portrait privé au 5^e et 6^e siècle après J.-C. (p. 253-258). Selon l'auteur, la disparition du portrait impérial en tant que modèle absolu pour les portraits privés résultait d'une plus grande liberté chez les habitants dans l'empire romain par rapport à leurs portraits sculptés et par conséquent des styles différents pouvaient coexister (p. 253 et p. 254). De plus, des styles différents commençaient à apparaître dans les différentes régions de l'Empire (p. 254). Il y avait également un transfert du portrait du lieu public à l'église (p. 256). Entre les pages 259 et 297, Martin Kovacs a soigneusement listé des portraits sculptés traités lors de son étude, suivi par des illustrations de quelques portraits sélectionnés.

On doit féliciter l'auteur pour son travail minutieux et bien fondé. Il est sûr que cette publication est d'une très grande utilité pour chaque chercheur qui traite du portrait tardo-antique et qu'elle mérite une place dans chaque bibliothèque archéologique, spécialisée sur la sculpture romaine.

Lucas Michaelis
6, rue de la Mare
F-75020 Paris
E-Mail: lucasmichaelis@yahoo.com

Alexia ZOTOU, *Carmina anacreontea* 1-34. Ein Kommentar. Beiträge zur Altertumskunde Bd. 332. Berlin/Boston: Walter de Gruyter 2014, VIII+206 S.

Von Rezeption und Rezeptionsgeschichte spricht man in der Klassischen Philologie in der Regel dann, wenn es darum geht, die ‚Nachwirkung‘ antiker Texte oder Motive in späteren Perioden zu untersuchen, die eindeutig nicht mehr der Antike zuzurechnen sind. Dabei wird ‚die‘ Antike oft allzu pauschal als Einheit angesehen, und es geht gerne vergessen, dass Rezeptionsphänomene innerhalb der Antike mit ähnlichen Mechanismen funktionieren wie das, was wir in späterer Zeit als Antikerezeption bezeichnen. Die sog. *Carmina Anacreontea* (CA) stellen ein Beispiel einer komplexen Rezeptionsgeschichte in mehreren Schritten dar: Die sechzig Gedichte, von unterschiedlichen Autoren aus unterschiedlichen Jahrhunderten und Epochen zwischen dem 2. Jh. v. Chr. und dem 6. Jh. n. Chr. stammend und in einer Handschrift aus dem 10. Jh. n. Chr. als Anhang zur *Anthologia Palatina* überliefert (s. dazu u. Abschnitt c), stellen ein produktives Rezeptionszeugnis des archaischen griechischen Dichters Anakreon aus Teos (ca. 575-495 v. Chr.) dar, dessen eigene Dichtung nur noch in Fragmenten fassbar ist (Standardausgabe: Gentili 1958). Sämtliche Gedichte treten in einen produktiven Dialog mit ihrem literarischen ‚Ziehvater‘, wobei das Verhältnis zwischen den einzelnen poetischen Sprechern und dem literarischen Vorbild variiert (in den meisten Fällen steht die explizite Anakreon-Nachfolge im Vordergrund, teils wird aber auch die Stimme eines vorgeblich ‚echten‘ Anakreons insinuiert; s. dazu u. Abschnitt a). Erstmals herausgegeben wurde die Sammlung 1554 von Henricus Stephanus (Henri Estienne, 1531-1598, humanistischer Buchdrucker und Philologe), der die meisten der Gedichte noch als ‚echt‘ anakreontisch ansah; die Erkenntnis, dass es sich bei der ganzen Sammlung um spätere ‚Imitationen‘ – und somit um ein antikes Zeugnis von Anakreon-Rezeption – handelt, setzte sich erst im Laufe des 18. Jhs. allmählich durch.

Genau das 18. Jh. stellt aber auch einen weiteren rezeptionsgeschichtlichen Meilenstein der Rezeption sowohl des ‚echten‘ Anakreon als auch der CA dar: Die sog. Anakreontik rezipiert, zelebriert und imitiert anakreontische Dichtung in weiten Teilen Europas, bsd. in Deutschland – wobei die CA hier in den meisten Fällen als ‚echt‘ anakreontisch angesehen werden. Somit liegt ein „rezeptionsästhetisch äußerst produktive[s] Missverständnis“ vor: „das Bild des archaischen Lyrikers Anakreon und die Einschätzung seiner Dichtung [wurden] weitgehend durch eine nicht von ihm selbst verfasste Dichtung und deren Rezeption geprägt, so dass Anakreon und *Anacreontea* (anakreontische Dichtung) in einer produktiven Zirkularität beständig aufeinander verweisen und sich gegenseitig in ihrer Autorität bestätigen konnten“ (BBDSZ S. 149-150, Nach-

wort). Diese kreative Rezeption verläuft parallel mit der wissenschaftlichen Beschäftigung wie auch mit der Popularisierung des Texts durch Übersetzungen: Zwischen 1554 und 1931 wurde in fast jedem Jahrzehnt eine neue Ausgabe der CA publiziert (West 1983), und zwischen 1702 und 1873 „erscheinen allein in Deutschland über zwanzig Übersetzungen aller oder großer Teile der *Carmina Anacreontea*“ (BBDSZ S. 150, Nachwort). Dass das wissenschaftliche Interesse an der Sammlung in der zweiten Hälfte des 20. Jhs. deutlich nachgelassen hat, ist somit – wissenschafts- und rezeptionshistorisch gesehen – als vorübergehende Flaute zu bezeichnen. Mit der Monographie von Rosenmeyer (1992) setzte das gesteigerte wissenschaftliche Interesse in den 1990er-Jahren wieder ein; unter den wichtigsten Publikationen seit der Jahrtausendwende sind die Studien von Lambin (2002) und Müller (2010) sowie der Sammelband von Baumbach/Dümmler (2014) zu nennen (zur neueren kritischen Arbeit am Text s.u. Abschnitt c). Nun ist die CA-Forschung mit dem Buch von Alexia Zotou, das aus einer von Heinz-Günther Nesselrath (Göttingen) betreuten Dissertation hervorgegangen ist, um einen weiteren Beitrag reicher. Die Autorin nimmt „das Fehlen einer ausführlichen Kommentierung dieser Verse“ (S. V, Vorwort) zum Anlass, die bestehende Forschungslücke in Teilen zu schließen, indem sie einen Kommentar zur ersten, älteren Hälfte der Sammlung (Gedichte CA 1-34) vorlegt. Zotous Dissertation ist nach traditionellem Muster aufgebaut: Dem Kommentarteil (S. 21-189) voraus geht eine kurze Einleitung (S. 1-20); auf den Kommentar folgen die üblichen Schlussteile: ein Literaturverzeichnis (S. 190-197), ein Namen- und Sachregister (S. 198-201) sowie ein Stellenregister (S. 202-206). Ich gliedere meine Rezension der Übersichtlichkeit halber folgendermaßen: a) Zur Einleitung – b) Zum Kommentar – c) Zum Text und zur Textkritik – d) Zur Übersetzung – e) Bibliographie; Sprache und Stil; Gesamturteil.

a) Zur Einleitung (S. 1-20)

Zotous Einleitung besteht aus zehn z.T. sehr kurzen Abschnitten zu den meisten wichtigen Themenbereichen, die im Zusammenhang mit den CA von Belang sind: „Zum Titel der Sammlung“ (S. 1), „Datierung“ (S. 2-4), „Aufbau der Sammlung“ (S. 4-5), „Die Verfasser“ (S. 5-6), „Die wichtigsten Aspekte der Geschichte der Erforschung des Corpus Anacreonticum“ (S. 6-9), „Inhalte“ (S. 9-12), „Dichterische Technik“ (S. 12-15), „Literarische Traditionen in der anakreontischen Dichtung“ (S. 15-17), „Metrik“ (S. 19) sowie abschließend ein paar methodische und praktische Vorbemerkungen („Zum vorliegenden Kommentar“, S. 19-20). Nicht berücksichtigt sind Fragen, die Sprache und Stil der Gedichte angehen. Auch die Rezeptionsgeschichte der Sammlung wird ausgeklammert. Die zentralen Punkte zu den einzelnen Themenbereichen werden verständlich, wenn auch eher knapp (m.E. z.T. zu knapp und zu selektiv) dar-

gelegt. Neue Forschungserkenntnisse scheinen für diesen Teil allerdings nicht angestrebt worden zu sein, vielmehr werden bestehende Forschungsergebnisse zusammengefasst und Forschungsmeinungen referiert.

Im Überblick zum „Aufbau der Sammlung“ werden die wichtigsten Themenbereiche zusammengetragen, die die Sammlung durchziehen, jedoch wird die Grundsatzfrage, inwiefern wir die ganze Sammlung als zusammengehörige Einheit erachten können oder sollten, nicht explizit aufgeworfen. (Implizit scheint die Verfasserin von einer einheitlichen Sicht auf die gesamte Sammlung auszugehen; der Rezensent teilt diese Ansicht, doch müsste die Frage ausdrücklich in den Raum gestellt und diskutiert werden.) Zu Recht wird auf den programmatischen Charakter des Einleitungs- und Schlussgedichts hingewiesen; allerdings wird die Art und Weise der ‚Programmatik‘ nicht weiter ausgeführt – so fehlt etwa die Frage, ob sich die Aufforderung τὸν Ἀνακρέοντα μιμοῦ („den Anacreon ahme nach!“) in CA 60.30 West = 60A.7 BBDSZ im Sinne einer Motivation an den schreibenden Dichter selber, an allfällige Dichterkollegen oder an den Rezipienten wende und wie die in dem Schlussgedicht insinuierte offene Anacreon-Rezeption folglich zu verstehen sei. Der Aufzählung der Gedichte, die „eine Erwähnung des Namens ‚Anacreon‘ [enthalten]“ (ibid.), hätte zumindest eine kurze Erwähnung der Tatsache folgen müssen, dass in einigen davon die Dichterpersone sich als Anacreon persönlich ausgibt (in CA 7 [sowie, indirekt, auch in CA 10, 17, 18]), während in anderen Anacreon und der Ich-Sprecher klar als nicht identisch gedacht sind (in CA 1, 15, 20, 60). Daraus erwächst in der Summe eine Spannung bezüglich der Identität des Ichs in den einzelnen Gedichten, was wiederum Konsequenzen hinsichtlich der Frage nach Einheit oder Disparität der Gesamtsammlung nach sich zieht. (Die Frage wird unter dem Abschnitt „Inhalte“ dann etwas eingehender aufgegriffen [S. 10-11], doch auch da kommt die Unterscheidung zwischen der Stimme eines vorgeblich ‚echten‘ Anacreon und der eines Anacreon-Imitators zu kurz.)

Ferner erweist sich der summarische Überblick über die Forschungsgeschichte inkl. Ausgaben und Übersetzungen als auffallend selektiv: „Von den Ausgaben, die im 20. Jahrhundert erschienen sind“ (S. 8), werden nur Preisendanz (1912) und West (1984/²1993) genannt, nicht jedoch Brioso Sánchez (1981);¹ bezüglich Campbell (1988) wird fälschlicherweise insinuiert, dass es sich dabei bloß um eine englische Übersetzung, nicht um eine zweisprachige Ausgabe handle. In ihrer gerafften Darstellung der Metrik scheint sich Zotou sodann allein auf Wests *praefatio* (²1993: xiv-xvi) zu stützen; selbst das ausführliche Kapitel in der Dissertation von Weiss (1989: 70-178), das bis heute die umfassendste Analyse der Metrik der CA bietet, wird nicht berücksichtigt. Auch an-

¹ Die Ausgabe von Brioso Sánchez (1981) ist nicht einmal in der Bibliographie verzeichnet.

dernorts bleibt wichtige Forschungsliteratur unverständlicherweise unerwähnt (s. dazu u. Abschnitt e mit Liste): So vermisst man z.B. in den Ausführungen zur „Literarische[n] Tradition in der anakreontischen Dichtung“ einen Hinweis auf die Arbeit von Danielewicz (1986) und dessen These, die CA seien als „a separate literary genre“ (41) aufzufassen.

b) Zum Kommentar (S. 21-189)

Dass die sechzig Gedichte der CA von unterschiedlichen Autoren aus unterschiedlichen Jahrhunderten und Epochen stammen, gilt in der Forschung als unbestritten. West (²1993: xvi-xviii) geht von vier Gruppen aus: CA 1-20 (ohne 2, 3, 5); CA 21-34 (+ 3); CA 35-53 (+ 2?, 5?); CA 54-60 (+ 2?, 5?). Bezüglich der Datierung einzelner Gedichte besteht zwar Uneinigkeit (bsd. zwischen West a.a.O. und Brioso Sánchez 1970a; vgl. S. 3, Einleitung); dessen ungeachtet zeigt sich jedoch klar, dass sich die Sammlung in eine ältere erste und eine spätere zweite Hälfte aufgliedert. Somit ist Zotous Entscheidung, einen Teilkommentar zu CA 1-34 zu verfassen, durchaus sinnvoll. Dieser fächert sich naturgemäß in 34 Einzelkommentare auf, die jeweils wie folgt aufgebaut sind: griechischer Text links mit wortgetreuer deutscher Prosaübersetzung rechts (zur Übersetzung s.u. Abschnitt d) – überblicksartige Besprechung des Inhalts, der verwendeten Motive und Topoi, ggf. des literaturgeschichtlichen Hintergrunds usw. – Lemmakommentar zu einzelnen Versen oder Versgruppen.

Gesamthaft betrachtet, ist Zotous Kommentar reich an Material und Informationen, und die Autorin ist stets um eine möglichst breite Kontextualisierung und literaturgeschichtliche Einordnung der jeweiligen Gedichte bemüht. Aus formaler Sicht ist positiv hervorzuheben, dass die Verfasserin vor der Verwendung von Fußnoten im Kommentarteil nicht zurückschreckt, was die Lesbarkeit markant verbessert (Fußnoten in Kommentaren werden traditionell vermieden, da Kommentare als ‚Fußnoten zum Text‘ verstanden werden; m.E. handelt es sich dabei jedoch um einen alten Zopf – Kommentare sollten lesbar sein, und Fußnoten erhöhen schlicht und ergreifend die Lesbarkeit des Haupttextes).

Leider ist jedoch auch im Kommentar die eigenständige Forschungsleistung der Verfasserin tendenziell eher gering: Nach Abstrich von Inhaltszusammenfassungen, der Zitation von Paralleltexten und/oder dem Referat oder Zitat bestehender Forschungsmeinungen (denen die Autorin dann je nachdem zustimmt oder nicht; der Fokus liegt auf neuerer Literatur [bsd. Rosenmeyer 1992 und Müller 2010 werden wiederholt und teils ausführlich zitiert], ältere Literatur dagegen wird nur sporadisch erwähnt) bleibt bisweilen nicht mehr allzu viel Substantielles übrig. Auch ist grundsätzlich eher unklar, was über-

haupt kommentiert wird (und warum) und was nicht (und warum nicht). An verschiedenen Stellen finden sich Ausführungen und Exkurse zu Themen, die für sich genommen durchaus lesenswert sind, deren Wichtigkeit für das konkrete Verständnis der einzelnen Gedichte allerdings doch eher marginal erscheint. Unklarheit besteht auch bezüglich der Übersetzungspraxis: Von den zahlreich angeführten griechischen Parallelstellen werden – scheinbar willkürlich – die einen übersetzt (wobei die Übersetzungen wahlweise im Lauftext oder in den Fußnoten erscheinen), andere nicht. Des Weiteren fällt auf, dass textkritische Fragen nur selektiv zur Sprache kommen, und auch hier ist jeweils nicht klar, nach welchen Kriterien ein textkritisches Problem kommentiert wird (oder unerwähnt/unkommentiert bleibt). Im Folgenden greife ich einige Punkte aus dem Kommentar exemplarisch heraus; des Weiteren sei auf die separaten Abschnitte c und d verwiesen, in denen ich auf Text(kritik) und Übersetzung systematischer/vollständiger eingehe.

1,11-15 (S. 27-28): Zotou referiert die von Bartol (1993: 68-69) vertretene (und m.E. plausible) Deutung von Anakreons Erscheinen im Traum des Sprechers als eine Art göttlicher Epiphanie, lehnt allerdings diese Auffassung aufgrund von Vorbehalten gegenüber Bartols Vergleich von Hom. Hymn. Dem. 276 mit CA 1 ab. Das Motiv des Weingeruchs (V. 8) als charakteristische Begleitererscheinung einer göttlichen Epiphanie (von Bartol a.a.O. sowie auch von Hopkinson 1994: 72 [von Zotou nicht genannt] wohl unabhängig voneinander ‚entdeckt‘) wird sodann ohne weitere Begründung bezweifelt („könnte man daran zweifeln, den Geruch des Weins [...] als Anspielung auf das typische Motiv der Epiphanie zu sehen“, S. 28). M.E. werden hier bestehende Forschungsergebnisse zu selektiv referiert bzw. zu pauschal abgelehnt. Wie Zotou kurz zuvor im Kommentar selber anführt (S. 25-26), ruft die Traumszene (V. 3) die Dichterweihe des Kallimachos (fr. 2 Pfeiffer) auf, und durch die Tatsache, dass „[d]ie Inspiration des anacreontischen Dichters [...] nicht den Musen zugeschrieben [wird], sondern Anakreon selbst“ (S. 28), übernimmt Anakreon eine göttliche Aufgabe und begibt sich somit in eine sonst Göttern vorbehaltene Rolle.²

3,5-8 (S. 36): „τὸ πρῶτον könnte darauf hinweisen, dass hier eine lange Beschreibung begonnen wird, wie dies im 16. anacreontischen Gedicht der Fall ist. Leider lässt sich dies nicht beweisen.“ Das ist m.E. zu defensiv formuliert: Wenn wir (der *communis opinio* der Forschung folgend) davon ausgehen, dass CA 3 unvollständig überliefert ist, so ist davon auszugehen, dass der Rest des Gedichts eine Ekphrasis des Darzustellenden enthalten hat. Die Phrase τὸ πρῶτον

² Zur Dichterweihe in CA 1 wäre außerdem auch Brioso Sánchez (1979) zu berücksichtigen gewesen.

dient in CA 16,6 in genau gleicher Weise als Auftakt zum Katalog der Anweisungen des Dichters an den Künstler.

3,7: Der Ausdruck ὁ δὲ κηρὸς ἄν δύναιτο wird leider unkommentiert gelassen. Die Phrase kehrt in variiert Form in CA 16,8 wieder (ὁ δὲ κηρὸς ἄν δύνηται), wo sie sich zum Paradoxon verdichtet: Dort geht es um die visuelle Darstellung von Geruch; so gesehen, wäre zu fragen, ob mit νόμους in V. 8 nicht auch (analog zu CA 2,4) Melodien gemeint sein könnten (und nicht [ausschließlich] Sitten/Bräuche, wie Zotou S. 36 ausführt).³ Der Kommentar zu CA 16,8 (S. 109) ist mit dem bloßen Verweis auf zwei Parallelstellen (Anth. Pal. 16,120,2 und 16,77,3-4) leider auch da völlig unzureichend. An beiden Stellen wäre ein Querverweis sowie eine eingehende Diskussion nach Bedeutung und Implikation dieser Phrase und des dahinterstehenden Gedankens (der ja offensichtlich in der Sammlung nicht singulär ist) unbedingt vonnöten gewesen.

4iii,6 (S. 39): Die Verfasserin macht darauf aufmerksam, dass CA 4i,6 und 4ii,6 den Imperativ βιάσθηνον gebrauchen, in CA 4iii,6 jedoch ein von ποιήσον (V. 2) abhängiges *participium coniunctum* βαθύνας steht. Der nachfolgende Hinweis bezüglich des „Gebrauch[s] des Verbs δύναιμι + Partizip“ passt allerdings überhaupt nicht dazu: Das Partizip βαθύνας ist ja – wie Zotou soeben selber richtig vermerkt hat – *nicht* von δύναιμι abhängig! Die ebendort angebrachten Verweise sind überdies falsch: In LSJ s.v. δύναιμι I.3 geht es um δύναιμι mit ὡς und Superlativ; in Xen. Hell. 2,2,9 liegt keine (wie auch immer geartete) Konstruktion ‚δύναιμι + Partizip‘ vor: Λύσανδρος [...] ἀπέδωκε τὴν πόλιν Αἰγινήταις, ὅσους ἐδύνατο πλείστους αὐτῶν ἀθροίσας („Lysander [...] gab den Aigineten ihre Stadt zurück, so viele von ihnen sammelnd, wie er nur konnte“ [Übers. SB]): Das Partizip ἀθροίσας ist nicht syntaktisch von ἐδύνατο abhängig.

6 (S. 50-53): Zotou assoziiert den kleinen Eros, den der Sprecher in den Wein eintaucht und dann verschlingt, mit einem τράγημα, einer „Delikatesse, die den Weinkonsum begleitete“ (S. 51). Dies ist eine sehr hübsche Beobachtung, die dem witzigen Gedicht einen gewissen Sitz im Leben und eine zusätzliche ironische Note gibt. Gleichzeitig wird durch diese Assoziation die poetologische Qualität des Gedichtchens (welche die Verfasserin leider nicht genügend berücksichtigt) m.E. noch verstärkt: So wie der Konsum von Wein und τράγημα zusammengehören und sich beim Verzehr miteinander vermischen, so gehören für die Gedichte der Sammlung das dionysische Element (< Wein) und die Liebesdichtung untrennbar zusammen. In diesem Kontext wäre auch die Phrase

³ Vgl. Übers. BBDSZ: „Liebesweisen“ (von uns bewusst doppeldeutig gewählt, da dt. ‚Weise‘ wie griech. νόμος sowohl ‚Melodie‘ als auch ‚Art, Sitte, Gebrauch‘ bedeutet). Vgl. auch meine Diskussion der Übersetzung von CA 2,4 in Abschnitt d).

ἔσω μελῶν μου (V. 6) noch genauer auszuloten: Zotou (S. 52-53) bemerkt zwar zu Recht, dass hier eine „Doppelbedeutung des Wortes μελῶν (Glieder und Lieder)“ vorliegt, und zieht die Schlussfolgerung, dass dadurch „das Interpretieren des sechsten Verses variiert und bereichert“ werde, da Eros „sich sowohl im Inneren des Ichs als auch in dessen Liedern auswirk[t]“. Meiner Meinung nach hätte man die poetologische Dimension des Gedichts jedoch stärker herausarbeiten und in den Mittelpunkt der Interpretation (und auch des Kommentars) stellen können – so wäre etwa nach der metapoetischen Dimension weiterer Motive zu fragen: 1) das Kränzelflechten (V. 1 στέφος πλέκων): Eine offensichtliche Assoziation wäre hier die Tradition des Sich-Bekränzens beim Symposion sowie auch die Vorstellung des ‚Flechtens‘ / ‚Webens‘ von Texten – der Sprecher bereitet also offenbar ein Symposion bzw. sympotische Dichtung vor (vgl. BBDSZ S. 116-117, Komm. ad loc.); 2) der Flügelschlag (V. 3 πτερῶν; V. 6 πτεροῖσι): Eine mögliche Assoziation bietet der in der archaischen Dichtung zu findende Topos des ‚Fliegens‘ von Gedanken; 3) das Kitzeln (V. 7 γαργαλίζει): Hier wäre die erotische Dimension, die Zotou nur beiläufig anspricht, ebenso zu berücksichtigen wie die des dichterischen ‚Reizes‘, der dichterischen Inspiration und der durch Dichtung hervorgerufenen *delectatio* (wogegen mir der von Rosenmeyer 1992: 206-207 postulierte intertextuelle Bezug zu Plat. Phaedr. 251c, den Zotou referiert, eher marginal erscheint).⁴

8,11-15 (S. 60): Ich sehe hier nicht bloß eine Aufforderung an den Rezipienten des Gedichts, zu trinken und zu spielen und Dionysos zu opfern, sondern auch (und v.a.) eine Selbstaufforderung des Sprechers.

10 (S. 67-70): Einleitend (S. 68-69) werden einige Beispiele für das Motiv „Störung eines Dichters durch einen Vogel“ vorgestellt, das vor allem epigrammatisch verbreitet ist. Dadurch wird das Gedicht CA 10 in einem literaturgeschichtlichen Kontext verortet und die Nähe der CA zu epigrammatischen Formen und Themen wird ersichtlich. Sodann wendet sich Zotou m.E. zu Recht gegen eine Überinterpretation des Gedichts vonseiten Müllers (2010: 148) und v.a. Rosenmeyers (1992: 105), die dessen ‚Gewaltpotential‘ betonen. Meiner Meinung nach hat Zotou den Ton des Gedichts richtig erfasst, wenn sie herausstellt, dass „die Grenze der Parodierung erreicht ist und das Ganze zum Scherz wird“ (S. 69) – dies scheint bsd. auch unter Berücksichtigung der epigrammatischen Färbung des Gedichts plausibel. Ebenfalls richtig (wenn auch m.E. zu defensiv formuliert) ist Zotous Beobachtung, dass mit der Nennung des Bathyllos am Ende des Gedichts (V. 10) „das Ich in die persona des Anacreon geschlüpft ist“ (S. 70); unklar ist dagegen, weshalb sie gleichzeitig auch

⁴ Γαργαλίζειν als Kitzeln der Sinne durch Dichtung oder Musik findet sich mehrfach bei Philodem: *De Poem.* 1 col. 49,7; 160,19-20; 208,16 Janko; *De mus.* 4 col. 78,31 Neubecker.

Müller (2010: 148) zustimmt, demgemäß der Sprecher des Gedichts hier „in ein literarisches Generationenverhältnis zur anakreontischen Dichtung“ (S. 67) zu stehen komme. Persona des Anakreon oder literarisches Generationenverhältnis – was jetzt?

12 (S. 75-77): Im Kommentar zu CA 26 (S. 156) weist die Verfasserin zu Recht auf den Einfluss von Sappho fr. 16,1-4 Voigt hin (Priamel à la ‚die einen... die anderen... ich aber...‘). Erstaunlicherweise wird aber im Kommentar zu dem sehr ähnlich gebauten Gedicht CA 12 nicht auf diesen *locus classicus* rekurriert (auf S. 77 wird nur der Begriff der Priamel en passant verwendet), und auch ein Querverweis zu CA 26 fehlt.

14 (S. 83-86): Die Ausführungen zur Geschichte der Katalogdichtung, die für die literaturgeschichtliche Einordnung von CA 14 wichtig sind, sind m.E. zu unsystematisch. Im Zusammenhang mit der Persiflage von Katalogdichtung wäre auch Ovids Katalog der Hunde des Actaeon zu nennen (Met. 3,206-227).

14,23 (S. 89): „ἐποργιάζω ist ein Verb, das hier als Hapax erscheint [...]“. Die Formulierung ist unklar – ist ἐποργιάζειν ein *hapax legomenon* innerhalb der gesamten griechischen Literatur oder innerhalb der Sammlung („hier“)? (Ein Blick in LSJ und TLG verrät, dass Ersteres der Fall ist; vgl. außerdem Vox 2006: 297.)

15,2-3 und 9-10 (S. 93): Zotou listet hier Elemente auf, die das Gedicht angeblich in „das spielerische Gebiet der Volkslieder“ rücken. Es bleibt allerdings unklar, worin ihrer Meinung nach die Eigenheiten von ‚Volksliedern‘ oder ‚Volksdichtung‘ genau bestehen, und weshalb die aufgezählten (gängigen) Stilmittel (Wortwiederholung/Anapher, Assonanz, Reim) dafür besonders charakteristisch sein sollen. Außerdem wäre darauf hinzuweisen, dass der Endreim (V. 9 ὁπάντων – V. 10 τυράνων) das Resultat einer Emendation Wests ist (der Hinweis erfolgt später im Kommentar auf S. 95; s. dazu u. Abschnitt c ad loc.).

15,5 (S. 93-94): Der Hinweis auf (halb-)metaphorische Verwendungen des Verbs ψεκάζειν/ψακάζειν im Zusammenhang mit dem Kredenzen von Wein beim Symposion (genannt wird Xen. Symp. 2,26) ist überaus nützlich, ebenso die daraus abgeleitete Assoziation mit der sympotischen Praxis, mit Myrrhe beträufelte Tauben als lebende Zerstäuber zu benutzen. Das Bild der wohlriechenden Taube, mit der das Gedicht eröffnet wird (Vv. 1-5), hat also einen konkreten Sitz im Leben und ist nicht bloß eine vage Anspielung auf die Praxis des Sich-Einölens beim Symposion.

16 (S. 103-106): Ähnlich wie die Ausführungen zur Katalogdichtung (S. 83-86; s.o.) erscheinen mir auch die Ausführungen zur Geschichte und Entwicklung der Ekphrasis als Modus und Gattung in der Summe zu unsystematisch.

16,3-4 (S. 107-108): Die Deutung der Phrase ῥοδῆς κοίρανε τέχνης als Hinweis auf eine „bestimmte Kunstweise“ (S. 108) erscheint reichlich vage. Rhodos war insbesondere berühmt für Statuen wie etwa den Koloss, die Nike von Samothrake oder die Laokoongruppe (vgl. z.B. Poseid. 68 AB; Luk. Iupp. trag 11; Schol. vet. Pind. Ol. 95a,4). Hier dürfte m.E. eine Anspielung auf diese Tradition vorliegen, woraus sich wiederum eine ironische Spannung mit dem eigentlichen Auftragswerk (einem zweidimensionalen Täfelchen) ergibt (zu dieser Deutung vgl. BBDSZ S. 120, Komm. ad loc., sowie meine im Druck befindliche Arbeit zu CA 16 und 17).

17,1 (S. 118): Das Anacreon-Fragment PMG 471 ist kein Zeugnis für eine Erwähnung des Bathyllos in Anacreons Dichtung, wie von Zotou hier behauptet („ein Fragment mit seinem Namen“); vielmehr handelt es sich um eine Sammlung der Testimonien, die Bathyllos als Liebhaber Anacreons nennen. In der Tat ist uns der Name des Bathyllos in den uns greifbaren Fragmenten Anacreons aber nicht überliefert. Es muss dahingestellt bleiben, ob dies auf einem Überlieferungszufall beruht oder ob tatsächlich erst die spätere Tradition diese Figur erfunden hat. (Ferner ist nicht klar, weshalb Bathyllos sein Lemma erst hier und nicht bei seiner ersten Erwähnung in der Sammlung in CA 4iii,21 erhält.)

25,1 (S. 152): Zotou ist gegenüber Müllers (2010: 219-220) poetologischer Lesart dieses Schwalbengedichts skeptisch eingestellt. Allerdings wäre die Skepsis m.E. zu überdenken – das Gedicht ist bei näherem Betrachten voll von Bildern und Metaphern, die sich poetologisch lesen lassen und die in der Summe eine solche Gesamtdeutung nicht unplausibel machen: vgl. z.B. V. 3 πλέκεις (und meine Anmerkungen zum ‚Flechten‘ im Zusammenhang mit CA 6); das *hapax legomenon* ἡμίλεπτος in V. 10 (dazu Vox 2006: 298); das Schlusswort ἐκβοῆσαι in V. 19 (Zotou entscheidet sich hier allerdings für die Konjektur ἐκσοβῆσαι; s. dazu u. Abschnitt c). (Dieselbe ablehnende Haltung gegenüber einer poetologischen Lesart zeigt Zotou *mutatis mutandis* beim Zikadengedicht CA 34: S. 185-186, Komm. ad loc.)

26 (S. 155-157): Die Nähe zu Sappho fr. 16,1-4 Voigt (Priamelgedicht) ist evident und wird von der Autorin zu Recht genannt (S. 156). Ich bin mit Zotous Auffassung einig, dass hier wohl eher keine ironische Brechung des Sappho-Textes vorliegt (*pace* Rosenmeyer 1992: 168), doch verstehe ich nicht, was damit gemeint sein soll, dass der Dichter „den Ursprungstext der Sappho seiner

eigenen Realität anzupassen“ sucht (S. 156). Überdies wäre die Frage zu stellen, ob ein so ‚klassisches‘ Gedicht wie Sappho fr. 16 überhaupt als konkretes intertextuelles Vorbild für CA 26 angesehen werden sollte oder ob vielmehr ‚nur‘ eine allgemeinere Referenz auf einen *locus classicus* der Lyrik (im Sinne eines Sich-Einschreibens in eine bestimmte poetische Traditionsform) vorliegt. (Überhaupt wäre dem Verhältnis der CA zu klassischen lyrischen Vorbildern wie Sappho und Pindar [vgl. CA 20] mit mehr Tiefe nachzugehen.)

26,1-3 (S. 156): „Es lässt sich vermuten, dass die angesprochenen Personen dem Kreis des Dichters zugehörig sind. Eventuell sind sie andere Dichter, die sich mit epischen Themen beschäftigen, wie der erste Vers impliziert: τὰ Θήβης, also Themen aus dem thebanischen Sagenkreis. Die ‚kriegerischen Schreie der Phryger‘ (Φρυγῶν αὐτάς) könnten als eine Anspielung auf den trojanischen Sagenkreis interpretiert werden.“ Dies ist m.E. alles viel zu vorsichtig formuliert. Die Anspielung auf den thebanischen bzw. trojanischen Sagenkreis (und somit auf den Epischen Zyklus in seiner weitesten Definition) scheint mir evident. CA 26 ist ein Pendant zu CA 23, das ebenfalls mit einer *recusatio* der beiden Sagenkreise beginnt, allerdings in umgekehrter Reihenfolge (V. 1: Atriden: trojanischer Sagenkreis; V. 2: Kadmos: thebanischer Sagenkreis; vgl. BBDSZ S. 123-124, Komm. ad loc.). Es erstaunt, dass die Verfasserin im Kommentar zu CA 23 diese klare Anspielung nicht erwähnt und dass sie auch den engen Bezug zwischen CA 23 und 26 nicht herausstellt. Insbesondere aber entgeht ihr die (m.E. offensichtliche) ironische Doppeldeutigkeit von ἄλωσεις in V. 3: ἄλωσις ist bekanntlich ein *terminus technicus* für die militärische Eroberung einer Stadt (vgl. Triph. Ἰλίου ἄλωσις), hier aber sind die erotischen/romantischen ‚Eroberungen‘ des Sprechers gemeint.

Ibid.: „Im Gegensatz zum 2. Gedicht, in dem das Ich explizit sagt, dass es die homerische Lyra ohne ihre mörderische Saite haben will und damit klar seinen Wunsch äußert[,] reizvolle Gedichte wie Homer zu komponieren, also seinen Anspruch ausdrücklich äußert, macht das Ich hier keine solche konkrete Aussage.“ Hier wird m.E. ein in dieser Schärfe nicht bestehender Gegensatz herbeiinterpretiert. Zwar nennen weder CA 23 noch CA 26 den Namen Homers, doch die Anspielungen sind, wie oben gezeigt, deutlich genug.

29A,6-10 (S. 166): „Die Wiederholung des Präpositionalattributes διὰ τοῦτον in drei von den vier Versen der zweiten Gedichthälfte unterstreicht die starke Antipathie des Ichs gegen das Geld.“ Der Beobachtung an sich ist zuzustimmen; allerdings handelt es sich bei der Phrase διὰ τοῦτον nicht um ein Präpositionalattribut (ein Präpositionalattribut ist eine Präpositionalphrase, die von

einem Substantiv abhängig ist und dieses bestimmt, z.B. ‚eine Gefahr für die Menschheit‘; hier liegt vielmehr eine Adverbialphrase vor).

33,10-11 (S. 180): Zotou macht auf die Assonanz βρέφος – βρέχομαι aufmerksam, doch finden sich zahlreiche weitere solcher Gestaltungsmittel, deren kumulativer Effekt das Gedicht zu einem klanglichen Kleinod werden lässt, z.B.: V. 5 κέαται κόπῳ; Vv. 18-20 πτέρυγας – φαρέτρην – παρὰ – παλάμαις; Vv. 21-22 ἀνέθαιπον – ἀπέθλιπον; V. 24 φέρε φησὶ πειράσωμεν; V. 25 τόδε τόξον; V. 26 βλάβεται βραχεῖσα.

33,12 (S. 180): Zusätzlich zur Auskunft, dass das Adjektiv ὀσέληνος bei Thuk. 3,22,1 zum ersten Mal belegt ist, wäre der Hinweis nützlich, dass es sich um ein Prosawort handelt, das v.a. bei Historikern vorkommt und somit in einem Gedicht eine Auffälligkeit darstellt. Diese Auffälligkeit spiegelt sich auch auf der inhaltlichen Ebene: Eine mondlose = stockfinstere Nacht wirkt bedrohlich, und es entsteht somit eine ironische Diskrepanz zwischen der evozierten Situation einer potentiellen Bedrohung (Angst, wenn es mitten in der dunklen Nacht an die Tür klopft) und dem (vermeintlich) harmlosen Besucher.

c) Zum Text und zur Textkritik

Die CA sind in einer einzigen Handschrift aus dem 10. Jh. n. Chr. überliefert, die auch die *Anthologia Palatina* enthält (Cod. Paris. Suppl. gr. 384 [Sigel: P], jetzt in der Bibliothèque nationale de France in Paris). Die Handschrift P gilt als äußerst fehlerhaft und wurde von und seit dem Erstherausgeber Henricus Stephanus in immer wieder neuen Editionen zu verbessern versucht. Martin Wests 1984 bei Teubner erschienene kritische Textausgabe (revidierte Fassung: 21993) gilt heutzutage als Standardtext und wurde auch von Zotou als Grundlage für die Kommentarbeit gewählt. Allerdings versäumt es die Verfasserin, auf eine Problematik von Wests Text aufmerksam zu machen: Tatsache ist, dass dieser zahlreiche Änderungen bzw. Korrekturversuche enthält, die an vielen Stellen über das Ziel hinausschießen bzw. sich bei genauerem Besehen als spekulativ und/oder unnötig erweisen – was in einer wissenschaftlichen Arbeit unbedingt diskutiert werden sollte. Auch ein Hinweis auf den dahinterstehenden forschungsgeschichtlichen Hintergrund fehlt: In den 1970er- und 1980er-Jahren war die Forschung zum Text der CA geprägt von einer Kontroverse zwischen dem Konjekuralkritiker West einerseits und den Echtheitskritikern Giuseppe Giangrande und Máximo Brioso Sánchez andererseits, die die Korrektheit der Überlieferung an manchen Stellen nachweisen (oder zumindest plausibel machen) konnten. Einen Meilenstein stellt dabei ein Aufsatz zum Text der CA von Giangrande (1975) dar, in welchem dieser zeigt, dass sich in zahl-

reichen Gedichten der CA (vornehmlich in den älteren, aber teilweise auch schon in den jüngeren) immer wieder isosyllabische Verse finden, d.h. Verse, die den Regeln der klassischen quantifizierenden Metrik nicht mehr (bzw. nur noch in Teilen) folgen und z.B. anstelle einer fixen Länge in der Hebung einen Kurzvokal mit Akut aufweisen.⁵ Auch wenn man Giangrandes Echtheitskritik nicht in allen Fällen folgen mag, ja selbst wenn man das isosyllabische Prinzip in den CA nicht anerkennt und stattdessen (wie West) den Text lieber abändert, so sollte doch dieser wichtige Aspekt der Forschung zumindest erwähnt werden. Die Verfasserin jedoch nennt die skizzierte Kontroverse zwischen Echtheits- und Konjekturealkritikern in ihrem Abriss der Forschungsgeschichte (S. 6-9, Einleitung) mit keinem Wort, und in ihrer gerafften Darstellung der Metrik (S. 17-19, Einleitung) scheint sie sich allein auf Wests *praefatio* (1993: xiv-xvi) zu stützen (s. auch o. Abschnitt a).

Inzwischen sind zwei neue kritische Ausgaben der CA auf dem Markt, in welchen (u.a. unter Rückgriff auf die Arbeit von Giangrande 1975, die in Wests Ausgabe von 1984/²1993 größtenteils unberücksichtigt blieb) zahlreiche der früheren Emendationsversuche in Frage gestellt bzw. wieder rückgängig gemacht wurden: zum einen die Ausgabe mit spanischer Übersetzung von Guichard (2012), zum anderen eine Ausgabe mit deutscher Übersetzung (2014), die im Rahmen eines von Manuel Baumbach und Nicola Dümmler geleiteten Forschungsprojekts entstand, dem nebst Horst Sitta und Fabian Zogg auch der Rezensent angehörte (BBD SZ). Zotou hat auf diese beiden neuen Ausgaben naheliegenderweise noch nicht zurückgreifen können, und dass sie keinen eigenen kritischen Text erstellt hat, ist verständlich; dass sie jedoch Wests Text eins zu eins übernimmt und auch im Kommentarteil nur selektiv auf textkritische Fragen eingeht, kommt m.E. einem enormen Versäumnis gleich. Nicht nur wird somit *ein* Herausgeber als beinahe unantastbare Autorität akzeptiert – es wird darüber hinaus eine Stabilität des Texts suggeriert, die in keiner Weise gegeben ist, und es werden zuweilen auch Interpretationen vorgeschlagen, die mit der Akzeptanz einer Konjektur stehen oder fallen. Die folgenden Stel-

⁵ Der Begriff „isosyllabisch“ wurde von Edmonds (1931: 9) geprägt. Für eine Darstellung der Metrik der CA unter Berücksichtigung desselben Prinzips vgl. Brioso Sánchez (1970a: 19-31); Giangrande (1975: 77, Anm. 1) für ältere Literaturangaben. Zum Übergang von der quantifizierenden zur akzentuierenden Metrik vgl. Dihle (1954). – Giangrandes (1975) Arbeit beeinflusste maßgeblich die Ausgabe von Brioso Sánchez (1981). Diese wurde sodann von West (1983) in einer Rezension heftig kritisiert, wobei auch persönliche Angriffe nicht ausblieben (die Ansichten der Echtheitskritiker wurden von West pauschal als „absurdities“ qualifiziert, „propounded by Giangrande and embraced by his Spanish admirer“). Die Kontroverse artete daraufhin in eine wüste Polemik aus, als Naughton (1983) in einer Erwiderung auf Wests Rezension diesem unsachliche Argumentation, gründend auf „xenophobia and chauvinism“ (91), vorwarf.

len werden in Zotous Kommentarteil textkritisch erörtert – wobei am Ende jedes Mal Wests Text der Vorzug gegeben wird:

5,19: ἄν μὴ P – τᾶν μὴ† West (S. 48-49): Der Schluss des Gedichts lautet (Vv. 18-19): σύναπτε κούρους εὐπρεπεῖς / τᾶν μὴ† Φοῖβος ἀθύρη („Füge schöne Jünglinge hinzu / †So lange† Phoibos nicht spielt“ [Übers. Zotou]). Die Stelle gilt als verderbt: „it does not make sense for the poet to tell the artist to do something ‘unless Phoibos’ is doing something else“ (West 1984: 209). Genau darin besteht jedoch m.E. die Pointe des ganzen Gedichts – diese zu verstehen setzt freilich voraus, dass man die sexuelle Konnotation des Verbs ἀθύρειν nicht unter den Tisch wischt: ἀθύρειν bezeichnet hier nicht „spielerisches Verhalten von Kindern, jungen Leuten oder Erwachsenen“ (S. 48), sondern schlicht und ergreifend ‚rummachen = poppen‘ (was sogar West a.a.O. konzidiert: „the vine [...] as a discreet place to make love“; vgl. die Parallelen in CA 37,6 μετὰ παρθένων ἀθύρων und 42,7 μετὰ παρθένων ἀθύρειν, die Zotou im Komm. ad loc. ebenfalls erwähnt). Der Gedichtschluss ist ein Witz, die Pointe ein ἀδύνατον: Der Künstler soll am Schluss auch noch ein paar hübsche Jünglinge auf dem Becher darstellen – sofern nicht Apollon bereits mit anderen Jünglingen daselbst ‚am Rummachen‘ ist und es deshalb keinen Platz für weitere Darstellungen mehr gibt (in diesem Sinne auch BBDSZ S. 116, Komm. ad loc.). Damit klingt in ironischer Brechung die Frage nach der Priorität von Poesie und darstellen der Kunst an, die später in der Sammlung, prominent etwa in CA 16 und 17, eine wichtige Rolle spielt. Die von West a.a.O. referierten und von Zotou a.a.O. vorsichtig erwogenen Emendationsvorschläge sind somit allesamt unnötig.

10,2: λαλεῦ P – †λαλεῦ† West (S. 69): Warum soll „der Imperativ λάλει, den Sitzler vorschlägt“, „nicht plausibel aus[sehen]“? M.E. handelt es sich hier um einen der seltenen Fälle, wo ein einfacher Schreibfehler einfach erklärbar ist (nämlich durch den optischen Einfluss des υ im nächsten Vers: τὰ ταρσά σεῦ τὰ κοῦφα) und sich ebenso einfach korrigieren lässt. Es ist unverständlich, dass West ausgerechnet diese Konjektur nicht übernommen hat – und dass Zotou ihm gefolgt ist. Zotou a.a.O. erwähnt ein paar weitere bestehende Emendationsvorschläge, lehnt diese jedoch ohne eingehende Begründung desgleichen ab („den Vers verfälscht“; „passt ebenfalls nicht wirklich gut zum Text“).

14,18: ἀεὶ κηρωθεῖς P – ἄγει West κηρωθεῖς Stephanus (S. 87-88): Die Verfasserin diskutiert hier ausführlich die bestehenden inhaltlichen Argumente für die Beibehaltung der Überlieferung (Giangrande 1975: 179-180; Brioso Sánchez 1992) vs. diejenigen für die Korrektur (West 1984: 209). Sie gibt Wests Textrestitution („What’s that you say? You’re being carried away by torpor?“ [Übers. West]; „Was sagst du? Bist du betäubt?“ [Übers. Zotou]) gegenüber dem überliefer-

ten Text („What do you say? Have you gone permanently pale?“ [Übers. Giangrande]) aus inhaltlichen Gründen den Vorzug: „Dass das Du eine Farbe wie Wachs wegen der Betäubung bzw. Ohnmacht haben soll, geht m.E. zu weit, denn das Ich glaubt nicht wirklich, dass das Du tatsächlich ohnmächtig wird. Es ist lediglich eine Übertreibung, die zu dem scherzhaften Charakter des Gedichts beiträgt“ (S. 88). Nicht eingegangen wird allerdings auf die inhaltliche Diskussion der Überlieferung bei Naughton (1983: 92-94), der den überlieferten Text im Sinne einer sexuellen Anspielung versteht (permanente weiße Hautfarbe als Anspielung auf den Stereotyp des passiven Schwulen, des *pathicus*, womit sich der prahlerische Sprecher des Gedichts über den Adressaten lustig macht). Ferner versäumt es die Verfasserin, auf den Knackpunkt im Bereich der Metrik hinzuweisen: Der Vers ist isosyllabisch (ebenso wie Vers 25 in demselben Gedicht: καὶ τοὺς Γαδείρων ἐκτός; vgl. Giangrande a.a.O.). Da West die isosyllabischen Verse um jeden Preis zu eliminieren versucht, erachtet er den Vers als verderbt (West 1983: „[i]t does not scan, it does not make sense“; West 2015: „is unmetrical“). Eine Erwähnung und Diskussion dieser metrischen Grundsatze Frage scheint an dieser Stelle unumgänglich; eine Stellungnahme der Autorin dazu vermisst man.

15,10: τύραννον P – τυράννων West (S. 95-96): Bezug und Sinn ändern sich je nach Textentscheid (Vv. 7-10): Ἀνακρέων μ' ἔπεμψε / πρὸς παῖδα, πρὸς Βάθυλλον / τὸν ἄρτι τῶν ἀπάντων / κρατοῦντα καὶ τυράννων („Anakreon hat mich gesendet / zu einem Knaben, zu Bathyllos, / der gerade über alle / und sogar über Tyrannen herrscht“ [Übers. Zotou]) gegenüber [...] / κρατοῦντα καὶ τύραννον („Anakreon befahl mich / Zum Knaben, zu Bathyllos, / Der grade über alle, / Ein Herrscher, ja Tyrann ist“ [Übers. BBDSZ]). Zotou hält Wests Korrektur für „plausibler [...], denn sie hebt die Allmacht der Schönheit des Bathyllos hervor, die auch die Macht der Tyrannen überwindet“ (S. 96). Ich halte inhaltliche Plausibilitätsargumente grundsätzlich für problematisch, wenn es um einen textkritischen Entscheid geht; es ließe sich dagegen genauso gut einwenden, dass der Ausdruck τὸν ἄρτι τῶν ἀπάντων / κρατοῦντα ja bereits allumfassend sei und darum der Zusatz καὶ τυράννων tautologisch wirke (in diesem Sinne auch White 1996: 237-238). Besser verteidigt wäre Wests Korrektur mit einem Hinweis auf eine glattere Syntax (die Juxtaposition κρατοῦντα καὶ τύραννον wirkt in der Tat etwas ungelenk).

18,14: αὐτὸν ἐρεθίζει P – αὐτὸ νέρθε ροιζεῖ West (S. 14): Die Stelle lautet gemäß Überlieferung (Vv. 5-6): παρὰ δ' αὐτὸν ἐρεθίζει / πηγὴ ῥέουσα Πειθοῦς („und daneben [= neben dem ‚Zweiglein‘] lockt / die sprudelnde Quelle der Peitho“ [Übers. SB]). West emendiert: παρὰ δ' αὐτὸ νέρθε ροιζεῖ / [...] („Neben ihm von unten her plätschert / eine fließende Quelle der Peitho“ [Übers. Zotou]).

Zotou gibt Lambin (2002: 220, Anm. 37) und Müller (2010: 150; 538) in ihrer Einschätzung von Wests Korrektur als „gewagt“ zwar Recht, entscheidet sich aber aus metrischen Gründen dennoch für Letztere. Allerdings wird auch hier nicht in Betracht gezogen, dass Vers 5 isosyllabisch sein kann.

21,2: αὐτήν P – αὖ γῆν Bergk¹ (S. 137): Zotou verteidigt den Eingriff in den Text folgendermaßen: „Das Beibehalten des Pronomens αὐτήν wäre zwar metrisch und syntaktisch nicht falsch, aber sprachlich ungeschickt formuliert.“

25,19: ἐκβοῆσαι P – ἐκσοβῆσαι Pauw (S. 153-154): Mit Verweis auf einige Stellen, wo das Verb ἐκβοάω verwendet wird, „um ein Gefühl der Trauer zu äußern“, bzw. wo es „mit μυστήριον und παραχή verbunden“ wird (S. 154), sowie mit Rückgriff auf Müller (2010: 219, Anm. 701), der anführt, dass „ἐκβοῆσαι [...] allein in dieser Infinitivform in der griechischen Literatur insgesamt 31 Mal vor[kommt], ἐκσοβῆσαι hingegen [...] in dieser Form nur hier“, stimmt die Verfasserin Pauws (von West übernommener) Korrektur zu. Inwiefern die genannten Stellen, wo das Verb ἐκβοάω vorkommt, gegen das hier überlieferte ἐκβοῆσαι sprechen, wird nicht klar, während Müllers Begründung m.E. schlichtweg unbedarft ist. Unberücksichtigt bleibt allerdings leider die Erklärung Giangrandes (1975: 190), der das philologische Problem m.E. gelöst hat: „[I]t must be remembered that the verb ἐκβοάω, in colloquial Greek, can mean ‘celebrate, extol, sing’ [...]. The text is, accordingly, easy to explain: ‘Anacreon’s words οὐ γὰρ σθένω τοσούτους ἔρωτας ἐκβοῆσαι mean ‘because I cannot celebrate them all’. ‘Anacreon’s loves, that is, are so numerous that he, in spite of his eagerness to sing them [...] cannot celebrate them all.’“

30,10: ἐνὶ τῷδε (zu verstehen als ἐνὶ τῷδε) P – ἐνὶ τῷ δὲ Pauw (S. 169): Zotou stellt beide Varianten („in dieser einen“ vs. „doch in irgendeiner“) vor, doch bleibt unklar, weshalb sie die korrigierte Variante vorzieht.

31,9: μέτωπα σείων P – †μέτωπα σείων† West (S. 172): Die Verfasserin diskutiert die bestehenden Erklärungsansätze für die schwierig zu verstehende Überlieferung. Giangrande (1975: 192) erklärt die Phrase so: „Eros, by using his wings as a fan, refreshes ‘Anacreon’s perspiring forehead.“ West (1984: 211) bemerkt dazu: „If σείων could mean ‘fanning’, there would be little difficulty, but I have found no evidence that it can. [...] Perhaps [...] it is not fanning [...] but a petulant cuff or something of that sort. [...] The forehead, however, does not seem a natural target.“ Zotou favorisiert (m.E. zu Recht) Giangrandes Deutung, belässt die Cruces aber dennoch im Text.

34,15: γέρας εὖ σε τηρεῖ P – γῆρας οὐ σε τείρει Stephanus (S. 187-188): Gemäß dem überlieferten Text bedeutet die Passage in ihrem Kontext (Vv. 12–15) Folgendes: φιλέουσι μὲν σε Μοῦσαι, / φιλέει δὲ Φοῖβος αὐτός, / λιγυρὴν δ' ἔδωκεν οἶμην, / τὸ δὲ γέρας εὖ σε τηρεῖ („Und es lieben dich die Musen, / Und es liebt dich sogar Phoibos, / Gab dir eine helle Stimme – / Das Geschenk, das dich gut hütet“ [Übers. BBDSZ]). In der korrigierten Fassung dagegen sind Text und Sinn wie folgt: [...] / λιγυρὴν δ' ἔδωκεν οἶμην, / τὸ δὲ γῆρας οὐ σε τείρει („Es lieben dich die Musen, / es liebt dich Phoibos selbst, / und er hat dir eine helle Gesangkunst gegeben. / Das Alter setzt dir nicht zu“ [Übers. Zotou]). Eine Korrektur des Verses aus metrischen Gründen ist nicht vonnöten, da der Vers isosyllabisch ist; Zotous Behauptung, dass die „Überlieferung metrische Probleme [verursache]“ (S. 188), ist falsch (Vers 18 ἀπαθές, ἀναιμόσαρκε ist ebenso isosyllabisch, aber wurde von Stephanus unnötigerweise zu ἀπαθής, ἀναιμόσαρκε geändert). Inhaltlich wird der Vers von Giangrande (1975: 196) wie folgt erklärt: „It was a common *topos* that the cicada needed to drink dew (ὀλίγην δρόσον πεπωκώς line 3 [...]), but needed no food, (μηδὲν τροφῆς δεῖσθαι, Plat. *Phaedr.* 259 C), feeding as it did on its song: the cicada's song, which was the insect's sustenance and kept it alive, was a γέρας παρὰ θεῶν or γέρας παρὰ Μουσῶν [...]. The verb τηρέω with the *accusativus personae* [...] means 'preserve', 'keep alive'. In conclusion: 'Anacreon', by saying τὸ δὲ γέρας εὖ σε τηρεῖ 'the gift, the γέρας preserves you well', is studiously alluding to the *topos* just mentioned.“ Zotou a.a.O. verwirft diese Erklärung, da Giangrande Plat. *Phaedr.* 259c angeblich falsch verstehe: „[I]m platonischen Text wird so etwas nicht explizit gesagt. Die Zikade singt nach dem platonischen Text bis zum Tod, ohne das Bedürfnis zu haben, irgendetwas zu essen. Daher muss Giangrandes Vorschlag abgelehnt werden.“ Abzulehnen ist jedoch vielmehr Zotous Einwand – Plat. *Phaedr.* 259c besagt genau das, was Giangrande a.a.O. ausführt: τὸ τεττίγων γένος μετ' ἐκείνο φύεται, γέρας τοῦτο παρὰ Μουσῶν λαβόν, μηδὲν τροφῆς δεῖσθαι γενόμενον ἀλλ' ἄσιτόν τε καὶ ἄτοπον εὐθὺς ἄδειν ἕως ἂν τελευτήσῃ („nach jenem [Geschlecht] kommt das Geschlecht der Zikaden auf die Welt, welches von den Musen dieses Ehrengeschenk erhalten hat, dass es, einmal geboren, keiner Nahrung bedarf, sondern ohne zu essen und zu trinken geradezu immer weitersingt, bis es stirbt“ [Übers. SB]).⁶ Außerdem ist die Vorstellung der Zikade, die sich nur von Tau ernährt, jedoch ohne feste Nahrung auskommt, in der Antike auch andernorts belegt und somit als *Topos* unbestritten (vgl. Hes. *Scut.* 393-395; Theokr. *Id.* 4,16; Anth. *Pal.* 9,92,1-2; Verg. *Ecl.* 5,77).⁷ Vielmehr wäre die Frage zu stellen, ob die Korrektur τὸ δὲ γῆρας οὐ

⁶ Δέομαι bedeutet ‚etwas benötigen, einer Sache bedürfen‘, nicht – wie in Zotous Paraphrase abgeschwächt formuliert – ‚das Bedürfnis nach etwas haben‘ (vgl. LSJ s.v. δέω II.[1]).

σε τείρει überhaupt Sinn ergibt. Die Antwort ist: Nein, denn die Zikade ist nicht unsterblich, wie Zotou insinuiert (S. 184: „dass das Alter die Zikade nicht berührt“), noch ist in Plat. Phaedr. 259c davon die Rede, dass sie „mit Hilfe der Musen wiedergeboren“ werde (S. 188) – vielmehr heißt es bei Platon, dass die Zikaden nach ihrem Tod „zu den Musen gehen, um ihnen davon zu berichten, wer von den [Leuten] hier wen von ihnen ehrt“ (ἐλθὼν παρὰ Μούσας ἀπαγγέλλειν, τίς τίνα αὐτῶν τιμᾷ τῶν ἐνθάδε); von einer Wiedergeburt der Zikade ist nirgends die Rede. Dementsprechend heißt es im letzten Vers des Gedichts (V. 18): σχεδὸν εἰ θεοῖς ὅμοιος („fast bist du den Göttern gleich“ [Übers. Zotou]).

Im Folgenden diskutiere ich eine Auswahl an Textänderungen, die Zotou tel quel aus Wests Ausgabe übernommen hat, ohne sie zu kommentieren. Dabei soll es nicht darum gehen, die Überlieferung grundsätzlich gegenüber der Emendation zu bevorzugen (obwohl der Rezensent einräumt, gegenüber der Konjekturealkritik prinzipiell eher kritisch eingestellt zu sein und sich eher dem Lager der Echtheitskritiker zuzuordnen); vielmehr soll anhand ausgewählter Problemfälle gezeigt werden, welcher Art die bestehenden Textprobleme sind und dass entsprechende Diskussionen not tun.

1,3: ὄναρ λέγων P – ὄναρ λέγω Baxter: Die bestehende Überlieferung lässt sich aufrechterhalten, wenn ὄναρ als adverbiale Phrase („im Traum“) verstanden wird (zu der häufigen adverbialen Verwendung von ὄναρ vgl. LSJ s.v. II; so auch in CA 30,1). Das aus Partizip und finitem Verb bestehende Hendiadyoin λέγων προσεῖπεν ist ebenfalls unproblematisch: Ἀνακρέων ἰδὼν με / ὁ Τήσιος μελωδός / ὄναρ λέγων προσεῖπεν („Als Anakreon mich sah, / der Liedersänger aus Teos, / sagte und sprach er im Traum [zu mir]“ [Übers. SB]). Baxters Emendation von λέγων zu λέγω verkompliziert dagegen die Syntax unnötig, da sie einen mit einem Subjektswechsel verbundenen parenthetischen Einschub generiert („Anakreon sah mich, / der Liedersänger aus Teos, / – ich erzähle einen Traum – und sprach mich an“ [Übers. Zotou]). Wests (1984: 206) Einwand, ἰδὼν με [...] ὄναρ „would naturally mean ‘seeing me in *his* dream’, not ‘in *my* dream’“, überzeugt mich nicht, denn ebenso wie man beim deutschen Ausdruck „im Traum“ automatisch den logisch passenden Bezug herstellt, dürfte dies auch beim griechischen Adverbialausdruck ὄναρ der Fall sein.

2,4: κεράσσω P – κεράσσας West: Warum hat West das überlieferte und vor ihm von keinem Herausgeber beanstandete Futur κεράσσω zu einem Partizip

⁷ Weitere Stellen bei Gow (1950, Bd. 2: 80) im Kommentar zu Theokr. Id. 4,16 (worauf auch Giangrande a.a.O. verweist). – Unverständlicherweise bleiben auch der Aufsatz von Dihle (1967) zum Zikadengedicht und die Replik von Brioso Sánchez (1970b) in Zotous Kommentar unerwähnt.

Aorist κεράσας geändert? Die im Apparat ad loc. angeführten Parallelen (20,4 συγκεράσας; 38,11 κερασθέν; 47,10 ἐγκεράσας) vermögen nicht zu überzeugen – warum sollte hier ein Partizip anstelle eines finiten Verbs vorliegen, nur weil dasselbe Verb an drei anderen Stellen in der Gedichtsammlung jeweils als *participium coniunctum* vorkommt? Als Argument für die Emendation ließe sich allenfalls die Parallelität der Syntax in den Versen 3 und 4 anführen: In diesem Fall wäre κύπελλα θεσμών Objekt zum ersten φέρε μοι, während νόμους ἀπὸ κοινοῦ von dem zweiten φέρε μοι und von κεράσας abhängig ist; Subjekt ist in beiden Fällen das angesprochene (anonyme) Gegenüber, von dem Homers Leier gefordert wird: Δότε μοι λύρην Ὅμηρου / φονίης ἄνευθε χορδῆς· / φέρε μοι κύπελλα θεσμών, / φέρε μοι νόμους κεράσας („Gebt mir die Lyra des Homer / ohne ihre mörderische Saite; / bring mir Becher mit Regeln, / bring mir Melodien, mische sie hinein“ [Übers. Zotou]). Ein ἀπὸ κοινοῦ-Bezug von νόμους ist freilich auch unter Beibehaltung der Überlieferung möglich, lediglich ein Subjektswechsel in Vers 4 ist zu konzedieren (der mir jedoch unproblematisch erscheint): [...] / φέρε μοι κύπελλα θεσμών, / φέρε μοι νόμους κεράσω („Gebt mir die Leier Homers, / [jedoch] ohne die Mördersaite; / her mit den Bechern mit Regeln, / her mit den Melodien – ich werde/will sie dazumischen“ [Übers. SB]).⁸

5,12: ἡ P – ἦ De La Fosse ap. Dacieriam: Der überlieferte Artikel ἡ wurde von De La Fosse vermutlich mangels eines finiten Verbs in dem Satz zu einer Konjunktivform ἦ geändert. Die meisten Herausgeber (mit Ausnahme von Michel-angeli 1882 und Brioso Sánchez 1981) haben die Änderung übernommen. Der Konjunktiv wäre dann im Sinne eines Iussivs oder Kupitivs zu verstehen: μύστις νάματος ἦ Κύπρις („Geweihete des fließenden Quells sei Kypris“ [Übers. Zotou]). Konjunktivischer Iussiv/Kupitiv ist im Griechischen jedoch so gut wie inexistent (die von West im Apparat angeführte Parallele Greg. Naz. carm. 2,1,88,105 ist eine singuläre Ausnahmeerscheinung), weshalb mir die Konjekturen unwahrscheinlich erscheint.⁹ Die überlieferte Text lässt sich so, wie er ist, gut verstehen und übersetzen: eine Kopula <ἐστίν> lässt sich gedanklich ohne Weiteres ergänzen (Vv. 12-13): μύστις νάματος ἡ Κύπρις / ὑμεναίους κροτοῦσα („die Wassermystin Kypris [ist es], / die die Hochzeitslieder schlägt“ [Übers. SB]).

8,15: μὴ δεῖ P – μηδὲ Stephanus: Die Korrektur der Handschrift scheint auf den ersten Blick aus syntaktischen Gründen unumgänglich: μὴ νοῦσος ἦν τις ἔλθῃ / λέγῃ σε μηδὲ πίνειν („damit er [= Lyaïos] nicht, wenn eine Krankheit kommt, / dir befiehlt, nicht einmal [mehr] zu trinken“ [Übers. Zotou]). Allerdings lässt

⁸ Vgl. ferner West (1984: 206) zur Verteidigung der Konjekturen und Brioso Sánchez (1989: 57) zur Verteidigung der Überlieferung.

⁹ Konjunktivischer Iussiv findet sich im Griechischen nur im Aorist, wo er sich als Analogiebildung zum Prohibitiv verstehen lässt; vgl. Stahl (1907: 364) und Sloty (1915: 22-35).

sich die Überlieferung retten, wenn der Gedichtschluss als Zitat (und der gesamte Vers als isosyllabisch) aufgefasst wird, wie Giangrande (1975: 203-204) vorgeschlagen hat: μὴ νοῦσος ἦν τις ἔλθῃ / λέγῃ· „σε μηδὲ πίνειν“ („damit er [= Lyaïos] nicht, wenn eine Krankheit kommt, / sagt: ‚du darfst nicht trinken‘“ [Übers. SB]). Dieselbe Zitatechnik findet sich auch in CA 55,1-3, wie Giangrande a.a.O. ebenso ingenios gezeigt hat: Στεφανηφόρου μετ’ ἦρος / μέλομαι „ρόδον τέρεινον / συνεταίρει· αὔξει“ μέλπειν („Mit dem kranzgeschmückten Frühling / schicke ich mich an zu singen: ‚Die zarte Rose / begleitet [mich], sie erblüht‘“ [Übers. SB]).

9,16: ἔχω P – ἔχων Stephanus; **9,18:** secl. Mehlhorn: In der korrigierten Fassung lauten die Schlussverse des Gedichts mitsamt Übersetzung wie folgt: ἐγὼ δ’ ἔχων κύπελλον / καὶ στέμμα τοῦτο χαίτης / {οὐ τόξον, οὐ μάχαιραν,} / θέλω, θέλω μανῆναι („Ich aber mit dem Becher / und diesem Kranz im Haar, {nicht Bogen, nicht Schwert} / ich will, ich will rasen“ [Übers. Zotou]). Beide Änderungen erscheinen mir allerdings unnötig: Zum einen ist Mehlhorns (1825: 57) Vorschlag, Vers 17 oder Vers 18 zwecks Aufrechterhaltung der Gedichtstruktur für unecht zu erklären, unmotiviert: Die von ihm angenommene Einteilung in sechs ‚Strophen‘ à jeweils drei Verse ist m.E. nicht derart eklatant, als dass ein zusätzlicher Vers im Schlussteil (der sich ja ohne Weiteres auch als Klimax erklären ließe) stören würde und als späterer Einschub deklariert werden müsste. Zum anderen bringt die Beibehaltung des finiten Verbs ἔχω in Vers 16 keine syntaktischen Probleme mit sich – der Schlussvers θέλω, θέλω μανῆναι, der das Gedicht refrainartig strukturiert (Verse 3, 9, 19), kann problemlos syntaktisch isoliert stehen: „Ich aber habe einen Becher / und den Haarkranz hier, / keinen Bogen, kein Schwert / – ich will, ich will rasen“ (Übers. SB). Als Argument für die Änderung ließe sich ggf. die Parallelität der Syntax zu den Versen 7–9 anführen (vorausgehendes *participium coniunctum*, das sich syntaktisch auf den nachfolgenden Refrain bezieht): ἐγὼ δὲ μηδένα κτάς, / πίων δ’ ἐρυθρὸν οἶνον / θέλω, θέλω μανῆναι („Ich aber, ohne jemanden getötet zu haben, / den roten Wein trinkend, / ich will, ich will rasen“ [Übers. SB]).

14,3-4: κυματῶδες ... / τὸ P – κύματ’ οἶδας ... / τὰ Davisius: Giangrande (1975: 179) erklärt und verteidigt die Überlieferung wie folgt: „All the critics have been perplexed by line 3 [...]. [...] Edmonds suggests κυματωγές, understanding τὸ τῆς ὅλης θαλάσσης κυματωγές to mean ‘the sands of all the sea’. The text is in reality sound, because the adjective κυματώδης was used, in later Greek, precisely [...] to denote a sea-shore *consisting of sand* [...]. The sense of εἰ κυματῶδες εὐρεῖν τὸ τῆς ὅλης θαλάσσης is ‘if you can calculate the number [...] of the sand-grains on the shore of the whole sea.’“ Die philologisch mit mehreren Stellenbelegen abgestützte Verteidigung des Ausdrucks τὸ κυματῶδες wurde

von Brioso Sánchez (1981) übernommen, jedoch von West (1983) massiv kritisiert: „Since 1718, when J. Davisius made the obvious and incontrovertible correction κύματ' οἶδας (with τὰ for τὸ), the passage has made a convenient shibboleth by which to distinguish the editor who knows his business from the one who clings to the manuscript reading so long as he believes he can wring a meaning from it.“ Man mag sich zu der textkritischen Sachfrage stellen, wie man will, und man mag die persönlichen Angriffe und Unterstellungen aus einer Distanz von über dreißig Jahren mit Nüchternheit betrachten – es gilt jedoch herauszustellen, dass die hier skizzierte Diskussion einer philologischen Detailfrage geradezu mustergültig als Exempel der divergierenden Sichten von Echtheits- und Konjekturealkritikern gelten kann und somit im Kommentar in der einen oder anderen Weise Erwähnung verdient hätte.

15,30: ἄν χορεύσω P – ἀγχορεύω Hanssen; **15,32:** συγκαλύψω (geschrieben: σὺν καλύψω) P – συγκαλύπτω Pauw: Es ist m.E. nicht einsehbar, warum das Futur (ggf. voluntativ verstanden) hier Anstoß erregen sollte (Vv. 30-32): *πιοῦσα δ' ἄν χορεύσω / καὶ δεσπότην ἄνακρέοντα / περοῖσι συγκαλύψω* („und wenn ich getrunken habe, will/werde ich tanzen / und meinen Herrn Anakreon / mit meinen Flügeln beschirmen“ [Übers. SB]). Ferner: Futur mit Modalpartikel ἄν ist selten, jedoch poetisch (homerisch) belegt sowie auch – wenngleich nur vereinzelt – in attischer Prosa anzutreffen (vgl. Goodwin 1889: 65-66 [§§ 196-197]; Schwyzer 1950: 351-352 [§§ B.IV.5.g.ε-ζ]). Inhaltlich korrespondieren die beiden Zukunftsformen mit der Ankündigung der Taube *μενῶ παρ' αὐτῷ* („ich werde bei ihm [= Anakreon] bleiben“) in Vers 20.

15,33: κοιμωμένη P – κοιμωμένου Bergk⁴: In den Versen 33-34 spricht die Taube über ihren Herrn Anakreon gemäß Überlieferung: *κοιμωμένη δ' ἐπ' αὐτῷ / τῷ βαρβίτῳ καθεύδω* („ich lege mich zum Schlafen / direkt auf seine Lyra“ [Übers. BBDSZ]). Bergk⁴ hat allerdings das überlieferte Partizip *κοιμωμένη* zu *κοιμωμένου* (Gen. abs.) abgeändert: *κοιμωμένου δ' ἐπ' αὐτῷ / τῷ βαρβίτῳ καθεύδω* („und wenn er schläft, dann schlafe ich / auf dem Barbitos selbst“ [Übers. Zotou]). Der Sinn ist nun also ein ganz anderer, nämlich (S. 99, Komm. ad loc.): „Immer wenn Anakreon schläft, schläft auch die Taube auf dem βάρβιτος, mit dem Anakreon seine Lieder begleitet.“ Dass es sich bei dieser Interpretation um das Resultat eines Eingriffs in die Überlieferung handelt, wird jedoch von der Verfasserin nicht erwähnt. Zugegebenermaßen mag man an der Tautologie *κοιμωμένη [...] καθεύδω* einen gewissen Anstoß nehmen, doch wäre gleichwohl die Grundsatfrage zu stellen, ob ein Eingriff in eine Textpassage, die in der überlieferten Form weder syntaktisch Probleme bereitet noch inhaltlich sinnentstellend ist, zu rechtfertigen ist. Ferner nennt Zotou a.a.O. als möglichen Intertext Pind. Pyth. 1,6 *εὔδει δ' ἀνὰ σκάπτῳ Διὸς αἰετός* („es schläft auf dem Szepter der Ad-

ler des Zeus“ [Übers. SB]); in diesem Falle wäre aber gerade dieses intertextuelle Vorbild eher ein Argument gegen die Emendation κοιμωμένη > κοιμωμένου, da an besagter Stelle nicht davon die Rede ist, dass der Adler schläft, während Zeus auch schläft.

17,39: μοι P – μὴ Stephanus: Die auf Stephanus zurückgehende Korrektur der Handschrift wird von den meisten Herausgebern (mit Ausnahme von Brioso Sánchez 1981) aus inhaltlichen Gründen übernommen, da der Künstler den Hintern des Bathyllos ja *nicht* bildlich darstellt (Vv. 38-40): φθονερὴν ἔχεις δὲ τέχνην / ὅτι μὴ τὰ νῶτα δεῖξαι / δύνασαι· τὰ δ' ἦν ἀμείνω („Deine Kunst ist missgünstig, / weil du den Rücken nicht zeigen / kannst. Denn er wäre noch besser“ [Übers. Zotou]). Dahingegen schlägt Giangrande (1975: 183-184) folgenden Erklärungsansatz zur Bewahrung der Überlieferung vor: „The situation is in reality the following: the painter carries out the portrait of Bathyllus progressively, following stage by stage the instructions as gradually given to him by ‘Anacreon’ [...]. Once the artist, having started from the boy’s head [...] has reached, and painted, Bathyllus’ μηρῶν αἰδῶ (he has painted it at the explicit request of the poet: ποίησον, line 36!), the poet comments: ‘your art is jealous, because you are capable of depicting his back for me [...]: it *would have been* better if you had done so (ἦν ἀμείνω), but you have *not done* so, and you have portrayed the boy frontally, thus denying to me, out of jealousy, the pleasure of seeing the boy’s beautiful πνυαί’. In other words: ἦν ἀμείνω, in so far as meaning ‘it *would have been* better’, implies that the artist *has already* depicted the boy frontally.“¹⁰ So verstanden erhält das Gedicht eine selbstironische Wendung gegen den Schluss hin – der Auftraggeber wendet seinen Frust über die selbstverschuldete, sich im Nachhinein als ‚falsch‘ erweisende Bestellung gegen den Künstler bzw. dessen Kunst, die er zwecks Überwindung seiner kognitiven Dissonanz als ‚missgünstig‘ qualifiziert. Man mag einwenden, dass Giangrandes Erklärung reichlich gesucht sei, und man mag sich fragen, ob je ein Leser oder Interpret unabhängig von Giangrande darauf gekommen sein dürfte. Dass andererseits ein Schreibfehler infolge Itazismus zugrunde liegen und somit μὴ die ursprüngliche Lesart darstellen könnte, dürfte durchaus wahrscheinlich(er) sein. Dennoch hätte das vorliegende Textproblem einer Erwähnung und Diskussion bedurft; in der Tat können wir darin nachgerade ein Muster erkennen, anhand dessen sich die Möglichkeiten und Grenzen der Echtheits- vs. der Konjekturekritik mit ihren jeweiligen Pro’s und Kontra’s aufzeigen und nachvollziehen lassen.

¹⁰ Zu ἦν i.S.v. „wäre gewesen“ vgl. bereits Mehlhorn (1825: 85-86, Komm. ad loc.): „*hoc melius erat, sc. si fieri potuisset.*“

22,12: ἀλείφω P – ἀλείψω Brunck: Die Änderung des Konjunktiv Präsens zum Konjunktiv Aorist ist m.E. völlig unmotiviert; weder sprechen aspektuelle Gründe dafür („salben“ kann genauso gut durativ wie punktuell verstanden werden) noch ist die Parallelität mit dem Konjunktiv Aorist λούσω in Vers 10 ein Grund für eine Emendation (zumal in den Versen 6 und 8 ebenfalls zweimal Konjunktiv Präsens steht [βλέπης und φορῆς, beide Male in absolut paralleler Konstruktion mit finalem ὅπως-Satz] steht).

23,11: Ἔρωτες P – ἥρωες Stephanus: Das Gedicht zelebriert die literarische *recusatio* epischer Heldendichtung zugunsten von Liebes- und erotischer Dichtung, wie die Eingangsverse deutlich machen (Vv. 1-4): Θέλω λέγειν Ἀτρείδας, / θέλω δὲ Κάδμον ᾄδειν, / ἃ βάρβιτος δὲ χορδαῖς / Ἔρωτα μόνον ἤχεῖ („Ich will von den Atriden, / Ich will von Kadmos singen, / Die Lyrasaiten lassen / Jedoch nur Eros tönen“ [Übers. BBDSZ]). Doch liegt in den Versen 10-12 tatsächlich eine Parallele zu Ov. Am. 2,1,35-36 *heroum clara valete / nomina* vor? Sagt der Dichter tatsächlich „den Heroen Lebewohl und richtet sein Schlusswort an die Schönheit und an Eros“ (S. 146)? Ja, sofern wir Stephanus' Korrektur des überlieferten Ἔρωτες zu ἥρωες akzeptieren, die dieser just mit einem Verweis auf die nämliche Stelle in Ovids *Amores* vorgenommen und gerechtfertigt hat und die bis in Wests Ausgabe wirkmächtig geblieben ist. Doch der Text der Handschrift lautet anders (Vv. 10-12): χαίροιτε λοιπὸν ἡμῖν, / Ἔρωτες· ἡ λύρη γάρ / μόνους Ἔρωτας ᾄδει. Die Überlieferung lässt sich problemlos verstehen: χαίροιτε ist hier nicht als Verabschiedung, sondern als Begrüßung gemeint; der Sänger heißt die Erogen als künftiges, alleiniges Thema seiner Dichtung willkommen (so Giangrande 1975: 189-190; vgl. Übers. BBDSZ: „Seid künftig uns willkommen, / Erogen! Denn die Lyra / Besingt allein Erogen“).

34,5: καὶνὰ P – κεῖνα Stephanus: Die Überlieferung (geändert von Stephanus und erstmals wieder rückgängig gemacht von Boissonade) wurde von Michelangi (1882: 219) und Giangrande (1975: 197) – m.E. korrekt – als *primitiae*, als Erstlingsopfer für die in dem Gedicht besungene Zikade („ein Hymnos an die Zikade“, S. 184), interpretiert. Die Notwendigkeit einer Korrektur zu κεῖνα erscheint mir deshalb fraglich.

d) Zur Übersetzung

Zotous Übersetzungen der Gedichte CA 1-34 erfüllen den Anspruch, den man an eine einen Kommentar begleitende Übersetzung stellt: Sie geben den griechischen Originaltext in möglichst wortgetreuer Prosa wieder und erleichtern so das Textverständnis und das Navigieren im Kommentar (anders gesagt: die Übersetzung hat eine den Kommentar unterstützende Funktion). Allerdings

sind die Übersetzungen nicht frei von Versehen, und ein gewisser Hang zum Überperfektionismus bzw. Schematismus ist zu beobachten. Im Folgenden wird auf einige Punkte hingewiesen, die zu korrigieren oder ggf. zu überdenken wären. An ein paar Stellen äußere ich mich auch zu Einwänden von West (2015), die dieser in seiner (kurz vor seinem Tod verfassten) Rezension gegen Zotous Übersetzung vorgebracht hat.

1,7: φίλευνος „voll Lust nach Liebe“ (mit Komm. ad loc., S. 26): Besser wäre hier eine wörtliche Übersetzung, da der Kontext die Lust nach Sex insinuiert (vgl. Übers. BBDSZ: „ein Bettliebhaber“; vgl. auch die Diskussion des Wortes bei Vox 2006: 304).

1,16: καὶ δῆθεν ἄχρι καὶ νῦν „und so also bis heute“: δῆθεν ist hier wohl eher temporal zu verstehen, da der Anacreon-Imitator seit seiner Dichterweihe bis zum heutigen Tag ununterbrochen erotisch dichtet (vgl. LSJ s.v. II, mit Verweis auf ebendiese Stelle: „*from that time, thenceforth*“).

2,4: νόμους „Melodien“ (mit Komm. ad loc., S. 31-32): Zotous Übersetzung ist hier m.E. die angemessenste, und die im Kommentar genannten Passagen stützen diese Sicht. Mit den in Vers 3 genannten θεσμοί dürften die Regeln zur Komposition epischer Dichtung gemeint sein, die der anacreontische Dichter mit seinen Melodien (oder Rhythmen) für den sympotischen Gesang mischen will (die von Zotou a.a.O. vertretene ‚dionysische‘ Deutung von θεσμοί als Riten dürfte freilich ebenfalls mitschwingen.) Wests (2015) Einwand, „the rendering of νόμους as ‘Melodien’ is questionable, since they are parallel with κύπελλα θεσμῶν“, ist für mich unverständlich; seine an anderer Stelle geäußerte Auffassung „θεσμοί and νόμοι stand for the peace and order which he wants to govern his revelry“ (West 1984: 206) mag stimmen, doch wird damit Zotous Deutung/Übersetzung nicht automatisch falsch.

3,4: ἑτεροπνόους ἐναύλους „doppelte Pfeifen“: Ein αὐλός ist ein Instrument mit einem Doppelrohrblatt, daher keine Pfeife oder Flöte, sondern eher eine Art Oboe.

4,9: μὴ στυγνὸν Ὠρίωνα „noch den verhassten Orion“ (mit Komm. ad loc., S. 40-41): West (2015) kritisiert Zotous Übersetzung des Adjektivs στυγνός an dieser Stelle („is ‘grim’ rather than ‘den verhassten’“), doch ist die Kritik ungerechtfertigt: Die Verfasserin macht in ihrem Kommentar auf Hes. Erga 619-620 aufmerksam, wo „der Untergang des Orion und der Pleiaden u.a. den Beginn der Verschlechterung des Wetters markiert“ (mit Verweis auf West 1978: 314, Komm. ad loc.) – die Bedeutungsnuance ‚verhasst‘ lässt sich aufgrund dieser Assoziation bestens verstehen. Zotous Übersetzung ließe sich ferner mit einem mythologi-

schen Argument noch stützen, denn Orion ist in der Mythologie ein ‚Serienvergewaltiger‘ und deshalb naheliegenderweise verhasst (vgl. z.B. Parth. 20; Euphron fr. 101 Powell = Schol. vet. AD Il. 18.486; vgl. BBDSZ S. 115, Komm. ad loc.).¹¹

8,5: μύροισιν „mit wohlriechend‘ Ölen“: Die Weglassung der Flexionsendung erscheint mir unmotiviert, da es sich um keine metrische Übersetzung handelt, die dies bedingen würde.

9,6 und 9,8: τὰς μητέρας κτανόντες und πιών δ’ ἐρυθρὸν οἶνον „nachdem sie die Mütter ermordet hatten“ und „nachdem ich den roten Wein getrunken habe“: Die zweifache Übersetzung eines Aorist-Partizips mit einem temporalen ‚nachdem‘-Nebensatz ist zwar nicht falsch, doch wird dadurch der Verdacht genährt, dass die Verfasserin der irrigen Meinung sein könnte, dass das griechische Aorist-Partizip in irgendeiner Weise so etwas wie eine ‚Vorzeitigkeit‘ ausdrücken könnte. (Dieser Eindruck verstärkt sich leider auch andernorts, etwa in 15,30: πιοῦσα δ’ ἀγχορεύω „und nachdem ich trinke [sic!], tanze ich neben ihm“; 28,4: λαβὼν σίδηρον „nachdem er dazu Eisen genommen hatte“; 28,6: μέλι τὸ γλυκὺ λαβοῦσα „nachdem sie dazu süßen Honig genommen hatte“; 33,14: ἐλέησα ταῦτ’ ἀκούσας „Ich hatte Mitleid, nachdem ich das hörte [sic!]“.)

11,2: ἐπώλει „verkaufte“: Der Kontext legt eher ein konatives Imperfekt nahe: ‚(ver)suchte zu verkaufen‘.

11,15-16: εἰ δὲ μή, σύ / κατὰ φλογὸς τακῆση „sonst sollst du / im Feuer schmelzen“ (mit Komm. ad loc., S. 73-74): Pragmatisch kommt hier zwar eine als Wunsch getarnte Drohung zum Ausdruck, doch formal ist τακῆση ein Futur. Dem wäre Rechnung zu tragen – der drohende Unterton lässt sich auch mit dem deutschen Futur wiedergeben („sonst wirst du / im Feuer schmelzen“).

13,2: ἔπειθ’ Ἔρως φιλεῖν με „Eros forderte mich auf zu lieben“: Vielleicht korrekter/besser ‚riet mir zu lieben‘ oder (konativ) ‚versuchte mich von der Liebe zu überzeugen‘ o.ä. (vgl. Zotous passende Übersetzung von οὐκ ἐπείσθην in V. 4: „ließ ich mich nicht überzeugen“).

13,11: ἐμαρνάμην Ἐρωτι „und kämpfte gegen Eros“: Der Aorist ist wohl eher ingressiv zu verstehen: ‚begann gegen Eros zu kämpfen‘, ‚schickte mich zum Kampf gegen Eros an‘ (o.ä.).

15,19: κῆν ἄφῃ με „auch wenn er mich freiließe“: Es handelt sich hier um einen prospektiven Konditionalsatz, eine korrekte Übersetzung müsste also indika-

¹¹ Vgl. Fontenrose (1981: 5-32) zu Orion und dessen καταστερισμός.

tivisch sein: ‚freilässt‘ (korrekt in 16,8: ὁ δὲ κηρὸς ἄν δύνηται „Und wenn es das Wachs kann“).

16,21: ὑγρὸν ὡς Κυθήρης „[den Blick] feucht wie den Kythereias“ (mit Komm. ad loc., S. 112-113): West (2015) kritisiert Zotous Übersetzung des Adjektivs ὑγρὸς und schlägt stattdessen „melting, sexy“ vor. Ich halte Zotous Übersetzung jedoch für angemessen. Im Kommentar begründet die Autorin sie mit möglichen Assoziationen (Plat. Symp. 196a: feuchter Blick des Eros; Anth. Pal. 16,306,3: Assoziation von feuchtem Blick mit Trunkenheit). Am ehesten liegt jedoch wohl eine Anspielung auf den geläufigen Mythos von Aphrodites Geburt aus dem Meerschäum vor (Hes. Theog. 195-198), auf die innerhalb der Sammlung in CA 55,30-32 noch einmal angespielt wird (zu dieser Deutung vgl. BBDSZ S. 121, Komm. ad loc.).

16,33: ἀπέχει „Nun nimm Abstand!“ (mit Komm. ad loc., S. 114): Die Verfasserin interpretiert die Form als Konjunktiv 3. Ps. Sg. M-P (= ἀπέχη), die Funktion als Iussiv. Allerdings ist der konjunktivische Iussiv im Griechischen so gut wie inexistent (vgl. meine Ausführungen zu CA 5,12 unter Abschnitt c); ἀπέχει ist vielmehr Indikativ 3. Ps. Sg. Akt. und hat die (seltene) unpersönliche Bedeutung ‚es ist genug‘ (vgl. LSJ s.v. IV.2: „it sufficeth, it is enough“; Vox 2006: 294-295).

17,25: ὁ κηρὸς „der Wachs“: richtig auf Deutsch: ‚das Wachs‘.

17,36: ἀφελῇ „schlicht“: vielleicht besser/präziser: ‚glatt‘ oder ‚geschmeidig‘.¹²

22,1: ἔστη „wurde“: richtig: ‚stand‘. Theoretisch denkbar wäre ἔστη mit inkohativer Bedeutung i.S.v. ‚blieb stehen‘ (was einem ‚wurde‘ im Sinne einer Verwandlung nahe käme), also (Vv. 1-2): Ἡ Ταντάλου ποτ’ ἔστη / λίθος Φρυγῶν ἐν ὄχθαις („Des Tantalos’ Tochter blieb einst stehen / als Stein an den Ufern Phrygiens“ [Übers. SB]). Inkohatives ἔστη ist allerdings selten (vgl. Stahl 1907: 139) und deshalb hier eher unwahrscheinlich.

22,3-4: καὶ παῖς ποτ’ ὄρνις ἔπτη / Πανδίωνος χελιδών „und einst flog als Schwalbe / die Tochter des Pandion“: genauer: ‚und einst flog als Vogel die Tochter / des Pandion, die Schwalbe‘.

24,9: δίδωσι „gibt“: Ich halte die ‚wörtliche‘ Wiedergabe des historischen Präsens an dieser Stelle für unglücklich. In dem Gedicht wird auf die Vergangenheit mit drei verschiedenen Tempora verwiesen (V. 2: ἔδωκεν: Aorist; V. 8: εἶχεν: Imperfekt; V. 9: δίδωσι: hist. Präsens); eine durchgehende Wiedergabe

¹² Eine alternative Erklärung bietet Giangrande (1975: 199): „bold, brazen“.

mit dt. Präteritum scheint mir die eleganteste Lösung. (Erst νικᾷ in V. 12 ist sodann kein hist. Präsens mehr, sondern eine allgemeine Aussage über die Macht der weiblichen Schönheit.)

25,7: ἐν καρδίῃ „in meinem Herz“: richtig auf Deutsch: ‚in meinem Herzen‘.

29,4-5: ἀπόλοιτο πρῶτος αὐτός / ὁ τὸν ἄργυρον φιλήσας „Möge als erster der selbst zugrunde gehen, / der das Geld liebte“: Die Übersetzung orientiert sich hier zu stark an der Wortreihenfolge; πρῶτος bezieht sich nicht auf ἀπόλοιτο, sondern auf φιλήσας (es liegt eine Variation des πρῶτος εὐρετής-Gedankens vor): „Mag zugrunde gehen jener, / Der das Geld als Erster liebte“ (Übers. BBDSZ).

30,5: κίχανεν „erreichte mich“: vielleicht besser/präziser: ‚holte mich ein‘ oder ‚bekam mich zu fassen‘.

33,1-5: Ich kann Wests (2015) Auffassung, dass „the tenses should be present, not past“, nicht teilen. Im Nebensatz findet sich ein historisches Präsens (V. 2: στρέφει) und ein Perfekt (V. 5: κέσται), das in diesem Fall funktional einem historischen Präsens gleichkommt, das Verb des Hauptsatzes in V. 7 ist jedoch ein narratives Imperfekt (ἔκοπτε). Die Mischung historischer Präsensien und ‚echter‘ Vergangenheitstempora ist im Griechischen und im Lateinischen problemlos möglich (und wird oft als Stilmittel gebraucht), im Deutschen jedoch problematisch. Zotous Übersetzung ist darum an dieser Stelle absolut angemessen.¹³

33,7: θυρέων ἔκοπτε ὀχῆας „ich klopfte an die Tür-Riegel“: ὀχεύς bezeichnet zwar den Türriegel, doch klingt die Übersetzung unfreiwillig komisch bzw. zeugt von übertriebenem Schematismus. (Außerdem wäre im Kommentar auf das intertextuelle Vorbild für die Phrase, Od. 21,47 θυρέων δ' ἀνέκοπτεν ὀχῆας, aufmerksam zu machen.)

33,14: ἐλέησα „ich hatte Mitleid“: Der Aorist ist wohl eher ingressiv zu verstehen: ‚ich bekam Mitleid‘.

e) Bibliographie; Sprache und Stil; Gesamturteil

In der Bibliographie fehlen folgende einschlägige Arbeiten (kein Anspruch auf Vollständigkeit meinerseits): Crusius (1889), Briosó Sánchez (1970b), Briosó Sánchez (1972), Briosó Sánchez (1979), Briosó Sánchez (1981), Danielewicz (1986),

¹³ In den Versen 26-28 übersetzt Zotou sodann drei aufeinander folgende historische Präsensien mit deutschem Präsens. Ich hätte auch hier deutsches Präteritum bevorzugt.

Dihle (1967), Fantuzzi (1994), Hanssen (1888), Ladianou (2005), Naughton (1983), Vox (2006), Weiss (1989).

Zotous Prosa ist gut lesbar und verständlich, wenn auch an einigen Stellen noch Verbesserungsbedarf im Sprachlichen und Stilistischen bestünde. Ein gelegentlicher Hang zum Schönggeistigen, zum Schwelgerischen zeigt ihre Begeisterung für die Sammlung und übt manchmal eine ansteckende Wirkung auf den Leser aus – so hat mich etwa die Beobachtung, dass die Eros-Gedichte „wie kleine Theaterszenen“ (S. 10) komponiert seien, dazu veranlasst, diese Gedichte mit einem neuen Blick noch einmal zu lesen.

Das abschließende Gesamturteil muss leider tendenziell negativ ausfallen. Zotous Kommentar enthält zwar viel nützliches Material und Informationen, die für das Studium der Gedichte CA 1-34 relevant sind und worauf künftige Kommentatoren und Interpreten gerne zurückgreifen werden, doch finden sich ebenso häufig Ausführungen und Exkurse, die für das (engere oder weitere) Verständnis der Gedichte nur von marginaler Bedeutung sind und die man hätte weglassen oder doch zumindest massiv kürzen sollen. Oft bleibt auch unklar, nach welchen Kriterien ein Aspekt/eine Frage/ein Problem zur Kommentierung ausgewählt wird (und wann/warum nicht). Was die für eine Dissertation unerlässliche eigenständige Forschungsleistung betrifft, so ist zu konstatieren, dass Zotou nicht selten bestehende Forschungsmeinungen ohne einen substantiellen eigenen Beitrag referiert, wobei der Fokus auf neuerer Literatur liegt, ältere Literatur dagegen öfters unerwähnt bleibt. Außerdem fehlen, wie oben gezeigt, relevante einschlägige Arbeiten, die unbedingt hätten berücksichtigt und zitiert werden müssen. Was den Text und textkritische Fragen angeht, so ist der zu enge Anschluss an West (1984/²1993) als problematisch zu vermerken. Auf's Gesamte besehen, ist darum zu sagen, dass Zotous Dissertation von einer gründlichen Überarbeitung vor der Publikation enorm profitiert hätte.

Zitierte Literatur

- Bär (im Druck) = Silvio Bär, „'Come, Second Best of Painters!' Irony, Ambiguity and Voices in *Carmina Anacreontea* 16 and 17“, in: Phoenix, ca. 20 Seiten, im Druck.
- Bartol (1993) = Krystyna Bartol, „TON ANAKPEONTA MIMOY. Einige Bemerkungen zum *Carmen Anacreonteum* 1 W.“, in: A&A 39, 1993, 64-72.
- Baumbach/Dümmeler (2014) = Manuel Baumbach/Nicola Dümmeler (Hgg.), *Imitate Anacreon! Mimesis, Poiesis and the Poetic Inspiration in the Carmina Anacreontea*, Berlin/Boston 2014.
- BBDSZ = Silvio Bär/Manuel Baumbach/Nicola Dümmeler/Horst Sitta/Fabian Zogg (Hgg., Übers., Komm.), *Carmina Anacreontea: Griechisch/Deutsch*, Stuttgart 2014.
- Brioso Sánchez (1970a) = Máximo Brioso Sánchez, *Anacreontea. Un ensayo para su datación*, Salamanca 1970.

- _____ (1970b) = ders., „Estoicos y Anacreónticas“, in: *Emerita* 38, 1970, 311-324.
- _____ (1972) = ders., „Las *Anacreónticas* y su división estrófica“, in: *Cuadernos de filología clásica* 4, 1972, 427-440.
- _____ (1979) = ders., „¿Otra consagración poética? Anacreóntica primera“, in: *Emerita* 47, 1979, 1-9.
- _____ (1981) = ders. (Hg., Übers., Komm.), *Anacreónticas*, Madrid 1981.
- _____ (1989) = ders., „Una nueva edición de las *Anacreónticas*“, in: *Corolla Londenensis* 5, 1989, 55-71 (= Rezension von West 1984).
- _____ (1992) = ders., „*Anacréontica* 14.18“, in: *Excerpta Philologica* 2, 1992, 9-14.
- Campbell (1988) = David A. Campbell (Hg., Übers., Komm.), *Greek Lyric*, Bd. 2, Cambridge Mass./London 1988.
- Crusius (1889) = Otto Crusius, „Zu den Anakreonten“, in: *Philologus* 47, 1889, 235-241.
- Danielewicz (1986) = Jerzy Danielewicz, „Anacreontics as a Literary Genre“, in: *Acta Classica Universitatis Scientiarum Debreceniensis* 22, 1986, 41-51.
- Dihle (1954) = Albrecht Dihle, „Die Anfänge der griechischen akzentuierenden Verskunst“, in: *Hermes* 82, 1954, 182-199.
- _____ (1967) = ders., „The Poem on the Cicada“, in: *HSPH* 71, 1967, 107-113.
- Edmonds (1931) = John M. Edmonds (Hg., Übers., Komm.), *Elegy and Iambus [...]* with the *Anacreontea*, Bd. 2, London/Cambridge Mass. 1931.
- Fantuzzi (1994) = Marco Fantuzzi, „On the Metre of *Anacreont.* 19 W.“, in: *CQ* 44, 1994, 540-542.
- Fontenrose (1981) = Joseph Fontenrose, *Orion. The Myth of the Hunter and the Huntress*, Berkeley/Los Angeles/London 1981.
- Gentili (1958) = Bruno Gentili (Hg., Übers.), *Anacreon*, Rom 1958.
- Giangrande (1975) = Giuseppe Giangrande, „On the Text of the *Anacreontea*“, in: *QUCC* 19, 1975, 177-210.
- Goodwin (1889) = William Watson Goodwin, *Syntax of the Moods and Tenses of the Greek Verb*, London 1889.
- Gow (1950) = A.S.F. Gow (Hg., Übers., Komm.), *Theocritus*, 2 Bde., Cambridge 1950.
- Guichard (2012) = Luis Arturo Guichard (Hg., Übers., Komm.), *Anacreónticas*. Introducción, traducción, notas y comentario, Madrid 2012.
- Hanssen (1888) = Friedrich Hanssen, „Zur Kritik der Pseudoanacreontea“, in: *Philologus* 46, 1888, 445-457.
- Hopkinson (1994) = Neil Hopkinson (Hg., Komm.), *Greek Poetry of the Imperial Period. An Anthology*, Cambridge 1994.
- Ladianou (2005) = Katerina Ladianou, „The Poetics of *choreia*. Imitation and Dance in the *Anacreontea*“, in: *QUCC* 80, 2005, 47-58.
- Lambin (2002) = Gérard Lambin, *Anacréon. Fragments et imitations*, Rennes 2002.
- Mehlhorn (1825) = Friedrich Mehlhorn (Hg., Übers., Komm.), *Anacreontea quae dicuntur secundum Levesquii collationem codicis Palatini recensuit...*, Glogau 1825.
- Michelangeli (1882) = Luigi A. Michelangeli (Hg., Übers., Komm.), *Anacreonte*, Bologna 1882.

- Müller (2010) = Alexander Müller, *Die Carmina Anacreontea und Anakreon. Ein literarisches Generationenverhältnis*, Tübingen 2010.
- Naughton (1983) = S. Naughton, „On the Anacreontea“, in: *Corolla Londiniensis* 3, 1983, 89-94 (= Erwiderung auf West 1983).
- Preisendanz (1912) = Karl Preisendanz (Hg.), *Carmina Anacreontea*, Leipzig 1912.
- Rosenmeyer (1992) = Patricia A. Rosenmeyer, *The Poetics of Imitation. Anacreon and the Anacreontic Tradition*. Cambridge et al. 1992.
- Schwyzler (1950) = Eduard Schwyzler, *Griechische Grammatik*, München 1950.
- Slotty (1915) = Friedrich Slotty, *Der Gebrauch des Konjunktivs und Optativs in den griechischen Dialekten*, Bd. 1: *Der Hauptsatz*, Göttingen 1915.
- Stahl (1907) = Johann M. Stahl, *Kritisch-historische Syntax des griechischen Verbums der klassischen Zeit*, Heidelberg 1907.
- Stephanus (1554) = Henricus Stephanus [Henri Estienne] (Hg., Übers.), *Anacreontis Teii odae ab Henrico Stephano luce et Latinitate nunc primum donatae*, Paris 1554.
- Vox (2006) = Onofrio Vox, „Osservazioni sul lessico degli *Anacreontea*“, in: *Eikasmos* 17, 2006, 293-306.
- Weiss (1989) = Irene M. Weiss, *Un nuovo approccio alle Anacreontiche*, Diss. Univ. degli Studi di Urbino 1989.
- West (1978) = Martin L. West (Hg., Komm.), *Hesiod. Works & Days. Edited with Prolegomena and Commentary*, Oxford 1978.
- _____ (1983) = ders., Rezension von Brioso Sánchez (1981), in: *CR* 33, 1983, 310.
- _____ (1984) = ders., „Problems in the Anacreontea“, in: *CQ* 34, 1984, 206-221.
- _____ (1984/²1993) = ders. (Hg.), *Carmina Anacreontea*, Stuttgart/Leipzig 1984/²1993.
- _____ (2015) = ders., Rezension von Zotou (2014), in: *BMCR* 2015.01.12 (<http://bmcr.brynmawr.edu/2015/2015-01-12.html>), zuletzt abgerufen am 18.07.2016).
- White (1996) = Heather White, „Textual Problems in the *Anacreontea*“, in: *Habis* 27, 1996, 235-245.

Prof. Dr. Silvio Bär
 Universitetet i Oslo
 Institutt for filosofi, ide- og kunsthistorie og klassiske språk
 Georg Morgenstiernes hus, Blindernveien 31
 N-0313 Oslo
 E-Mail: silvio.baer@ifikk.uio.no

Wolf KOENIGS, Der Athenatempel von Priene. Archäologische Forschungen Bd. 33, Priene Bd. 3. Wiesbaden: Reichert 2015, 504 S., 13 farb. Abb., 643 s/w-Abb., 40 Taf.

Mit dem vorliegenden Werk wird ein Desiderat der archäologischen Bauforschung erfüllt: Die langerwartete Publikation eines der bekanntesten kleinasiatisch-griechischen Sakralbauten, dessen architekturgeschichtliche Bedeutung nicht nur durch die bereits vorliegenden, aber unzureichenden, Publikationen bekannt war, sondern auch durch die Erwähnung von Tempel und Architekt bei Vitruv. Insbesondere die wissenschaftliche Bewertung des Pytheos, tätig auch am Maussolleion von Halikarnassos, für die spätklassische und hellenistische Architektur hat eine modernen Standards genügende Publikation überfällig gemacht. Begonnen in Zusammenarbeit des Verfassers mit W. Müller-Wiener und dann fortgeführt durch W. Koenigs, lagen der Neuaufnahme mehrere Ziele zugrunde: Neben einer hochgenauen Bauaufnahme und architekturgeschichtlichen Einordnung sollten auch die in den letzten Jahren gewonnenen Ergebnisse zur Stadtentwicklung Berücksichtigung finden und der Bau damit an „historischer Tiefe“ (S. 5) gewinnen. Flankiert wird die Arbeit deswegen durch die 2013 erschienene Dissertation von A. Hennemeyer¹, der die Entwicklung des Areals und dessen urbanistische Einbindung untersuchte.

Der Text ist in vier Abschnitte gegliedert: Nach einem allgemeinen Abschnitt mit Forschungs- und Restaurierungsgeschichte, folgt die Befundbeschreibung mit Ausführungen zur Bautechnik, Versatzmarken (u.a. auch zur ‚Pytheos-Skizze‘), Fußmaßberechnungen und der Rekonstruktion der Hauptmaße. Es schließen sich dann die eigentliche Rekonstruktion des Baus und seine baugeschichtliche Einordnung an. Ein umfangreicher Baugliederkatalog und eine ausführliche Konkordanz bilden den Apparat und erleichtern die gezielte Suche. Befund, Bauglieder und Rekonstruktion werden in 793(!) Abbildungen in Fließtext und Katalog sowie auf 40 Tafeln und 7 Beilagen mustergültig dargestellt, die Druckqualität ist durchweg hervorragend. Durch den Verfasser wurden erklärtermaßen sehr hohe Maßstäbe an die Genauigkeit der Bauaufnahme gestellt, so wurde eine Abweichung von nur +/- 0,75 cm auf die Gesamtmaße angestrebt (S. 5). Koenigs setzt damit neue Maßstäbe, die – auch bei vergleichbar gut ausgeführten und erhaltenen Bauten – nur schwer zu erreichen sein werden. In der zeichnerischen Darstellung von Befund und Baugliedern wurden

¹ A. Hennemeyer, Das Athenaheiligtum von Priene. Die Nebenbauten – Altar, Halle und Propylon – und die bauliche Entwicklung des Heiligtums, Priene 2, AF 27 (Wiesbaden 2013) (=Hennemeyer, Athenaheiligtum).

alle relevanten Maße eingetragen, so dass sowohl die einfache Ablesung als auch das Abgreifen von Maßen in gegenseitiger Kontrolle erfolgen kann.

Nach der forschungsgeschichtlichen Einleitung, die alle Vorgängerarbeiten ausführlich würdigt, werden Stylobat, Pteron und Pronaospflaster sowie Toichobat und schließlich Pronaosstufen und der Cellatürschwelle (Tribasmos), unter Zuhilfenahme der Aufnahmen und Dokumentation von R.P. Pullan und in Abgleich mit Beobachtungen am Befund, rekonstruiert, so dass auch die seit 1869 teilweise verlorene Bausubstanz zuverlässig und überzeugend wiederhergestellt werden konnte. Das gleiche gilt für das Pflaster der Cella, in dem es nach Pullan Hinweise für eine Kultbildschranke (S. 25f.) gab. Durch die sorgfältigen Beobachtungen zur Bautechnik, die nicht nur die exakte Beschreibung der am Athena-Tempel zu beobachtenden Werkzeugspuren, Arbeitsgänge, Klammern und Dübel beinhalten, sondern auch Beispiele analoger (oder auch abweichender) Bautechnik an anderen Bauwerken, bekommt der Abschnitt geradezu lehrbuchartigen Charakter. Auch in den folgenden Kapiteln, zum Beispiel zu den Säulentrommeln, werden eingehend bautechnische Details, wie Anathyrosen, Ritzlinien, Werkzeichen und Flickungen, behandelt.

Von großem Interesse über die Baugeschichte und Rekonstruktion des Athena-Tempels hinaus ist die neue Behandlung der berühmten ‚Pytheos-Skizze‘, einer Ritzzeichnung, die den Entwurf eines Giebels unter Angabe mehrfach versetzt geritzter Linien zeigt. Die Vermutung einer ‚Gesprächsskizze‘ liegt nahe (S. 47), die erstmals eine „orthogonale, maßstäbliche Wiedergabe eines Bauwerks im griechischen Kulturkreis“ (S. 47) nachweist, und zugleich Einblick in den Entwurfsvorgang eines Architekten gibt. Koenigs bringt die Skizze nun, entgegen früheren Ansichten, mit dem Giebel des Athena-Tempels in Zusammenhang. Dies ist in Teilen nachvollziehbar, während einige Linien von ihm nicht gedeutet werden können. Eine Entwurfsskizze wäre dann also tatsächlich abzulehnen, auch deswegen, weil sie auf einem Wandbinder eingeritzt wurde, so dass der eigentliche Entwurf, sieht man von der vagen Möglichkeit einer Planänderung im Giebel einmal ab, abgeschlossen gewesen sein sollte. Koenigs spricht entsprechend von einer ‚Erläuterungsskizze‘ und gibt damit die früher geäußerte These von einer Entwurfsskizze für einen anderen, unbekannten Bau auf. In dieser Sicht ist ihm zuzustimmen.

Durch metrologische Analysen ermittelt Koenigs am Bau ein Fußmaßäquivalent von 29,44 cm, was der Bandbreite des attischen Fußes entspricht und auch andernorts in Priene bestätigt wurde (Anm. 189). Bei der folgenden Rekonstruktion der Hauptmaße am Bau wurde besondere Sorgfalt aufgewendet, indem, ausgehend von mehreren Festpunkten, Klaffungen, Setzungen und Erdbebensschäden an der Krepis überprüft wurden und diese für die Rekonstruktion kor-

rigiert werden konnten. Auf diese Weise rekonstruiert Koenigs Stylobat und Jochmaße mit großer Zuverlässigkeit und hohem Genauigkeitsanspruch. Aufgrund der Erhaltung des Befundes stellt die Rekonstruktion der Naoswände ein Problem dar, doch gelingt Koenigs diese im Achssystem der Säulenmittelpunkte – unter der plausiblen Voraussetzung, dass Symmetrie angestrebt worden war. Die Anzahl der Säulen und der Grundriss des Naos sind seit den ersten Forschungen in Priene im 19. Jahrhundert mit 6×11 bekannt, das Jochmaß konnte von Koenigs jetzt präzise auf 3,533 m bestimmt werden (S. 57). Abweichungen im Rastersystem, vor allem durch die Querwände der Cella oder der Stärke der Wände, resultieren aus dem Bestreben, ganzzahlige Innenraumproportionen herzustellen (S. 63). Koenigs gelingt es so, ein durch verlässliche und mehrfach gegengeprüfte Maße gesicherte Rekonstruktion als Basis für eine Entwurfsanalyse vorzulegen.

Im weiteren Rekonstruktionsgang werden die Bauglieder eingehend behandelt und dabei immer wieder, z.B. bei den Basen, Varianten festgestellt. Die Säulenhöhe ist weder aus dem Befund (Trommeln, Cellawand) noch mit Hilfe von Analogien eindeutig zu bestimmen. Von den beiden Möglichkeiten (11,62 m und 12,93 m) gibt Koenigs, letztlich aufgrund allgemein stilistischer Erwägungen, dem niedrigeren Wert den Vorzug, was durch die Rekonstruktion der Wandhöhe unterstützt, aber nicht gesichert wird (S. 119). Dass in der Diskussion auch Vitruv herangezogen wird, ist letztlich eine Frage der Einschätzung von dessen eigenen Quellen und seinen Intentionen und damit seinem grundsätzlichen Quellenwert. Bei anderen antiken Tempeln wird man den Zeugniswert von Vitruv für eine wissenschaftlichen Diskussion und Bewertung des Befundes eher kritisch sehen – für die Bewertung kaiserzeitlicher Architektur ist er als Maßstab sogar eher irreführend –, doch kann man in diesem Falle vielleicht diesen Weg gehen, weil Vitruv ja offenbar auf hellenistische und frühklassische Quellen zurückgreift. Immerhin ist aber auch festzustellen, dass sogar sein eigenes Vorbild Hermogenes von ihm nicht kompilationsfrei und im Zeugniswert ungebrochen dargestellt wird. Erinnerung sei nur an die problematische Diskussion um den eustylen Pseudodipteros. Erst bei Berücksichtigung der Intentionen Vitruvs ist er als Maßstab für die Bewertung von Architektur wertvoll. So bleibt hier ein gewisses Unbehagen, wohl auch bei dem Verf., der deswegen die größere Säulenhöhe (s.o.) auch nicht außer Acht lässt (S. 75). Am Anfang der Behandlung der ionischen Kapitelle steht eine intensive und sehr lehrreiche Auseinandersetzung mit Volutenkonstruktionen allgemein sowie historischen Kapitellrekonstruktionen des Athena-Tempels im Besonderen, die aber vor allem forschungsgeschichtlich interessant sind. Schlussendlich werden auf Grundlage neuer zeichnerischer Aufnahmen der Bauglieder drei Varianten des ionischen Normalkapitells und das Eckkapitell vorgelegt, die am Athena-Tempel verwendet wurden. Hier hätte vielleicht eine Straffung des Textes dem nur an den Priene-Kapitellen, nicht aber an Volutenkonstruktionen Interessierten

geholfen, die durch eine striktere Trennung von beschreibender Rekonstruktion der Kapitellvarianten und ihrer Entwurfsanalyse erreicht worden sein könnte. Wer den Abschnitt aber aufmerksam liest, der erfährt sehr viel über die Flexibilität des Kapitellentwurfs, der auch an einem Bau offenbar vom Anbringungsort (Naos bzw. Peristase) abhängig ist und in der Tat Vitruv in einigen Aspekten bestätigt. So ist die Feststellung von Koenigs interessant und ganz sicher weiteren Ausführungen an anderer Stelle wert, dass sich gerade die späte Kapitellvariante III den Vitruv'schen Vorgaben annähert, die früheren aber nicht (S. 101). Die Rekonstruktionen des Gebälks (ohne Fries), der Wand und der Anten mit ihren Kapitellen, der dreistufigen Pteronkassetten, Decken und Türen sind so ausführlich beschrieben, dass sie – wie auch die übrigen Rekonstruktionen – in allen Schritten sehr gut nachvollziehbar und vollkommen überzeugend sind. Hier ist nichts anzumerken. Dass man in der Antike bei dem Aufbau des Gebälks an die Grenzen des statisch Machbaren gegangen ist, zeigt eine interessante Abbildung mit den Schwerpunkten der Bauteilgruppen (Abb. 101). Die berühmten Inschriften des Athena-Tempels werden in der Rekonstruktion natürlich berücksichtigt, dem Thema der Arbeit entsprechend aber nicht eingehend behandelt, gleiches gilt für die Reliefs des Pteronkassetten, stattdessen wird auf die relevante Literatur verwiesen. Von kunstgeschichtlicher Bedeutung über den Bau hinaus, ist die Tatsache, dass Koenigs Kultbildbasis und Kultbild in die erste Phase des Tempelbaus, d.h. in die Wende vom 4. auf das 3. Jh. v. Chr. datiert, den in der Cella gefundenen Münzen des Orophernes also gegenüber der Datierung der Basisprofile keine ausschlaggebende Bedeutung zubilligt. Aufgrund der unklaren Fundumstände ist das nachvollziehbar. Damit entfällt auch die Frage, ob es ein früheres Kultbild gegeben hat.

Die Baugeschichte des Athena-Tempels wird von Koenigs, auch gegenüber seinen älteren Publikationen, revidiert, wozu die Arbeit von F. Rumscheid² Anstoß gab (S. 144), welche als wesentlich und zutreffend für die Analyse der Baugeschichte anerkannt wird. So wird die Baugeschichte des Tempels von der bekannten Alexander-Inschrift auf der Nordost-Ante (324/323 v. Chr.), welche die teilweise Fertigstellung des Tempels belegt, und der Nennung des Augustus als Synnaos auf einer Inschrift auf dem Architrav der Ostseite, eingerahmt. Die Etappen der Errichtung werden dann, unter Zuhilfenahme der Ornamentdatierungen und der Stadtgeschichte, neu geordnet und in einer sehr anschaulichen Übersicht (Abb. 119) dargestellt. Dabei werden auch gut nachvollziehbare Einzelbeobachtungen zur Bautechnik (z.B. unterschiedliche Anathyrosen) in das Gesamtbild eingeordnet. Demnach gab es im Frühhellenismus und in der frühen Kaiserzeit Phasen besonderer Bauaktivitäten, während

² F. Rumscheid, Untersuchungen zur kleinasiatischen Bauornamentik des Hellenismus, BeitrESKAr 14 (Mainz 1994) (= Rumscheid, Bauornamentik).

im Hoch- und Späthellenismus nur kleinere Arbeiten zu belegen sind. Einzelheiten brauchen hier nicht wiederholt zu werden. In dem Kapitel werden von Koenigs so die Ergebnisse von mehreren Arbeiten³ zu einem vollständig überzeugenden Gesamtbild unter Einbeziehung der Stadtgeschichte verbunden. Es entspricht dem umfassenden Verständnis der Arbeit, dass im Folgenden dann auch Fragen der Beschlussfassung, Bauorganisation und -finanzierung behandelt werden. Die beiden Zerstörungseignisse, ein Brand und ein späteres Erdbeben, werden im Befund beschrieben, konnten aber leider nicht genau datiert werden.

Das folgende Kapitel beinhaltet die baugeschichtliche Einordnung, die hier abgekürzt behandelt werden soll: Im Gesamten kann gesagt werden, dass Koenigs ein am Athena-Tempel und dessen Kontext orientierter Überblick über weite Felder der Architekturgeschichte gelingt, was nicht nur zum besseren Verständnis des Athena-Tempels dient, sondern auch diese Abschnitte geradezu lehrbuchhaft werden lässt: ionischer Rasterentwurf, Raumfolgen, Maßordnungen und Proportionen, Aufbau der Fassade, Kapitelle und Gebälk werden behandelt. Auf der Ebene der Bauglieder zeigt Koenigs vor allem bei den Kapitellen durch intensive Proportionsstudien neue Wege der Entwurfsrekonstruktion auf, im Gesamten wird durch die vergleichende Untersuchung aber immer wieder die in der Literatur bereits betonte Nähe des Athena-Tempels zum Maussolleion in Halikarnassos und dem Zeus-Tempel von Labraunda sichtbar. Ein längerer, sehr differenzierter Beitrag über Pytheos und die Wirkungsgeschichte des Athena-Tempels folgt, der zugleich W. Hoepfners falsche These vom ‚pythagoreischen Gesamtkunstwerk‘ Priene richtigstellt.

Als Fazit kann man zunächst festhalten, dass die Publikation des Athena-Tempels von Priene durch W. Koenigs ein Forschungsdesiderat füllt, weil ein wichtiger antiker Bau, der mit einer der bekanntesten antiken Architektenpersönlichkeiten verbunden ist, umfassend vorgelegt wird. Aber sie setzt darüber hinaus Maßstäbe, die für jeden, der sich mit antiker Architektur befasst, eine Herausforderung sind. In vielfacher Hinsicht führt der vorliegende Band über den konkreten Gegenstand hinaus und informiert und regt zugleich weitere Beschäftigungen an. Seine Lektüre ist äußerst lehrreich und anregend!

Prof. Dr. Torsten Mattern
Universität Trier
Klassische Archäologie
Universitätsring 15
D-54296 Trier
E-Mail: mattern@uni-trier.de

³ Rumscheid, Bauornamentik; Hennemeyer, Athenaheiligtum.

Jeffrey SPIER – Jack OGDEN, Rings of the Ancient World. Egyptian, Near Eastern, Greek, and Roman Rings from the Slava Yevdayev Collection. Wiesbaden: Reichert Verlag 2015, 150 S. mit 74, überwiegend farbigen Abb.

Die miniaturhafte Form, das reiche Form- und Farbenspiel und die vielfältigen Bildthemen machten geschnittene Steine und gravierte Ringe bereits seit der Renaissance bei Sammlern zu Objekten großer Beliebtheit. Auch für die im Katalog präsentierte Sammlung Yevdayev, die antike Ringe mit gravierten Ringplatten und geschnittenen Steinen vereint, waren diese Eigenschaften ein Antrieb. Eine noch größere Motivation stellte jedoch die dezidierte Verbindung von künstlerischer Gestaltung und der Möglichkeit dar, über die Objekte selbst einen Zugang zur antiken Geschichte zu erhalten (so explizit Vorwort S. 7f.).

Die Sammlung wirft damit zum einen Schlaglichter auf historische Aspekte, zum anderen ermöglicht sie in ihrer Gesamtheit einen kulturgeschichtlich-diachronen Blick auf Ringe in der antiken Welt. Die Erschließung des vorliegenden *kósmos* in seiner gesamten begrifflichen Breite wird zwei ausgewiesenen Experten auf dem Gebiet der antiken Steinschneidekunst und Schmuckgeschichte verdankt¹. Sie ordnen die Objekte in zwei knappen Einführungen historisch ein (S. 9-12, Jeffrey Spier) und erörtern den Rahmen ihrer handwerklichen Entstehung und Verwendung (S. 13-19, Jack Ogden). In ihrer Kürze dienen diese Einführungen vor allem als verbindendes Element und sind damit dem Gegenstand des Katalogs sicher angemessen. Da jedoch auf weiterführende Verweise in Form von Fußnoten oder einführender Literatur verzichtet wurde, fehlt ihnen der Charakter einer fachlichen Referenz. Sie werden daher vor allem als erster Einstieg für interessierte Laien und Sammler Verwendung finden.

Vor diesem kulturgeschichtlichen Hintergrund werden im Anschluss die 59 gravierten Ringe bzw. Ringe mit geschnittenen Steinen präsentiert, unter denen ägyptische (Nr. 1-4), phönikische (Nr. 8-13), griechische (Nr. 20-34) und römische (Nr. 36-59) Werke den Hauptteil ausmachen. Die Anordnung folgt einer geographischen Reihung von Ägypten über die Levanteküste und das persische Einflussgebiet zwischen Kleinasien und Zentralasien bis nach Griechenland und Rom. Innerhalb dieser Bereiche ist das Material nach chronologischen Kriterien geordnet.

¹ Vgl. z.B. zuletzt J. Spier, *Treasures of the Ferrell Collection* (2010); J. Ogden/D. Williams, *Greek Gold. Jewellery of the Classical World* (London 1994); J. Ogden, *Jewellery of the Ancient World* (London 1982).

Die Erschließung der Objekte erfolgt über knappe Beschreibungen der Darstellung, der Verweise auf wichtige Parallelen oder Besonderheiten der Ikonographie folgen. Hinsichtlich der Provenienzen ist zu konstatieren, dass nur für einen geringen Teil der Sammlung Angaben zur Herkunft der Objekte vorliegen. So stammen Nr. 2. 3. 4. 13. 17. 45 aus Sammlungen des 20. Jhs., Nr. 8. 10. 19. 22. 23. 24. 27. 33. 45. 58 wurden in verschiedenen Auktionshäusern erworben, für den Rest liegen keine Angaben vor. Zumindest für einige der Stücke hätte man sich den Versuch erwünscht, Näheres über die Herkunft in Erfahrung zu bringen².

Die Texte selbst zeichnen sich hinsichtlich ihrer Länge und inhaltlichen Ausrichtung durch eine gewisse Heterogenität aus, werden aber durch mindestens zwei, meist farbige Abbildungen und z.T. auch Abbildungen von Abdrücken in einer insgesamt sehr hohen Qualität ergänzt³. In vorbildlicher Weise werden auch die Parallelstücke nicht nur genannt, sondern in zahlreichen Fällen ebenfalls abgebildet, so dass direkte Vergleiche im Katalog selbst möglich sind. Die regionalen Zuweisungen und Datierungen sind durchweg gut begründet. Die folgenden Kommentare zu Einzelstücken stellen daher nur punktuelle Ergänzungen dar. Da der Rez. nicht für den gesamten Zeitraum der im Band präsentierten Schmuckgeschichte zwischen später Bronzezeit und der späten römischen Kaiserzeit kompetent ist, soll nicht jedes Objekt gesondert kommentiert werden. Die folgenden Bemerkungen sind daher insbesondere auf die griechisch-römische Zeit konzentriert:

- Nr. 1: Die vorgeschlagene Datierung könnte auch in der Verwendung der ineinander greifenden Spiralen Bestätigung finden. Spiralbordüren, durch die vertikale Hieroglyphenkolonnen häufig eingefasst werden, fanden ab dem frühen 2. Jt. v. Chr. bis in die 18. Dynastie Verwendung. Vgl. Schlick-Nolte/von Drosste zu Hülshoff (1990) 25 Nr. 4. Sie wurden allerdings erneut unter den Ramesiden gebraucht (ca. 13.–11. Jh. v. Chr.), so dass auch eine spätere Datierung möglich wäre.

² Für die Nr. 2 und 3 existiert der Hinweis auf die Sammlung W. Arnold Meijer als Vorbesitz, für Nr. 4 und 17 liegt mit dem Hinweis auf die Sammlung Abeler (Wuppertal) ein Ansatzpunkt vor. Für Nr. 46 wäre zu prüfen, ob der Nachlass von Maria Sarre (Göttingen, Universitätsbibliothek, Marbach, Deutsches Literaturarchiv sowie München, Staatsbibliothek) Hinweise auf das Stück enthält. Als Übersicht hilfreich wäre zudem eine Rubrik „Provenienz“, wie bei Chadour-Sampson (1997) 174–176.

³ Zwei Ausnahmen bilden: Nr. 34, die zu dunkel und flau ist, sowie Nr. 40, die ebenfalls ein wenig zu dunkel ist. Diese leichten Einbußen sind mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht auf eine mangelnde Qualität der Photos, sondern fehlerhafte Farbwerte im Druck zurückzuführen. Zur besseren Erkennbarkeit der Darstellungen hätte man sich auch bei folgenden Stücken ebenfalls Abbildungen von Abdrücken gewünscht: Nr. 10. 11. 23. 27. 38. 41. 46. 53.

- Nr. 11: Die Datierung in das späte 7. bis 6. Jh. v. Chr. findet weitere Bestätigung durch einen typologisch eng verwandten Ring mit fragmentiertem Glas-Skarabäus aus der Nekropole Laurita/ Almuñécar: vgl. Hannibal ad portas (2004) 274 Nr. 19. Weitere, typologisch vergleichbare Ringe des 6. Jhs. v. Chr.: Zazoff (1983) Taf. 20,6. 21,9. 22,2.

- Nr. 14: Vgl. auch die Zusammenstellung der im achaemenidischen und graeco-persischen Kunstschaffen beliebten Bilder von Perserinnen bei: Zazoff (1983) 177f.; Knauf (1999) 174-178.

- Nr. 16: Entgegen der im Katalog vorgebrachten Meinung ist es nicht verwunderlich, dass sich so wenige sassanidische Siegelsteine in Ringen erhalten haben. Denn wenngleich die Typologie der geschnittenen Steine der Sassaniden nicht so gut untersucht ist wie diejenige der hellenistisch-römischen, ist doch mit hoher Wahrscheinlichkeit davon auszugehen, dass das Tragen in Ringen für sassanidische Erzeugnisse der Steinschneidekunst weitaus weniger verbreitet als im griechisch-römischen Bereich war. Es herrschen vielmehr durchbohrte Siegelsteine mit hoher Kalotte vor, die wahrscheinlich an Schnüren getragen wurden (vgl. Göbl [1973] 24f.).

- Nr. 22: Bei diesem Stück ist eine Entstehung im späteren 4. oder bereits im 3. Jh. v. Chr. wahrscheinlicher als die im Katalog vorgeschlagene Datierung. Typologisch gehört der Ring zum Typus IX der von Britta Gerring zusammengestellten gravierten Fingerringe und zeichnet sich durch die im Vergleich zur Ringplatte kleine Darstellung auf einer Grundlinie aus. Vgl. Gerring (2000) 31 zu den konstituierenden Merkmalen des Ringtypus und Abb. 31. 32 für Parallelen des Verhältnisses von Darstellung zu Ringplatte. Vgl. zu Artemis auf gravierten Ringen: Gerring (2000) 35f.

- Nr. 23: Zusätzlich zu den im Katalogtext genannten Parallelen lässt sich der Ring aus der ehem. Slg. Leo Merz, heute in Bern, Antikensammlung des Instituts für Archäologische Wissenschaften, anführen. Vgl. Willers/Raselli-Nydegger (2003) 120 Nr. 108 (mit weiteren Parallelen). Dass die Thematik nicht im 4. Jh. v. Chr. endete, wie im Katalogtext postuliert, belegen gravierte Ringe aus dem 3. Jhs. v. Chr., auf denen die gleiche Thematik der εὐσεβεία gezeigt wird. Vgl. zum Motiv der Frauen am *thymiaterion* Gerring (2000) 62-68 Abb. 39-41 mit Zusammenstellung der Stücke. Vgl. zur Gruppe der vergoldeten Ringe auch zwei typologisch leicht abweichende Beispiele in Tarent: de Juliis (1984) 286f. Nr. 201. 289 Nr. 209.

- Nr. 28 und 29: Vgl. zur homogenen Gruppe der architektonisch aufgebauten, hellenistischen Ringe mit sechseckigen Ringplatten und ungeschliffenen Steinen auch eine weitere Parallele in New York, Metropolitan Museum Inv. L.2015.72.45 (Leihgabe Slg. Griffin). Zu dem im Text zu Nr. 29 erwähnten Epigramm des Poseidipp vgl. auch den ausführlichen Kommentar: Seidensticker/Stähli/Wessels (2015) 50-53. Dort auch die Argumente gegen eine Gleichsetzung des im Epigramm genannten Edelsteins mit einem Chrysoberyll, die von den Verf. in Erwägung gezogen wird.
- Nr. 30: Bei diesem Stück hätte eine naturwissenschaftliche Analyse (wie RFA) zusätzliche Erkenntnisse über das exakte Material (vermutlich Almandin) und seine mögliche Herkunft erbringen können. Vgl. Gilg/Gast (2012) 48-57; Adams/Lülle/Passmore (2011) 10-24.
- Nr. 32: Die als Parallelen aufgeführten Schlangenringe in Athen und London lassen sich um ein weiteres Beispiel in Boston, Museum of Fine Arts Inv. 63.1247 (ehem. Slg. Ernst Kofler, Luzern) ergänzen.
- Nr. 34: Das Stück mit seiner flachen Gravur, der schlanken Körperform der Nike und der Pferde sowie den Akzentuierungen durch feine Rundperlpunkte ist nach Meinung des Rez. früher zu datieren als in das 2. bzw. 1. Jh. v. Chr. Der Verf. nennt im Katalogtext einen Karneol aus dem 4. Jh. v. Chr. in St. Petersburg (vgl. Neverov [1976] Nr. 50), nach dem eine frühere Datierung des Karneol mit Nike in das späte 4. oder 3. Jh. v. Chr. plausibler erscheint. Vgl. auch die schlanken Proportionen der Nike auf einen Goldring in London: Boardman (2001) pl. 786. Der Ringtypus findet weder unter charakteristischen klassischen, noch hellenistischen Formen exakte Vergleiche.
- Nr. 36: Vgl. stilistisch auch einen Onyx in Perugia: Vitellozzi (2010) 336f. Nr. 403 (mit zahlreichen weiteren Vergleichen) sowie einen in Form und Stil eng verwandten Amethyst im Kunsthandel: Nefer (1996) 43 Nr. 45.
- Nr. 39: Die Frisur ist mit dem Verf. zeitlich um die Mitte des 1. Jh. n. Chr. einzuordnen. Dafür sprechen das streng in einzelnen Bahnen nach hinten gestrichene Kalottenhaar, das eingerollte Schläfenhaar, aus dem hinter dem Ohr eine Strähne herausgezogen ist, und die Schlaufe, in der das Haar im Nacken zusammengefasst wurde. Dennoch stellt die Person nach Ansicht des Rez. nicht Agrippina die Ältere, sondern eine zeitgenössische Privatperson dar. So fehlen für eine Benennung als Agrippina v.a. die charakteristischen Schläfenlößchen und auch der Übergang zwischen Stirn- und Schläfenhaar ist abweichend gestaltet. Typologisch eindeutig sind diesbezüglich der abgebildete Vergleich,

der Agrippina im Typus Kapitoll darstellt (mit Lorbeerkranz), sowie Vollenweider (1979) 208f. Nr. 218 Taf. 64 und Farbt. IV oder Alexandridis (2004) Taf. 56,3.

- Nr. 40: Der Karneol ist ein Paradebeispiel für die Fähigkeiten antiker Steinschneider, vielfigurige Darstellungen auf kleinsten Flächen zu gravieren. Eben diese Fähigkeit wurde bereits in der Antike selbst hoch geachtet. So sei an ein in verschiedenen Fassungen überliefertes Epigramm erinnert, in dem eine Gemme bewundert wurde. Auf dieser waren nach der im Folgenden zitierten Version sieben Kühe abgebildet:

„Klein ist der Jaspisstein, doch trägt er sieben Kühe als Prägung;
alle, einander sich gleich, scheinen lebendig zu sein.
Ja, es entliefe vielleicht auch die kleine Herde der Rinder,
aber ein goldner Pferch hält sie zur Stunde noch fest“
(Anthologia Graeca IX Nr. 747, übers. H. Beckby)

Hier sind es nicht weniger als 14 Rinder auf kleinstem Raum, die seitlich um einen mittigen Baum herum komponiert wurden und in einer bukolischen Szene inmitten des „goldenen Pferchs“ der Ringfassung versammelt sind.

- Nr. 41: Der grüne Chalcedon gehört den schwarzen Einschlüssen auf den Abbildungen nach zu urteilen zur Gruppe der Chromchalcedone. Vgl. dazu auch Platz-Horster (2010) 179-202.

- Nr. 42: Der zitierte Vergleich aus der Sammlung de Clercq (Louis de Clercq, 1836-1901) befindet sich aktuell in New York, Metropolitan Museum Inv. L.2015.73.4.

- Nr. 45: Wichtig ist hier der Verweis auf die Bedeutung, die Aquileia für den Handel mit Bernstein und dessen Verarbeitung besaß. Vgl. Calvi (1972) 91-99; Calvi (2005).

- Nr. 50: Einer der besonderen Glanzpunkte der Sammlung ist das Bildnis des Septimius Severus, das sich noch in seiner originalen, goldenen Ringfassung erhalten hat. Nach Meinung des Rez. ist das Bildnis nicht zwingend auf die frühen Regierungsjahre des *princeps* einzugrenzen. Die mittig auf die Stirn fallende Locke, die glatten Gesichtszüge und die vier korkenzieherartig gedrehten Bartlocken unterhalb des Kinns deuten vielmehr darauf, dass der Kaiser in seinem dritten Bildnistypus gezeigt ist, der nach der Münzprägung nach 200 n. Chr. einsetzte. Vgl. dazu grundlegend Raeder (1992) 175-196. Hinweise

auf Zeugnisse von Angehörigen der severischen Familie in der Kleinkunst bei Lichtenberger (2011) 20f. 84f. 214f.

- Nr. 52: Wenngleich der Verf. mit der Bemerkung übereinstimmt, dass Herakles, der den Löwen würgt, ein verbreitetes Motiv magischer Gemmen ist, lässt sich dies beim vorliegenden Fall nicht verifizieren, weil die Rückseite durch die Ringfassung überdeckt wird. Es ist daher nicht erkennbar, ob der Jaspis die für magische Gemmen charakteristischen *kolicharakteres* (KKK) zeigt. Das Motiv erscheint regelmäßig auch auf Intagli, die eindeutig keine magische Funktion besaßen. Vgl. z.B. Spier (2010) 80 Nr. 59; Zwierlein-Diehl (1991) 49f. Nr. 1623 Taf. 3.
- Nr. 54: Astrologische Symbole sind nicht nur auf geschnittenen Steinen, sondern auch auf weiteren gravierten Goldringen zu finden. Vgl. z.B. Henig/McGregor (2004) 119 Nr. 12,7 (Skorpion auf Goldring des 1. Jh. n. Chr.).
- Nr. 56: Vgl. zur Ringform mit querovalen, außen achteckig abgekanteten Reif und starker Verbreiterung des Reifs zur Schulter hin auch: Zwierlein-Diehl (1991) 49f. Nr. 1623 Taf. 236 mit weiteren Vergleichen.
- Nr. 58: Vgl. hierzu auch den zur Vorderseite stark abgeschrägten, dunkelbraun, grauweiß und mittelbraun geschichteten Sardonyx bei Platz-Horster (1984) 64 Nr. 55 Taf. 15 (mit Darstellung eines Eichhörnchens). Ähnliche Edelsteine kommen regelmäßig in Ringen der ersten Hälfte des 3. Jhs. n. Chr. vor.
- Nr. 59: Der Flachperlstil des in einem späteren Ring wiederverwendeten Intaglio gehört in das 2. Jh. n. Chr. (vgl. Zwierlein-Diehl [1998] 331 Nr. 336. 341 Nr. 247). Vgl. zur Ringform auch Krug, (1981) 240 Nr. 381 Taf. 120 (ebenfalls mit wiederverwendetem Intaglio).

Dem Katalogteil folgt eine sorgfältige Bibliographie, in der die Kurzzitate unter den einzelnen Katalogtexten aufgelöst werden⁴. Zu bedauern ist hier einzig, dass der wissenschaftliche Apparat nicht um einen Index erweitert wurde, der die Benutzbarkeit des Bandes noch erleichtert hätte. Dennoch ist das inhaltliche Fazit zu dieser Materialvorlage zusammenfassend nahezu uneingeschränkt positiv.

⁴ Die folgenden, kleinen Fehler fallen angesichts des sorgsamsten Lektorats kaum ins Gewicht: Auf S. 109 zu Nr. 44 und 111 zu Nr. 45 muss es d'Ambrosio/de Carolis 1997 heißen. In der Bibliographie auf S. 145 lies „Herbordt“ statt „Berbordt“, auf S. 142 „funerari“ statt „funerary“, S. 143 „römischen“ statt „römische“. Zudem werden die Angaben Henig 2007 (auf S. 113 zu Nr. 46) sowie Rahmani 1981 (auf S. 127 zu Nr. 53) im Band selbst nicht aufgelöst. Bei Rahmani 1981 handelt es sich nach Ansicht des Rez. um L.Y. Rahmani, *Copies of Ancient Coins on Jewellery Ancient and Modern*, Israel Numismatic Journal 5, 1981, 46-51.

Ein wenig getrübt wird dieser positive Eindruck einzig durch die Tatsache, dass der Herkunft der Objekte nicht die ihnen gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Der Besitzer selbst beruft sich zum einen darauf, dass solche Objekte bereits in der Antike für private Besitzer angefertigt wurden und charakterisiert sie damit durchaus treffend. Zugleich erkennt er aber auch die Bedeutung der Objekte über einen reinen Besitz hinaus (S. 8). Damit spiegelt die Sammlung paradigmatisch den verbreiteten Wunsch, einer historischen Begeisterung über die haptische Aneignung von Vergangenheit Ausdruck verleihen zu wollen (dazu z.B. Wessel 2015, 73-91). Für die Fachwissenschaft erzeugt dies ein Dilemma, da sie die Pflicht hat, Vergangenheit in möglichst all ihren Facetten und vor allem in ihren Zusammenhängen zu erforschen. Eben diese Zusammenhänge fehlen für die vorliegenden Objekte. Sie bleiben Zeugnisse der Vergangenheit, sie behalten eine gewisse Aussagekraft, entfalten aber ohne den Zusammenhang, aus dem sie stammen, nur Teile der ihnen eigenen Historizität und Bedeutung⁵. Die Schaffung eines Bewusstseins für die volle Historizität (und damit die Herkunft) von Objekten, ohne die gesellschaftliche Begeisterung für die Vergangenheit zu ignorieren, wird nicht nur angesichts aktueller Debatten um den Kulturgüterschutz eine zentrale Aufgabe sowohl der wissenschaftlichen Gemeinschaft wie auch der Sammler bleiben. Denn ob Sammler ihre Kollektionen überhaupt einer breiten Öffentlichkeit bekannt machen werden, wird nicht zuletzt davon abhängen, ob es gelingt, einen kritisch-konstruktiven Dialog nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern zu vertiefen. Im vorliegenden Band wird dazu ein Schritt unternommen, der in Zukunft v.a. hinsichtlich der Herkunft von Objekten noch zu intensivieren wäre.

Literaturverzeichnis

- N. Adams/C. Lüle/E. Passmore, Lithóis Indikois. Preliminary Characterisation of Garnet Seal Stones from Central and South Asia, in: Ch. Entwistle/N. Adams (Hgg.), *Gems of Heaven. Recent Research on Engraved Gemstones in Late Antiquity c. AD 200-600. Papers of the Conference, London 28-31 May 2009* (London 2011) 10-24.
- A. Alexandridis, *Die Frauen des römischen Kaiserhauses. Eine Untersuchung ihrer bildlichen Darstellung von Livia bis Iulia Domna* (Mainz 2004).
- J. Boardman, *Greek Gems and Finger Rings. Early Bronze Age to Late Classical* ²(London 2001).
- M.C. Calvi, *Le arti minori di Aquileia*, *Antichità Altoadriache* 1, 1972, 91-100.
- M.C. Calvi, *Le ambre romane di Aquileia*, *Aquileia Nostra XLVIII*, 1972, 93-104.
- M.C. Calvi, *Le ambre romane di Aquileia* (Aquileia 2005).
- B. Chadour-Sampson, *Antike Fingerringe. Die Sammlung Alain Ollivier* (Norwich 1997).

⁵ „Daher das Kunstwerk, aus seinem ursprünglichen Zusammenhang gerissen, wenn dieser nicht geschichtlich aufbewahrt wird, von seiner Bedeutsamkeit verliert“ formulierte bereits treffend Friedrich Schleiermacher. Vgl. Schleiermacher 1819/24 (1931) 84f.

- M. de Juliis, Ori di Taranto in età ellenistica. Ausstellungskat. (Mailand 1984).
- B. Gerring, Sphragides, Die gravierten Fingerringe des Hellenismus (Oxford 2000).
- H.A. Gilg/N. Gast, Naturwissenschaftliche Untersuchungen an Granatgemmen der Sammlung James Loeb, in: C. Weiß, Die Gemmen der Sammlung James Loeb (München 2012).
- R. Göbl, Der Sassanidische Siegelkanon (Braunschweig 1973).
- Hannibal ad Portas. Macht und Reichtum Karthagos. Ausstellungskat. (Stuttgart 2004).
- M. Henig/A. McGregor, Catalogue of the Engraved Gems and Finger-Rings in the Ashmolean Museum II. Roman (Oxford 2004).
- F. Knauß, Bocksdämon und Perserin. Untersuchungen zur Ikonographie und Chronologie der späten graeco-persischen Glyptik, Mitteilungen aus Iran und Turan 31, 1999, 161-189.
- A. Krug, Antike Gemmen im Römisch-Germanischen Museum Köln (Frankfurt a. Main 1981).
- A. Lichtenberger, Severus Pius Augustus. Studien zur sakralen Repräsentation und Rezeption der Herrschaft des Septimius Severus und seiner Familie (193-211 n. Chr.) (Leiden 2011).
- Gems of the Ancient World. Galerie Nefer (Zürich 1996).
- O. Neverov, Ancient Intaglios in the Hermitage Collection (St. Petersburg 1976).
- G. Platz-Horster, Die antiken Gemmen im Rheinischen Landesmuseum Bonn (Köln 1984).
- G. Platz-Horster, Kleine Praser and Chromium-bearing Chalcedonies. About a Small Group of Engraved Gems, Pallas 83, 2010, 179-202.
- J. Raeder, Herrscherbildnis und Münzpropaganda. Zur Deutung des ‚Serapistypus‘ des Septimius Severus, JdI 107, 1992, 175-196.
- F. Schleiermacher, Ästhetik, hrsg. v. R. Oldebrecht, Das Literatur-Archiv 4 (Berlin/New York 1931).
- B. Schlick-Nolte/V. von Droste zu Hülshoff, Skarabäen, Amulette und Schmuck. Liebieghaus – Museum Alter Plastik. Ägyptische Bildwerke I (Melsungen 1990).
- B. Seidensticker/A. Stähli/A. Wessels (Hgg.), Der Neue Poseidipp. Text – Übersetzung – Kommentar (Darmstadt 2015).
- J. Spier, Treasures of the Ferrell Collection (Wiesbaden 2010).
- P. Vitellozzi, Gemme e cammei della collezione Guardabassi nel Museo Archeologico Nazionale dell’Umbria a Perugia (Perugia 2010).
- M.L. Vollenweider, Musée d’Art et d’Histoire de Genève. Catalogue raisonné des sceaux, cylindres, intailles et camées II (Mainz 1979).
- G. Wessel, Das schmutzige Geschäft mit der Antike. Der globale Handel mit illegalen Kulturgütern (Berlin 2015).
- D. Willers/L. Raselli-Nydegger, Im Glanz der Götter und Heroen. Ausstellungskat. (Mainz 2003).
- P. Zazoff, Die Antiken Gemmen, Handbuch der Archäologie (München 1983).
- E. Zwierlein-Diehl, Die antiken Gemmen des Kunsthistorischen Museums in Wien III (München 1991).

E. Zwierlein-Diehl, Die antiken Gemmen und Kameen des Dreikönigenschreines (Köln 1998).

Dr. Jörn Lang
Universität Leipzig
Institut für Klassische Archäologie und Antikenmuseum
Ritterstraße 14
D-04109 Leipzig
E-Mail: joern.lang@uni-leipzig.de

Holger SCHAAFF, Antike Tuffbergwerke am Laacher See-Vulkan. Monographien des RGZM Bd. 107, Vulkanpark-Forschung Bd. 11. Mainz: RGZM 2015, 243 S., 193 z.T. farbige Abb., 5 Beilagen

Wirtschaftsarchäologische Forschungen zu früher Ressourcennutzung gewinnen in der Archäologie zunehmend an Bedeutung. In vielen Bereichen sind hierbei jedoch nach wie vor wesentliche Grundlagen zu erarbeiten, denn der nicht selten spröde Charakter der archäologischen Relikte wie auch eine Reihe grundlegender methodischer Probleme bei der Auswertung verhindern allzu oft eine weiterführende Beschäftigung mit der Materie. Erst in den letzten Jahrzehnten kam es diesbezüglich zu einem Paradigmenwechsel. So konnte beispielsweise die montanarchäologische und archäometallurgische Forschung systematisch vorangetrieben werden. In den Bereichen Eisen- und Bronzege-
winnung hat sich unser Wissensstand, auch dank des Einsatzes archäometri-
scher Verfahren, seither signifikant erweitert, wobei mit Blick auf technologi-
sche Entwicklungen gerade für das Mittelalter und die frühe Neuzeit durch-
aus weiterhin erheblicher Forschungsbedarf besteht. Deutlich lückenhafter ist
unsere Forschungslage in Bezug auf die antike Steingewinnung. Hier ist in der
Eisenzeit, wie auch in jüngeren Epochen, primär die Mühlsteinindustrie von
Bedeutung, wobei z.B. in Frankreich dank der Initiative der „groupe meule“¹
und mit Hilfe einer flächendeckenden Erfassung sämtlicher Funde eine Grund-
lage geschaffen wird, die weiterführende wirtschaftsarchäologische und auch
archäometrische Studien überhaupt erst möglich machen kann. In Deutschland
kommt vor allem den Forschungen der Vulkanpark GmbH eine Leuchtturm-
funktion zu. In Bezug auf die Reib- und Mühlsteinproduktion an den Lavaströ-
men des Bellerbergvulkanes stehen hier alle relevanten Parameter im Fokus: von
der Lagerstätte über die Abbautätigkeit, die Weiterverarbeitung bis hin zu Ab-
satzgebieten und sozialen Organisationsformen.² Der Blick ist angesichts der Nut-
zungskontinuitäten dieses Rohstoffes konsequent diachron, ebenso folgerichtig ist
der gezielte Einsatz archäometrischer Methoden zur Provenienzbestimmung.³

¹ Einen Überblick über die Arbeiten gibt: O. Buchsenschutz/L. Jaccottey/F. Jodry/J.L. Blanchard (Hgg.), *Évolution typologique et technique des meules du Néolithique à l'an mille sur le territoire français. Table ronde de Saint-Julien-sur-Garonne (F) du 2 au 4 octobre 2009*. Aquitania Suppl. 23 (Bordeaux 2011).

² Vgl. z.B. F. Mangartz, *Römischer Basaltlava-Abbau zwischen Eifel und Rhein*. Monographien des RGZM 75 = Vulkanpark-Forschung 7 (Mainz 2008). – V. Holtmeyer-Wild, *Vorgeschichtliche Reibsteine aus der Umgebung von Mayen. Reibsteine aus Basaltlava*. Vulkanpark-Forschung 3 (Mainz 2000). – S. Wefers, *Latènezeitliche Mühlen aus dem Gebiet zwischen den Steinbruchrevieren Mayen und Lovosice*. Monographien des RGZM 95 = Vulkanpark-Forschung 9 (Mainz 2012).

³ Vgl. z.B. T. Gluhak, *Mühlen für das römische Militär. Geochemische Herkunftsanalysen von Mühlsteinen aus den augusteischen Lagern Haltern, Oberaden, Anreppen und*

Mit dem vorliegenden Band zu den antiken Tuffbergwerken am Laacher See-Vulkan rückt nun die Ressource Stein ein weiteres Mal in den Mittelpunkt. Die in diesem Zusammenhang bedeutsame Bausteingewinnung wurde von archäologischer Seite bislang weitgehend vernachlässigt. Es fehlen systematische Studien zu Lagerstätten, Abbautechniken, Absatzräumen, wirtschaftlichen Organisationsformen und ihren historischen Grundlagen. Im konkreten Fall ist eine rund zweitausendjährige Ausbeutung der Tufflagerstätten des Laacher See-Vulkanes nicht nur für die Zerstörung antiker Bergwerke verantwortlich, hier hat die Industrie erfreulicherweise auch wesentliche Impulse für die Erforschung einer bis heute zu selten beachteten Denkmälergattung gesetzt.⁴ Die Ergebnisse der langjährigen Arbeiten des Kompetenzbereiches Vulkanologie, Archäologie und Technikgeschichte des Römisch-Germanischen Zentralmuseums im Bereich des Krufter Bachtals und des Brohltals werden von Holger Schaaf im vorliegenden Band der Wissenschaft zugänglich gemacht und systematisch mit älteren Forschungen und Fundmeldungen verschnitten. Hierbei sind die römischen Tuffsteinbrüche und -bergwerke am Laacher See-Vulkan insofern von exponierter Bedeutung, als sie potentiell selbst die Anfänge römischer Bausteinindustrie in den Nordwestprovinzen widerspiegeln und so für unser Verständnis früher Steinarchitektur und ihrer infrastrukturellen Voraussetzungen grundlegend sind. Auch die Nachnutzung der Lagerstätten in Mittelalter und Neuzeit ist gerade hinsichtlich Art und Datierung dieser Steingewinnung von einiger Bedeutung.

Nach einer knappen Vorbemerkung zum Stellenwert der Tuffsteinindustrie des Laacher See-Vulkanes bis in die heutige Zeit (S. 1-2) widmet sich das Kapitel „Entdeckungen, Dokumentationen und Forschungen“ (S. 3-14) zunächst einem Abriss der Forschungsgeschichte. Hier wird schnell deutlich, dass selbst die für ihre Zeit wegweisenden Forschungen Josef Röders in den 1950er Jahren⁵ in ihrem Aussagewert mitunter sehr stark eingeschränkt sind. Probleme bereitet vor allem die Lokalisierung von Fundstellen. Die häufig nur über Fotos dokumentierten Altbefunde lassen sich selten eindeutig ansprechen, und noch bis heute schränkt die gleiche Dokumentationsproblematik aufgrund des Zeitdrucks bei Steingewinnung oder Bauarbeiten die Aussagekraft zufällig

Barghausen. Arch. Korrbbl. 40, 2010, 273-284. – T. Gluhak/W. Hofmeister, Roman lava quarries in the Eifel region (Germany): geochemical data for millstone provenance studies. Journ. Arch. Science 36, 2009, 1774-1782.

⁴ So war Jakob Meurin, Gründer der Trasswerke Meurin, zugleich der erste Entdecker eines römischen Bergwerkes im Krufter Bachtal. Bis in die heutige Zeit ist die Firma wesentlicher Förderer der archäologischen Forschung geblieben. Dies betrifft auch den Erhalt und die Inwertsetzung antiker Industriedenkmäler, welche international Maßstäbe setzt.

⁵ Zusammenfassend hierzu J. Röder, Die antiken Tuffsteinbrüche der Pellenz. Bonner Jahrb. 157, 1957, 213-271. – Ders., Zur Steinbruchgeschichte des Pellenz- und Brohltaltuffs. Bonner Jahrb. 159, 1959, 47-88.

aufgedeckter Abbauspuren sehr stark ein. Der Umfang unbeobachtet zerstörter Relikte der Steingewinnung im gesamten Revier lässt sich auf dieser Basis bestenfalls erahnen. Und das Zusammenführen der mitunter recht kryptischen, bis in das 19. Jahrhundert zurückreichenden Fundmeldungen und archäologischen Untersuchungen gerät zu einer echten methodischen Herausforderung, die umfangreiche Kenntnis der Geologie wie auch der örtlichen Gegebenheiten erfordert.

Entsprechend gilt der erste Teil des folgenden Kapitels „Lagerstätten und Abbauareale“ (S. 15-28) zunächst einer Beschreibung der geologischen Gegebenheiten des Krufter Bachtals und des Brohltales anhand geologischer Profile, was nicht zuletzt in Bezug auf die Zuweisung alter Fotodokumentationen von Abbauspuren von Bedeutung ist. Auch hier werden ältere Profile und die durch Mitarbeiter des Vulkanparks dokumentierten Aufschlüsse in Abbauwänden und Baugruben systematisch verschnitten, um so zu einer Einschätzung hinsichtlich Verlauf und Mächtigkeit abbauwürdiger Schichten kommen zu können. Die antike Nutzung konzentrierte sich im Bereich des Krufter Bachtals auf den unter einer lockeren Bimsschicht liegenden Römertuff. Der von diesem durch den wenig verfestigten Tauch getrennte, ebenfalls abbauwürdige untere Tuff liegt mit seiner Oberkante bereits im Bereich der Schwankungen des Grundwasserspiegels und ist daher nur bedingt und ausschließlich in seinem oberen Abschnitt nutzbar. Deutlich komplexer zeigt sich hingegen die Geologie im Gebiet des Brohltales, da hier die zu abbauwürdigen Stein verfestigten Tuffpartien in Größe, Lage und Verlauf sehr viel ungleichmäßiger ausfallen und zudem nur wenige günstige Aufschlüsse vorhanden sind, die einen Einblick in die Lagerstätten bieten. Außerdem wurden die Überreste antiker Steingewinnung des Brohltales durch jüngeren Abbau nahezu vollständig zerstört. Entsprechend scheitert hier auch der im Folgenden dargelegte Versuch einer präzisen Rekonstruktion der Abbauareale. Hingegen gelingt es H. Schaaff für das Krufter Bachtal, auf Basis der bekannten Fundstellen verschiedene Abbauggebiete zu differenzieren. Der Autor ist sich hierbei der durch den ausschnittshaften Charakter der bislang dokumentierten Abbauspuren bedingten Modellhaftigkeit seiner Überlegungen bewusst und stellt erfreulich konsequent alle zur Verfügung stehenden Indizien zusammen, um seine Argumentation nachvollziehbar zu untermauern.

Der folgende Hauptteil des Bandes umfasst die Beschreibung sämtlicher bekannter Fundstellen der alten Tuffsteinindustrie um den Laacher See-Vulkan (S. 29-132) und stellt ein wertvolles Kompendium für jegliche weiterführende Beschäftigung mit der Materie und vor allem auch die Basis für interpretierende Auswertungen dar. Das Bemühen um eine Reduktion dieser Doku-

mentation auf das Wesentliche bleibt hier durchweg spürbar, ist aber aufgrund der Fülle der zur Verfügung stehenden Materialien durchaus nachvollziehbar, wenngleich gerade bei den wenigen gut beobachteten Fundstellen mitunter etwas mehr Detail wünschenswert gewesen wäre. Die Befunde werden jeweils beschrieben, unter Einbeziehung geologischer Profile aus Baugruben gedeutet und – sofern möglich – anhand der seltenen stratifizierten Funde oder Inschriften datiert. Hierbei sind auch alte Fotos, Skizzen und Pläne, ebenso wie Materialien des vor Ort tätigen Plaidter Geschichtsvereines konsequent mit vorgelegt. Nicht selten stellen diese die letzten Relikte einer lange zerstörten antiken Steingewinnung dar und tragen im Zusammenspiel mit den aktuellen Forschungen zur Rekonstruktion der Abbaue bei. Höhepunkt des Fundstellenkataloges ist das bereits von J. Röder dokumentierte und 1998-2001 durch das Vulkanpark Osteifel-Projekt ausgegrabene Römerbergwerk Meurin, welches als in dieser Form einzigartiges Zeugnis früher Industrie erhalten und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnte. Hier gelangen wesentliche Beobachtungen auch technologischer Natur, die für die folgenden auswertenden Kapitel von grundlegender Bedeutung sind, so z.B. die chronologische Abfolge der Gewinnung größerer und kleinerer Blöcke, wobei regelhaft der Abbau kleinteiligen Materials mit Hilfe bogenförmiger Keiltaschenreihen das Ende der Steinbruchtätigkeit markiert. Für Meurin ist zudem die Rekonstruktion der Vortriebrichtungen und relativen Chronologie der Abbaukammern möglich. Technische Einrichtungen, wie Treppen, Vermauerungen, Materialschächte und Markierungen, bieten z.T. detaillierte Einblicke in den Arbeitsablauf und ermöglichen die Deutung vergleichbarer Befunde von anderen Fundstellen. Deutlich ernüchternder als der umfassende Katalog zum Krufter Bachtal fällt dagegen das folgende Kapitel zu den Fundstellen des Brohltales aus. Hier ist mit Burgbrohl nur ein einziger römischer Abbau sicher belegt, wobei sich die Abbauweise bzw. Gewinnung der Steine im Tagebau von den Befunden des Krufter Bachtals unterscheidet.

Auf diesem Korpus der bekannten Fundstellen bauen die folgenden auswertenden Kapitel auf. Hierbei werden zunächst die wichtigsten Beobachtungen zur Abbautechnik im Kapitel „Bergwerke und Tagebaue“ (S. 133-158) noch einmal zusammengefasst. Gewisse Redundanzen dürften dem Bemühen des Autors geschuldet sein, den auswertenden Teil der Arbeit für die breite Leserschaft auch ohne Kenntnis des vorangehenden Fundstellenkataloges verständlich zu machen, und sind vor diesem Hintergrund auch zu rechtfertigen. Bei begrenzter Abbaumächtigkeit erfolgte der meist von den Treppenschächten ausgehende Vortrieb unter Tage⁶ stets im Pfeiler-Kammer-Bau und berücksich-

⁶ Tagebaue sind im Krufter Bachtal nur dreimal, im Brohltal, hier allerdings wohl eher erhaltungsbedingt, einmal sicher belegt.

tigte konsequent Variationen in der Gesteinsqualität, wobei sich für die Erschließungsphase regelhaft ein Abbau großer Quader und damit eine effizienzorientierte Ausbeutung der Lagerstätte fassen lässt. Diese wurden durch Anlage keilförmiger Schrote an den beiden Schmal- und einer der Langseiten sowie eine Reihe großer Keiltaschen zur Aufnahme von Eisenkeilen an der zweiten Langseite herausgetrennt. Im archäologischen Experiment konnte nicht nur die Effizienz dieser Methode bestätigt werden, dieses lieferte auch grundlegende Informationen für Überlegungen hinsichtlich der für eine Blocklösung benötigten Arbeitskraft und Zeit.⁷ Das Ende der Ausbeute markiert die womöglich durch Materialknappheit bedingte Gewinnung kleinteiligen Materials, fassbar anhand der Reste bogenförmiger Reihen von kleinen Keiltaschen. H. Schaaff sieht hierin ein Indiz für einen längeren Hiatus zwischen zwei Abbauphasen, allerdings scheint diese Interpretation bei aller Plausibilität primär unter dem Eindruck eines mittelalterlichen Fundschleiers in den Bergwerken zu stehen und ist im Einzelfalle chronologisch kaum näher zu überprüfen. Angesichts der Problematik einer Datierung von Steinbearbeitungsspuren sind seine Beobachtungen zu Form und Größe der Keiltaschen, den beim Abbau verwendeten Werkzeugen und potentiellen Entwicklungen dennoch ohne Zweifel von großem Wert auch für die Betrachtung anderer Steinbruchreviere, wenngleich diese im konkreten Falle natürlich an die Gesteinseigenschaften des Tuffs angepasst waren.

Im folgenden Kapitel „Werkstätten und Produkte“ (S. 159-164) werden die Hinweise auf eine Weiterverarbeitung der abgebauten Tuffblöcke zusammengetragen. Zwar blieb die Entdeckung eines unterirdischen Arbeitsraumes 1878/79⁸ bis heute singulär, doch belegen große Mengen an Versatz in den Stollen und Kammern eine Weiterverarbeitung unter Tage. Die gewonnenen Quader wurden also zumindest teilweise vor Ort weiter zerlegt, einige Produkte vielleicht sogar weitgehend fertiggestellt. Umgekehrt lässt sich über die Verfüllung aufgelassener Treppen- und Materialschächte eine Weiterverarbeitung von Rohmaterial und Halbfabrikaten auch über Tage belegen. Im Bereich der Grube Idylle wird ein potentieller Materiallagerplatz, in Kruft eine Steinmetzwerkstatt fassbar, welche auch ortsfremdes Material verarbeitete. Es bieten sich somit seltene Einblicke in Details der Organisation eines antiken Steinbruchbetriebes und ihrer angegliederten Gewerbe.

⁷ Hierzu ausführlicher: H. Schaaff, Ein altes Bergwerk und ein Experiment – Zur antiken und mittelalterlichen Technik der Tuffsteingewinnung. Arch. Korrb. 41, 2011, 531-542.

⁸ H. Schaaffhausen, Ueber eine römische Werkstätte in der Tuffsteingrube von J. Meurin zu Kretz bei Andernach. Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preussischen Rheinlande und Westphalens 26, 1869, 118.

An diese eher technischen Überlegungen schließt sich das Kapitel „Heiligtümer im Tuffabbau“ an (S. 165-176), wobei die Einseitigkeit der Quellenlage zugunsten des Brohltales angesichts der weitgehend unbeobachteten Zerstörung antiker Reste von Steingewinnung in diesem Revier bemerkenswert erscheint. Eine größere Zahl von zu Felsdenkmälern mit Altar gehörenden Weiheinschriften stammt von römischen Truppenverbänden und ist trotz der Schwierigkeit einer Lokalisierung der exakten Fundstellen vor allem mit Blick auf die Datierung der Abbautätigkeit von Interesse. Es handelt sich üblicherweise um Weihungen an Hercules, was vor dem Hintergrund der mit der Steingewinnung verbundenen Gefahren zu sehen sein dürfte. Ihre regelmäßige Verbreitung im gesamten Bereich der neuzeitlichen Brüche deutet auf die Erschließung sämtlicher abbauwürdiger Lagerstätten bereits in römischer Zeit hin. Die älteste erhaltene Inschrift aus claudisch-neronischer Zeit stammt aus dem Revier „In den Kaulenhecken“ und könnte laut H. Schaaff mit der Gewinnung von Steinen für Bauvorhaben in Vetera I, Novaesium und Köln in Verbindung zu bringen sein. Die Mehrzahl der Inschriften datiert allerdings bereits in die flavisch-trajanische Epoche und somit wohl in die Endphase römischer Steingewinnung im Brohltal. Bemerkenswert ist das Fehlen epigraphischer Zeugnisse aus frühromischer Zeit, da die Verwendung von Tuff aus dem Brohltal bereits für das 4-5 n. Chr. datierte Ubiermonument archäometrisch nachgewiesen werden konnte.⁹ H. Schaaff erklärt dies mit einem Mangel an militärischen Fachkräften infolge der Germanienfeldzüge, der zum verstärkten Einsatz von zivilen Spezialisten in der staatlich gelenkten Erschließung der Steinbrüche und daher einem Fehlen militärischer Inschriften geführt habe. Dieser Gedanke ist insofern bestechend, als sich ein vergleichbares Szenario in Zusammenhang mit der frühen Eisengewinnung im Bereich des *vicus* Eisenberg in der Pfalz recht konkret auch im archäologischen Siedlungsbefund abzuzeichnen scheint.¹⁰ Diesbezüglich bieten sich also durchaus lohnenswerte Ansatzpunkte für weitere Forschungen, die einen neuen Blick auf frühromische Infrastrukturmaßnahmen im Gebiet der Rheingrenze erlauben. Im Bereich des Krufter Bachtals lässt sich trotz eines ungleich besseren Forschungsstandes bislang nur für die Grube Idylle bei Kruft/Kretz die Existenz eines Hercules-Heiligtums wahrscheinlich machen.

An die Überlegungen zu den Inschriften schließt letztlich auch das nachfolgende Kapitel zu den „Betriebszeiten“ nahtlos an (S. 177-192). Für die Grube Idylle lassen sich vor allem anhand der *in situ* entdeckten Bergwerksinschrif-

⁹ Vgl. hierzu auch H. Schaaff, Steine für das römische Reich – Zu den Anfängen des antiken Steinbruch- und Bergwerksreviers zwischen Eifel und Rhein. Arch. Korrbbl. 40, 2010, 265-272.

¹⁰ Frdl. Mitteilung A. Braun, der die betreffenden Befunde und Funde im Rahmen einer Mainzer Dissertation bearbeitet.

ten Rückschlüsse ziehen. Mit diesen markierte das römische Militär einzelne Abbauareale, wenn mehrere Einheiten auf engem Raum arbeiteten. Die ältesten beiden dieser Inschriften sind mit der in Xanten stationierten 6. Legion in Verbindung zu bringen, welche die Brüche dieses Revieres nach H. Schaaff um 100 n. Chr. für Baumaßnahmen in der Colonia Ulpia Traiana erschlossen haben könnte. Unterstützt wurde diese wohl durch die 22. und die 1. Legion, die aber unter Umständen auch für Baumaßnahmen in Bonn Steine gewannen. Um 120 n. Chr. löste die 30. Legion als Nachfolger der 6. Legion in Xanten die anderen ab. Diese potentielle Endphase der Steingewinnung ist durch 5-6 Inschriften naturgemäß recht gut zu fassen. Insgesamt scheint das Abbauareal nur verhältnismäßig kurz, für etwa zwei bis drei Jahrzehnte in Betrieb gewesen zu sein. In Zusammenhang mit dem Nachweis der 26. Kohorte und einer potentiellen Steingewinnung für das Kastell Heddesdorf bei Neuwied vermag der Befund in Grube Idylle vor dem Hintergrund der Betriebszeit des römischen Abbaus letztlich sogar zur Kontroverse um die Besatzung dieses Kastells beizutragen. Hier wurden offensichtlich auf engstem Raum Steine für mindestens zwei Bauvorhaben gewonnen.

Im Falle der Bergwerke von Meurin basieren die Ausführungen H. Schaaffs zu den Betriebszeiten primär auf dem gut datierbaren keramischen Fundmaterial, verschnitten mit Beobachtungen zur chronologischen Entwicklung der Abbautätigkeit. Angesichts der geringen Fundmenge offenbaren seine durchweg nachvollziehbaren Überlegungen allerdings erneut ein grundlegendes methodisches Problem bei der Datierung früher Ressourcennutzung. Denn es bleibt zu fragen, inwiefern die wenigen vorliegenden Funde überhaupt ein repräsentatives Bild der Steingewinnung wiedergeben können. Der Ansatz von H. Schaaff, nur sicher stratifiziertes Material für eine Rekonstruktion der Betriebszeiten heranzuziehen, ist in jedem Falle methodisch korrekt. Dadurch reduziert sich allerdings die Zahl der für eine Auswertung zur Verfügung stehenden Funde nochmals auf ein absolutes Minimum. So bleibt es letztlich dem Leser überlassen, ob er die isoliert stehende Scherbe eines tongrundig-glattwandigen Kruges Kölner Produktion des 1. bzw. frühen 2. Jahrhunderts aus dem Versatz in Kammer 3 der Fundstelle Meurin 1 dem Autor folgend als Hinweis auf eine Erschließung des Bergwerkes im Zuge größerer Bauvorhaben im römischen Köln akzeptieren möchte.¹¹ Ähnliches gilt für die Bewertung der deutlich zahlreicheren mittelalterlichen Funde aus dieser Grube, welche eine Spanne zwischen der zweiten Hälfte des 12. und der Mitte des 16. Jahrhunderts ab-

¹¹ Das Fehlen von Hinweisen auf eine Nachnutzung dieser Kammer ist in diesem Falle ohne Zweifel von Bedeutung. Umgekehrt ist für Schaaff die Randscherbe eines Tellers vom Typ Alzei 29 aufgrund ihrer Fundlage kein sicheres Indiz für eine spätantike Steingewinnung, da er auch eine nachträgliche Verlagerung des Fundes nicht ausschließen kann.

decken. Hier klammert H. Schaaff folgerichtig alle unsicheren Funde aus und postuliert auf Basis der sicher ansprechbaren, stratifizierten Objekte eine nur kurzzeitige Nachnutzung zwischen 1350 und 1360/70, bei der es sich nicht um einen Abbau im größeren Stile gehandelt habe. Eine Reihe neuzeitlicher Scherben bringt er mit einer Trassproduktion zwischen der zweiten Hälfte des 16. und dem 19. Jahrhundert in Verbindung.

Für den gut erforschten südlichen Abschnitt von Meurin 2 nimmt er wiederum anhand der stratifizierten Funde einen Beginn der Abbautätigkeit spätestens um 300 n. Chr. an und möchte diesen mit größeren Bauvorhaben des Militärs, wie der Errichtung des Kastells Divitia in Köln-Deutz, in Verbindung bringen. Zweifelsfrei zu beweisen ist diese These auf Basis der zur Verfügung stehenden Indizien allerdings wiederum nicht, zumal der Autor aufgrund ihrer unsicheren Fundlage zwei Scherben des 1. oder frühen 2. Jahrhunderts als nicht datierungsrelevant außer Acht lässt. Auch hier bleibt somit eine gewisse Einseitigkeit der Quellenlage zu berücksichtigen. Möglicherweise wäre es für die Zukunft lohnenswert, sich anhand von systematischen Provenienzanalysen an *in situ* entdeckten Bausteinen von anderer Seite der Frage nach der Entwicklung der Abbautätigkeit im Laacher See-Revier anzunähern, wenngleich natürlich die regelhafte Verwendung von Spolien in der Spätantike einen erheblichen Quellenfilter darstellt.

Für Meurin 2 geht H. Schaaff wiederum von einer zeitlich eng umgrenzten Nachnutzung der weitgehend erschöpften Lagerstätte etwa um 1300 aus, wobei die zugehörigen Funde durchweg auf dem Versatz lagen. Aufgrund des Fehlens von sekundären Steingewinnungsspuren im nördlichen Abschnitt von Meurin 2 könnte hier in dieser Zeit lediglich mit einer Prospektion zu rechnen sein. Ähnliches gilt für Meurin 4 und 5, die potentiell als Teile des gleichen Bergwerks anzusprechen sind. Eine letzte Nutzungsphase zeichnet sich wiederum für das späte Mittelalter und die frühe Neuzeit ab.

Im Kapitel „Ertrag der Bergwerke“ (S. 193-199) widmet sich der Autor dem Versuch, den Umfang der Steingewinnung im Revier des Laacher See-Vulkans zu quantifizieren, um so auch Rückschlüsse auf die Zahl der Steinbrucharbeiter und ihre Organisation ziehen zu können. Angesichts der zahlreichen Variablen, die bereits bei der Schätzung der ausgebeuteten Fläche der nur sehr ausschnitthaft erfassten Bergwerke beginnen, bleiben derartige Überlegungen naturgemäß sehr hypothetisch, wenngleich die Rechnungen von H. Schaaff aufgrund der präzisen Beobachtungen zu Zahl und Größe der abgebauten Blöcke in Meurin 2 sowie Materialverlusten durch Abbau und Bearbeitung durchweg alle derzeit kalkulierbaren Variablen berücksichtigen.

Das folgende Kapitel „Das Revier in Antike und Mittelalter“ (S. 201-214) bietet eine Synthese der zuvor erarbeiteten Ergebnisse und fügt diese zu einem insgesamt recht stimmigen Gesamtbild zusammen. Hierbei ist die Frühphase der Steingewinnung im Umfeld des Laacher See-Vulkanes wie erwähnt bislang nur über eine kleine Serie von Proben an den Steinen des 4-5 n. Chr. errichteten Ubiermonumentes fassbar, welche jedoch auch die gleichzeitige Erschließung der 60-80 km voneinander entfernten Reviere im Krufter Bachtal und Brohltal belegen. Im konkreten archäologischen Befund bleibt diese frühe Abbautätigkeit bislang unsichtbar, was H. Schaaff angesichts des enormen Steinbedarfs für die staatlichen Bauprogramme der frührömischen Zeit bei gleichzeitigem Fehlen militärischer Inschriften mit dem verstärkten Einsatz einheimischer Fach- und Arbeitskräfte erklärt, die z.B. in Mayen auch den härteren Basalt bearbeiteten. In der Tat wird im Umfeld der Brüche eine in engem Kontakt mit Rom stehende und in die Tuffgewinnung mit großer Wahrscheinlichkeit direkt involvierte Personengruppe über die Anlage mehrerer Tumuli mit Ringmauern aus Tuffstein bereits seit der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. fassbar.¹²

Eine zweite Phase staatlich organisierten Tuffabbaus beginnt in claudisch-neronischer Zeit, nunmehr wohl unter verstärktem Einsatz des Militärs. Hierbei könnten in der Folge z.B. der Wiederaufbau der im Bataveraufstand zerstörten Kastelle unter Vespasian oder die trajanische Urbanisierungspolitik wesentliche Impulsgeber gewesen sein. Der Betrieb im Brohltal scheint nach Ausweis der vorliegenden Indizien noch unter Trajan zum Erliegen gekommen sein, wenngleich natürlich eine abschließende Beurteilung aufgrund der Zerstörungen durch die Trassindustrie seit dem 16./17. Jahrhundert wohl nie möglich sein wird. Hingegen ist im Bereich des Krufter Bachtals bereits im 1. Jahrhundert n. Chr. neben einer militärischen zudem eine privatwirtschaftliche Nutzung anzunehmen, die sich auf breiter Ebene in der verstärkten Verwendung von Tuffstein im profanen Bereich niederschlägt. Auch hier wäre es sicher sinnvoll, die Interpretationen von H. Schaaff zukünftig durch systematische Provenienzforschungen abzusichern. Die Tragweite der in diesem Band präsentierten Forschungen würde die nicht unerheblichen Kosten für solche Untersuchungen durchweg rechtfertigen. Allgemein zeichnen sich also nach Ausweis der Quellen für die staatlich organisierte Steingewinnung unterschiedliche Phasen intensiver Ressourcennutzung ab, die nach H. Schaaff durchweg mit der Versorgung einzelner Großbaustellen zu verknüpfen sind.

¹² M. Scholz, Grabbauten des 1.-3. Jahrhunderts in den nördlichen Grenzprovinzen des Römischen Reiches. Monographien des RGZM 103 (Mainz 2012) 40. – K. Wilhelmi, Ein römisches *Tumulus*-Grab mit Tuffstein-Sockel aus der mittleren Kaiserzeit in Ochten-dung, Kreis Mayen-Koblenz. Arch. Korrb. 9, 1979, 323–334.

Die privatwirtschaftliche Produktion dürfte dagegen weniger starken Schwankungen unterlegen haben. Eine Sarkophagherstellung lässt sich bis in das 5. Jahrhundert gut fassen und scheint bis in das frühe Mittelalter weitergeführt worden zu sein. Der entscheidende Standortvorteil des Laacher See-Revieres lag offensichtlich in seiner guten Verkehrsanbindung an die für den Transport des Tuffs wesentliche Rheinachse.

Mit Blick auf die mittelalterliche Nutzung der Tuffsteinvorkommen zeichnet H. Schaaff ein Bild, das in auffälligem Gegensatz zur bislang postulierten zweiten Blüte der Brüche zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert steht, da anhand der Funde und Befunde keine Intensivierung der Steingewinnung im Zuge des romanischen Baubooms fassbar wird. Bei dem in den Kirchen der Niederlande, Norddeutschlands und Dänemarks in großer Menge verbauten Tuff dürfte es sich somit eher um recyceltes römisches Material handeln. Der Schwerpunkt der mittelalterlichen Aktivitäten liegt nach H. Schaaff im 13./14. Jahrhundert, als der Höhepunkt des Kirchenbaus bereits überschritten war, und scheint sich auf ein Durchsuchen des Versatzes und die Gewinnung kleinteiligen Materials durch weiteren Abbau der Stützpfeiler beschränkt zu haben. Eine Quelle aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts lässt hierbei eine privatwirtschaftliche Organisation erwarten. Der trotz der eingangs erwähnten Quellenproblematik insgesamt betrachtet durchweg überzeugend ausgewertete Befund aus den Tuffsteinbrüchen des Laacher See-Revieres vermag somit auch in Bezug auf das Mittelalter einen wesentlichen Beitrag zum Verständnis wirtschaftlicher Entwicklungen zu leisten.

Im Zuge der neuzeitlichen Trassgewinnung beginnt schließlich eine letzte Nutzungsphase der Tuffvorkommen, die auch im Brohltal zu einer Reaktivierung der Abbauareale führt. Im Krufter Bachtal erfolgt die Trassgewinnung zunächst weiterhin im Untertagebau, ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dann im Tagebau, der letztlich bis heute die Zerstörung zahlreicher Zeugnisse antiker Steingewinnung zur Folge hat.

Abgerundet wird der Band durch eine von Lutz Grunwald verfasste Vorlage der keramischen Funde aus den Tuffbergwerken des Krufter Bachtals (S. 215-233), die durch eine umfassende und sorgfältig abwägende Diskussion dieses für die Interpretation der Befunde so wesentlichen Materials besticht und – auch dank der Einbeziehung der jeweiligen Fundsituation – die im Vorfeld dargelegten Ausführungen weiter untermauert. Es folgt eine achtseitige Literaturliste. Die auf den fünf Beilagen abgedruckten Pläne ergänzen gezielt das Kapitel zur Fundstellendokumentation, speziell in Bezug auf die Ausgrabungen im Römerbergwerk Meurin.

Die von Holger Schaaff vorgelegten Forschungen zu den antiken Tuffbergwerken am Laacher See-Vulkan sind in vielerlei Hinsicht wirtschaftsarchäologische Pionierarbeit. Sie überzeugen durch die konsequente Berücksichtigung sämtlicher zur Verfügung stehenden Quellen und erschließen diese für eine breite Leserschaft, für die vor allem der kompakte auswertende Teil des Werkes von einigem Wert sein dürfte. Trotz mitunter im Detail recht weitreichender Interpretationen ist die Dokumentation doch ausreichend, um die Argumentationsweise des Autors zu jedem Zeitpunkt nachvollziehen und ggf. überprüfen zu können. Der Band belegt eindrucksvoll, dass die Erforschung antiker Steingewinnung einen wesentlichen Beitrag zu einer Vielzahl archäologischer wie historischer Fragestellungen zu leisten vermag. Er zeigt jedoch zugleich die mit der Bearbeitung von Steinbrüchen verbundene Quellenproblematik und die hieraus folgenden interpretativen Grenzen, auf die im Text noch expliziter hätte hingewiesen werden können.

Es bleibt zu hoffen, dass nicht nur der Kompetenzbereich Vulkanologie, Archäologie und Technikgeschichte des RGZM in Zukunft den eingeschlagenen Weg durch die Untersuchung weiterer Abbauspuren fortsetzen und somit den Kenntnisstand zur alten Tuffsteingewinnung rund um den Laacher See-Vulkan erweitern kann. Wünschenswert wäre auch, dass die Beschäftigung mit den methodisch herausfordernden Relikten alter Steingewinnung weitere Nachahmer findet. Das Potenzial einer solchen Forschung ist allen Einschränkungen zum Trotz spätestens nach Lektüre des Bandes klar ersichtlich und wird sich mit Erschließung einer größeren Zahl aussagekräftiger Stichproben und der daraus folgenden Möglichkeit einer synthetischen Betrachtung bzw. der zuverlässigen Unterscheidung lokaler Entwicklungen von überregionalen Tendenzen nochmals deutlich erhöhen.

PD Dr. Sabine Hornung
Institut für Altertumswissenschaften
Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie
Johannes Gutenberg-Universität
Schillerstr. 11
D-55116 Mainz
E-Mail: hornusa@uni-mainz.de

Alexandra EPPINGER, Hercules in der Spätantike. Die Rolle des Heros im Spannungsfeld zwischen Heidentum und Christentum. Philippika, Altertumswissenschaftliche Abhandlungen, Contributions to the Study of Ancient World Cultures Bd. 89. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2015, 422 S., 14 Taf. mit 14 Abb.

Spätantike Mythenbilder sind in den letzten 20 Jahren verstärkt in den Fokus der Forschung geraten. Dies hängt einerseits mit einem neu gewonnenen Interesse an den kulturgeschichtlichen Bedingungen der Epoche, ihren Transformationen und fortgesetzten antiken Traditionen, andererseits aber auch mit einer substantiellen Vergrößerung des Denkmälerbestandes in jüngerer Zeit zusammen. Insbesondere die neueren Forschungen zur antiken Idealskulptur konnten zeigen, dass ‚pagane‘ Mythenbilder nicht nur weiterhin im öffentlichen und privaten Raum aufgestellt waren, sondern dass auch in signifikanter Zahl neue Bilder aufgerichtet wurden. Dies wirft einerseits die Frage nach den Auftraggebern und deren Motiven auf, andererseits aber nach der spezifischen Sicht des spätantiken Betrachters auf mythologische Figuren. Wie wurden diese angeeignet, umgedeutet, in welchen Zusammenhängen lassen sich noch dezidiert religiös konnotierte Darstellungen finden? Oder wurden vielmehr antike Heroen und Götter in vielen Kontexten auf Träger exemplarischer oder allegorischer Inhalte reduziert¹? Die mit dem Philippikapreis der Universität Marburg und des Harrassowitz-Verlages ausgezeichnete Arbeit von Alexandra Eppinger (E.) geht diesen schwierigen Fragen nach und bewegt sich, wenngleich bei Tonio Hölscher als archäologische Dissertation an der Universität Heidelberg eingereicht, auf dem begrüßenswerten Weg, nicht nur die archäologischen Monumente für die Rezeption der Figur des Hercules während der Spätantike heranzuziehen, sondern insbesondere die literarischen Überlieferungen sowohl von christlicher als auch ‚paganer‘ Seite für die Frage der Bedeutung und der Nutzungszusammenhänge der Herculesfigur zu berücksichtigen. Dies erfordert nicht nur hohe Kompetenzen im Umgang mit archäologischen Monumenten, sondern auch gleichermaßen mit literarischen Quellen. Diese Vorgehensweise eröffnet aber die Möglichkeit einer umfassenden Untersuchung, welche dem Phänomen der Präsenz mythologischer Figuren in der spätantiken Lebenswelt gerecht werden könnte. Dementsprechend global legt E. ihre Arbeit an. Im knappen Einleitungskapitel (S. 1-3) wird als Ziel formuliert, *„einen Überblick über die unterschiedlichen Rollen und Aufgaben des Hercules (...) zu geben, sowie der Frage*

¹ Vgl. etwa S. Ritter, Hercules in der römischen Kunst von den Anfängen bis Augustus. Archäologie und Geschichte 5 (Heidelberg 1994); S. Ritter, Bildkontakte. Götter und Heroen in der Bildsprache griechischer Münzen des 4. Jahrhunderts v. Chr. (Berlin 2002) 102-149 sowie die wichtige, vornehmlich althistorische Studie von U. Huttner, Die politische Rolle der Heraklesgestalt im griechischen Herrschertum, Historia Einzelschr. 112 (Stuttgart 1997) und darin insbesondere den analytischen Teil (S. 221-318).

nachzugehen, welche Faktoren dazu beitrugen, daß Hercules trotz des zunehmenden Einflusses des Christentums weiterhin (...) in Erscheinung treten konnte". Dem angeschlossen findet sich eine unnötig lange Erörterung des Untersuchungszeitraumes bzw. der Periodisierung der Spätantike (S. 3-6). Darin plädiert sie mit guten Gründen für eine flexible chronologische Eingrenzung, die sowohl das 3. Jh. n. Chr. als auch die frühbyzantinische Zeit des 7. und 8. Jhs. n. Chr. einschließen kann, solange entsprechende Kontinuitätsphänone feststellbar sind.

Der Hauptteil der Monographie untergliedert sich in drei große Blöcke. Darin nähert sich E. zunächst den Bildern des Hercules innerhalb des „Lebensumfeldes“, d.h. der Präsenz des Hercules in der privaten Repräsentation im Haus, auf Trinkgeschirr, Schmuck, Kleidung sowie der öffentlichen Präsenz des Halbgottes und Heros etwa in Thermen, in ephemeren Handlungen im Theater, und, eher problematisch, weil es sich um einen halböffentlichen Bereich handelt, im sepulkralen Kontext (S. 23-156). Abgerundet wird dieser Abschnitt durch eine Diskussion der Herculesfigur in der literarischen Überlieferung. Darin differenziert sie zunächst zwischen paganen und christlichen Autoren und untersucht die Frage nach der Rolle und den unterschiedlichen Bewertungen des Hercules von seiten der jeweiligen Autoren.

Der zweite Block (S. 157-255) thematisiert die Verwendung der Herculesfigur in der kaiserlichen Repräsentation, und dabei insbesondere in der herrscherlichen Panegyrik sowie in der Münzprägung seit den 260er Jahren unter Postumus dem Herrscher des gallischen Sonderreiches über die Tetrarchen bis in das späte 5. und frühe 6. Jh. n. Chr. Darunter fällt auch eine jeweils knappe Diskussion entsprechender Monumente, die entweder unmittelbar, peripher oder auch fälschlicherweise mit der Frage nach der Aneignung der Herculesfigur in Verbindung zu bringen sind, wie beispielsweise den Konstantinsbogen in Rom oder die Villenanlage des Galerius in Gamzigrad.

Im letzten umfangreichen Abschnitt (S. 256-322) widmet sich E. dem „Spannungsfeld“ zwischen Christen- und Heidentum, in dem die Figur des Heros und Halbgottes Hercules während der Spätantike gestanden habe. Hier wird einerseits der Frage nach der Präsenz von spätantiken Kulte für Hercules und den damit zusammenhängenden Problemen der Priesterschaften, Weihungen sowie den möglichen Kultbildern nachgegangen. Andererseits verhandelt sie, wie einige zuletzt vor ihr, die Problematik der sog. ‚heidnischen Reaktion‘, ein vermeintlicher konzertierter Widerstand von Seiten einiger paganer Senatoren gegen die sukzessive zunehmende Dominanz des Christentums im Umkreis des Kaisers sowie des Klerus, der schließlich in der Usurpation des Eugenius sowohl seinen Höhe- als auch Endpunkt fand. In diesem Zusam-

menhang diskutiert sie zunächst die Präsenz der Herculesgestalt auf den spätantiken Kontorniaten, sowie die ihrer Ansicht nach vermeintliche „*Präsenz des Hercules während der Usurpation des Eugenius*“.

Dem überraschend kurzen Schlußabschnitt (S. 323f.) folgt schließlich noch ein Anhang zu den Herculesmotiven der tetrarchischen Münzprägung sowie zu deren ikonographischen Traditionen (S. 325-334), bei dem man sich fragt, weshalb er nicht bereits im dezidiert dafür vorgesehenen Kapitel über die Tetrarchen untergebracht wurde oder warum E. nicht gänzlich auf ihn verzichtet hat. Abgesehen von einer rein summarischen Herleitung der Bilder aus der visuellen Tradition der mittleren Kaiserzeit trägt dieser Abschnitt nichts zu ihrer Fragestellung oder überhaupt etwas Neues bei.

Es sei vorab betont, dass die Arbeit die zu Beginn aufgestellten Ziele nach meiner Ansicht nicht erfüllt. Das hat mehrere Gründe, die sowohl den methodischen Zugang zum archäologischen Material, deren Gliederung und Auswertung sowie die kritische Würdigung der literarischen Quellen als auch der Sekundärliteratur betreffen, die, solange sie die Auffassungen von E. vertreten, überhaupt nicht substantiell diskutiert werden. Das Buch zeichnet sich, das sei grundsätzlich hervorgehoben, insbesondere darin aus, sich widerspruchsfrei den durchaus provokativen Thesen von Alan Camerons *opus magnum* „*The Last Pagans of Rome*“² anzuschließen. Cameron, aber auch zuvor bereits Peter Brown tendieren im Gegensatz zur älteren Forschung des frühen 20. Jhs. dazu, die als Reflexe regelrechter Glaubenskämpfe des 4. Jhs. gedeuteten Phänomene wie die Kontorniaten, mythologische Bilder in privaten sowie öffentlichen Kontexten, eher als Beleg für eine konservative Rückbesinnung auf die Kultur der griechisch-römischen Antike zu sehen, und diese folgerichtig als Teil der *paideia* zu verstehen, der auch prominente Christen anhängen konnten. Die in den Schriftquellen zu fassenden religionspolitischen Auseinandersetzungen seien entweder nicht dezidiert religiös motiviert, da vornehmlich politischen Charakters, oder aber in der Nachschau des 5. Jhs. n. Chr. aufgebauscht oder verfälscht. Dies gipfelt einerseits in der These, die Saturnalien des Macrobius, die angefüllt sind mit Referenzen auf pagane Kulte, Priesterschaften sowie auf Personen, die wie Nicomachus Flavianus überzeugte Nichtchristen waren und dafür noch postum von Kirchenvätern des 5. Jhs. verdammt wurden, seien lediglich als Teil des antiken Bildungskanons zu verstehen³. Andererseits rekur-

² A. Cameron, *The Last Pagans of Rome* (Oxford 2011).

³ Die Erklärung E.s verblüfft (S. 147): „*Es ging Macrobius (...) lediglich darum, eine Sammlung des noch vorhandenen Wissens (...) zu bieten, bevor dieses in Vergessenheit geraten konnte, (...)*.“ Dies ist weder eine befriedigende Erklärung noch löst dieses Postulat ein historisches Problem. Hier fragt man sich natürlich, weshalb diese Dinge Macrobius so wichtig waren, dass sie nicht vergessen werden sollten?

riert E. mehrfach auf die zuvor von B. Shelton vorgetragene, apodiktische Haltung, spätantike Bilder mit mythologischem Bildinhalt seien grundsätzlich nicht im kontroversen Sinne pagan religiös konnotiert oder im kultischen Zusammenhang zu verstehen, sondern ebenfalls nur Bestandteil einer von den senatorischen Eliten zelebrierten Bildungskultur, während die wahren Glaubenskämpfe über spezifische literarische Werke ausgetragen worden seien. Führt man diese Überlegungen auf die Spitze, erwiese sich die hier vorliegende Monografie als geradezu überflüssig, weil alle Hercules thematisierenden, visuellen sowie literarischen Quellen problemlos mit den Schlagworten der *paideia*, der „Bildungskultur“ oder Browns ‚Ambience of Compromise‘ als erledigt bzw. als „verstanden“ markiert werden könnten⁴. Das von E. im Titel angedeutete ‚Spannungsfeld‘ ist somit gar keines, weil sich die Präsenz des Hercules in Literatur und Bildmedien auf diese Weise geradezu in Wohlgefallen auflöst.

Die zahlreichen christlichen Stimmen, wie etwa insbesondere diejenige des Lactanz, welche Hercules als religiöse Figur zu demontieren, bzw. zuvor sogar überhaupt erst dezidiert als religiöse Figur im christlichen Sinne als Gegenbild aufbauen, passen freilich nicht recht in dieses Bild. Dass diese vereinfachende Sichtweise insbesondere auf archäologische Monumente so pauschal unzutreffend ist, verdeutlichen unter anderem etwa die Parabiago-Platte aus dem späten 4. Jh. in Mailand, auf der Kybele auf ihrem Wagen und mit dem entsprechenden Kult zusammenhängende Riten wie der Waffentanz dargestellt sind, oder auch das dezidiert pagane Diptychon der Symmacher und Nicomacher, das nichtchristliche kultische Handlungen von Opferdienerinnen vor Altären zeigt. Diesen Bildträgern wird man ihrem komplexen kulturhistorischen Potential mit dem Blick Camerons, Sheltons sowie E.s nicht gerecht, und sie sind auch zu trennen von den zahlreichen allegorischen Bildern wie der Venus auf dem Proiectakasten, die als Sinnbild für Schönheit und erotische Anziehung auch für Christen fungieren konnten. Umgekehrt kann man beispielsweise die Darstellung auf dem Konsulardiptychon des Probus aus dem Jahr 406 n. Chr. ebenso als offensive Proklamation christlicher Selbstbehauptung sehen. Auf beiden Flügeln ließ der Konsul Kaiser Honorius abbilden, der jeweils ein mit dem Christogramm bekröntes Feldzeichen trägt. Medial ist diese Darstellungsweise ganz eigentümlich, denn sonst erscheint auf den Diptychen der jewei-

⁴ Zum ‚Ambience of Compromise‘ vgl. P. Brown, *Aspects of the Christianization of the Roman Aristocracy*, JRS 51, 1961, 1-11. Diese harmonisierende Haltung gegenüber dem konfliktreichen 4. Jh. mag in wenigen Jahren ihrerseits forschungsgeschichtlich interessant sein. Vor dem Hintergrund einer Epoche, in der Europa nach einem verheerenden Krieg trotz großer kultureller und sozialer Unterschiede erfolgreich zusammenwuchs, so dass derartige Differenzen zunehmend harmonisier- und überwindbar erschienen, wird in Anbetracht der jüngsten, eher ernüchternden Ereignisse die zeitliche Bedingtheit gegenwärtiger Mentalität und Betrachtungsweisen antiker Zusammenhänge umso deutlicher.

lige Amtsträger in vollem Ornat als Spielgeber oder aber als Richter. Die Inschrift, welche den Konsul gar als untertänigen *famulus (dei?)* bezeichnet, vervollständigt die spezifisch und offensiv christliche Repräsentation⁵.

Die große Chance, sich kritisch in die überaus spannende, aktuelle Diskussion zur visuellen Kultur der Spätantike und ihren kulturgeschichtlichen Dimensionen am Beispiel eines fest umrissenen, zuvor nur unzureichend bearbeiteten Untersuchungsgegenstandes einzuschalten, wird auf diese Weise verschenkt. Sicherlich ist die alte Deutung der ‚paganen Reaktion‘, wie sie insbesondere bei Wytzes und Alföldi postuliert wurde⁶, in dieser Pauschalität aufzugeben. Aber geradezu im Umkehrschluss entsprechende Tendenzen vollständig zu leugnen, kommt einer differenzierten Sichtweise auf solche überaus komplexen kulturellen und historischen Zusammenhänge kaum näher.

Die starke Anlehnung an die jüngeren Arbeiten von Cameron und Shelton resultiert jedoch unmittelbar aus dem problematischen Zugriff auf das archäologische Material, das ein wenig wie ein Fremdkörper in der Arbeit wirkt⁷. Anstatt die medialen Zusammenhänge der Nutzung der Herculesikonographie zu beleuchten, wird in strenger, separater Besprechung einzelner Gattungen das Auftreten des Hercules in den jeweiligen Bildträgern untersucht (S. 25-75). Die Folge davon ist eine meist sehr allgemeine, und insbesondere redundante Ausdeutung der jeweiligen Bilder, die nur sehr eingeschränkt aus dem Nutzungszusammenhang heraus verstanden werden. Hercules bleibt somit etwa *exemplum virtutis*, *Alexikakos*, *pacifer*, ‚Überwinder des Todes‘ usw. Für den spezifischen spätantiken Kontext ergibt sich auf diese Weise keine einzige neue Beobachtung. Die häufig vorkommende und eigentlich überflüssige Bemerkung, dass ein Christ wohl keinen Anstoß an den Bildern nehmen musste, ist obsolet, denn sonst gäbe es die Bilder überhaupt nicht, und E. bemüht sich ja bereits im einleitenden Kapitel zur *paideia* und zur vielschichtigen religiösen Identität der spätantiken Gesellschaft, genau solche Vorstellungen vorab zu Recht auszuräumen. Prinzipiell hätte sich hier eine vage Anlehnung an die

⁵ Zu diesem Bilderdiskurs vgl. mit weiteren Nachweisen M. Kovacs, Kaiser, Senatoren und Gelehrte. Untersuchungen zum spätantiken männlichen Privatporträt, Spätantike – Frühes Christum – Byzanz 40 (Wiesbaden 2014) 123-128.

⁶ Zu den Kontorniaten zuerst in diesem Sinne A. Alföldi, Die Kontorniaten. Ein verkanntes Propagandamittel der stadtrömischen heidnischen Aristokratie in ihrem Kampf gegen das christliche Kaisertum (Budapest 1942/43) sowie die programmatische Studie von J. Wytzes, Der letzte Kampf des Heidentums in Rom, EPRO 56 (Leiden 1977).

⁷ Dies artikuliert sich auch in einer Unsicherheit im Umgang mit Datierungen und Klassifizierungen. Der auf Abb. 3 abgebildete kleinformatige Hercules aus Bergkristall wird z.B. in das späte 3. Jh. n. Chr. datiert. Der aus der Museumspublikation entnommene Verweis auf tetarchische Porträts ist bereits aufgrund einfacher methodischer Gesichtspunkte kaum verifizierbar.

Vorgehensweise in der Dissertation von Stefan Ritter angeboten⁸, der das entsprechende Material zwar zunächst diachron, jedoch innerhalb der jeweiligen chronologischen Abschnitte nach medialen Gesichtspunkten geordnet und kontextorientiert gewinnbringend bearbeitet hat.

Die Unsicherheit im Umgang mit dem archäologischen Material resultiert auch aus der merkwürdig stiefmütterlichen Art der Bebilderung des Buches. Es erscheint zwar verständlich, dass man sich aus Kostengründen bei einer nicht vornehmlich (oder doch?) ikonographischen Arbeit auf die wesentlichen Monumente beschränkt, aber dass hier tatsächlich die „wesentlichen“ Beispiele aufgeführt sind, kann man nicht behaupten. Weshalb wurden die Bergkristallstatuette auf Taf. 3 oder ein Aureus des Postumus auf Taf. 14 ganzseitig abgebildet, während die beispielsweise für die Fragestellung der Arbeit viel wichtigeren tetrarchischen Münzbilder mit den Darstellungen des Hercules in den unterschiedlichen Varianten überhaupt nicht zu sehen sind? Durch eine großzügigere und ordnende Abbildungsstrategie wäre es durchaus möglich gewesen, die visuelle Bandbreite der Präsenz des Hercules in spätantiken Bildmedien wiederzugeben und insbesondere einen zuverlässigen Überblick über besonders gefragte oder eher seltene Bildthemen zwischen dem 4. und 6. Jh. n. Chr. zu liefern. Dabei geht es nicht nur um ikonographische Eigentümlichkeiten wie die Darstellung des Hercules als urinierender Zecher, wie er noch im 1. Jh. n. Chr. präsent ist, sondern auch darum, welche Konjunkturen spezifische Bildthemen erfahren, welche gar nicht mehr vorkommen oder nur noch selten.

Ärgerlich sind einige Abschnitte, die noch unbedingt hätten verkürzt und in der argumentativen Stringenz gestärkt werden sollen. So wird man etwa im Falle der *basilica Herculis* in Ravenna (S. 83-86) über einen längeren Abschnitt hinweg auf eine falsche Fährte geführt, die dann wieder in einem einzigen Absatz weggewischt wird. Die ausführlich vorgetragene Spekulation, dass das bekannte Relief mit der Darstellung des Kampfes des Hercules mit der kerynitischen Hirschkuh im erzbischöflichen Palast in Ravenna möglicherweise für den entsprechenden Bau hergestellt wurde, wird schließlich zwar zu Recht als „Vermutung“ gekennzeichnet, aber es stellt sich die Frage welchen Sinn die vergebliche Ausführlichkeit für die Umschreibung einer solchen Eventualität ergibt? Auch die daran anschließende Erklärung, weshalb der „Nicht-Römer“ Theoderich einen öffentlichen Bau errichten ließ, in dem die Taten des Hercules in Marmorinkrustationen zu sehen waren, ist in ihrem Nutzen fraglich und angesichts der Forschungen von P. von Rummel obsolet⁹. Dieser, aber

⁸ Ritter a.O. (Anm. 1).

⁹ P. von Rummel, *Habitus barbarus. Kleidung und Repräsentation spätantiker Eliten im 4. und 5. Jahrhundert* (Berlin 2007).

auch andere Abschnitte lesen sich mitunter, als ob hier mehrere Überarbeitungsphasen des Manuskripts miteinander kollidieren.

Ferner überrascht die oft nur flüchtige Heranziehung archäologischer Literatur. In der Besprechung zum Reliefzyklus von Chiragan verweist sie auf die ihrer Ansicht nach korrekte Datierung von J.C. Balty in das frühe 4. Jh. n. Chr., der aber die Villa von Chiragan als kaiserliches Monument und den Herculeszyklus als Ausdruck der Wertschätzung des Maximian für seinen Schutzgott sieht. Konsequenterweise hätte sie diesen Abschnitt erst im Zusammenhang mit der kaiserlichen Repräsentation diskutieren müssen. Hier fehlt zunächst die Erwähnung der Datierung von Marianne Bergmann in die Mitte bzw. in die zweite Hälfte des 4. Jhs. n. Chr. sowie die hier wichtigen, handwerklich und stilistisch mit dem ‚Großauftrag‘ zusammengehörenden Porträts, auf die u.a. auch Kathrin Schade hingewiesen hat¹⁰. Dass sie die Monographie von Bergmann kennt, verdeutlicht sie in diversen Fußnoten, zieht sie jedoch nicht zur Diskussion der Datierung sowie für die Frage nach der Besitzerschaft der Villa heran¹¹. Dies betrifft ebenso die Skulpturengruppe vom Esquilin in der Kopenhagener Ny Carlsberg Glyptotek, die wechselweise in das späte 2. bzw. frühe 3. Jh. n. Chr. (M. Moltesen, R.R.R. Smith, D. Willers) oder in das 4. Jh. (M. Bergmann, R. Fleischer, B. Kiilerich/H. Torp, C. Vorster¹²) datiert wird (S. 39f.). In diesem Fall wird die Datierung als Problem auf die Seite geschoben und darauf verwiesen, dass unabhängig von der Entstehungszeit der Skulpturen die Statuen in einem spätantiken Zusammenhang aufgestellt waren. Dies ist zweifellos richtig, aber es ist durchaus für ihre Fragestellung von Bedeutung, ob entsprechende großformatige Bildwerke des Hercules weiterhin bis in das späte 4. bzw. frühe 5. Jh. produziert wurden, da dies auch Rückschlüsse auf eine entsprechende Nachfrage und deren Hintergründe erlaubt.

Interessant wäre es gewesen, beispielsweise nach der spezifischen Bedeutung der Herculesfigur im spätantiken Gelagezusammenhang zu fragen, oder zu ermitteln, wie Hercules in der privaten Repräsentationskultur grundsätzlich eingesetzt werden konnte und welche Rolle(n) der Heros und Halbgott darin ein-

¹⁰ K. Schade, *Frauen in der Spätantike – Status und Repräsentation. Eine Untersuchung zur römischen und frühbyzantinischen Bildniskunst* (Mainz 2003) 24f. 201. Vgl. jetzt auch Kovacs, a.O. (Anm. 6) 101f.

¹¹ Nachzutragen wäre ferner M. Bergmann, *Die kaiserzeitlichen Porträts von Chiragan: Spätantike Sammlung oder gewachsenes Ensemble?*, in: F.A. Bauer/C. Witschel (Hgg.), *Statuen in der Spätantike, Spätantike – Frühes Christentum – Byzanz 23* (Wiesbaden 2007) 323-339.

¹² Nicht erwähnt wird ferner der wichtige Beitrag von C. Vorster, *Spätantike Bildhauerwerkstätten in Rom. Beobachtungen zur Idealskulptur der nachkonstantinischen Zeit*, *JdI* 127/128, 2012/13, 393-497.

nahm¹³. In diesem Zusammenhang erscheint es auch unverständlich, weshalb E. nicht von dem wichtigen Ansatz ihres Doktorvaters Tonio Hölscher Gebrauch gemacht hat, mythologische Bilder als Träger von kulturellen und ethischen Paradigmen heranzuziehen. Dies wäre ihrem Bemühen entgegengekommen, die dezidiert religiöse Verwendung der Mythenbilder von den ‚häuslichen‘, ‚profanen‘ oder auch sepulkralen Kontexten zu trennen und den davon separierten Eigenwert der Herculesikonographie für den spätantiken Betrachter im archäologischen Befund zu isolieren¹⁴. Vielversprechend wäre auch der Ansatz gewesen, die bereits in der Klassischen Archäologie erarbeiteten Ergebnisse zur Präsenz von Heroen und Götterbildern im profanen Zusammenhang heranzuziehen und diese als Folie für die Untersuchung der Spätantike zu nutzen¹⁵. Der auf S. 103 konstatierte „*Rückgang in der Quantität der Herculesdarstellungen*“ ist auf diese Weise kaum verständlich, weil die Ausgangslage der hohen Kaiserzeit unzureichend zur Situation in der Spätantike kontrastiert wird. Dies ist auch insofern missverständlich, weil dadurch – entgegen der skizzierten Ausgangslage in der Einleitung – die Tatsache verschleiert wird, dass Hercules in der Spätantike überhaupt zu den beliebtesten mythischen Figuren in der spätantiken Bilderwelt gehört.

Deshalb erfolgt auch der Zugriff auf Darstellungen des Hercules im sepulkralen Zusammenhang nur sehr bedingt unter der Berücksichtigung neuer Beiträge zur Diskussion von Mythenbildern am bzw. im Grab. Der kämpfende Hercules im Grab an der Via Latina gerät somit in einer theologischen Deutung zum „Überwinder des Todes“, der im Jenseits weitergelebt habe. Dieses Deutungsmuster steht ganz in der Tradition Franz Cumonts, der in jedem Mythenbild im sepulkralen Zusammenhang einen Jenseitsbezug sehen wollte. Es stellt sich zwar durchaus die Frage, ob in derartigen, eigentlich nicht dezidiert christlichen Bildern, insbesondere in Vergemeinschaftung mit eindeutig christlichen Zeugnissen gewissermaßen kryptochristliche Inhalte und synkretistische Vor-

¹³ Vgl. eine solche medial ausgerichtete und auch einleuchtende Untersuchung am Beispiel der Figur des Achill auf der betreffenden Silberschale von Kaiseraugst jetzt von S. Faust, Achill in geselliger Runde. Spätantike Perspektiven auf ein griechisches Heldenleben, in: S. Faust/M. Seifert/L. Ziemer (Hgg.), *Antike. Kultur. Geschichte. Festschrift Inge Nielsen, Gateways. Hamburger Beiträge zur Archäologie und Kulturgeschichte des antiken Mittelmeerraums 2* (Aachen 2015) 51-75.

¹⁴ Vgl. T. Hölscher, Mythen als Exempel der Geschichte, in: F. Graf (Hg.), *Das Paradigma Roms* (Berlin 1993) 67-87. Selbst wenn sie sich dieser Analyse bedienen wollte, wäre es angemessen gewesen, zu diskutieren, weshalb er ihrer Ansicht nach nicht genutzt werden kann.

¹⁵ P. Zanker, Zur Funktion und Bedeutung griechischer Skulptur in der Römerzeit, in: H. Flashar (Hg.), *Le classicisme à Rome aux Iers siècles avant et après J.-C., Fondation Hardt. Entretiens sur l'Antiquité classique 25, Vandoeuvres-Genève 21-26 août 1978* (Genf 1979) 283-314 bes. 305f. 312 äußerte die These, dass die zahlreichen Mythenbilder etwa in den öffentlichen Thermen bereits im 1. Jh. n. Chr. zusehends zu einer „schlagwortartigen“ Reduktion der mythologischen Zusammenhänge auf allgemeine Erwartungshaltungen und Vorstellungen führten.

stellungen mit einem vagen Jenseitsbezug eine Rolle spielten. Allerdings müsste dies unter Hinzuziehung aktueller Beiträge zur Frage der Bedeutung von Mythen in sepulkralen Kontexten der mittleren und späten römischen Kaiserzeit intensiv diskutiert werden. Seit dem wegweisenden Beitrag von Klaus Fittschen zu den Kreusa-, und spätestens mit den Monographien von R. Bielfeldt zu den Orestessarkophagen sowie von Paul Zanker und Björn-Christian Ewald zu Mythenbildern auf kaiserzeitlichen Sarkophagen¹⁶ hat sich die Tendenz etabliert, derartige Bildthemen weniger als dezidiert religiöse Bekenntnisse oder als Ausdruck von Jenseitshoffnungen aufzufassen, sondern als poetische Umschreibungen schicksalhafter Ereignisse sowie als gelehrte Äußerungen, die Trauer und Wertschätzung für die Toten formulieren sollten. Der Mythos fungiert nach dieser Lesart nicht als Träger theologischer Inhalte, sondern erfüllt eine exemplarische Funktion. Die implizite Prämisse von E. berücksichtigt diese neueren Forschungen jedoch nicht, sondern projiziert vielmehr christliche Vorstellungen auf die antiken Bilder¹⁷.

Diese unterschiedlichen Dimensionen des Umgangs mit der Herculesfigur werden hingegen differenzierter im Abschnitt zu den literarischen Quellen diskutiert, wenngleich auch hier weniger medial oder genrespezifisch geordnet, sondern nach religiöser Ausrichtung, was unglücklich wirkt und dabei einige Elemente vermengt, die man eigentlich getrennt voneinander diskutieren könnte. So wäre es sinnvoller gewesen, die insbesondere panegyrischen Quellen, bei denen die religiöse Identität des Autors eher eine untergeordnete Rolle spielt, gesondert zu untersuchen und deren Umgang mit Hercules abzugrenzen. Darin wird nämlich die exemplarische Verwendbarkeit des Mythos umso deutlicher. Wie E. richtig hervorhebt, treten die darin Geehrten in Konkurrenz zum Heros und Halbgott und übertreffen ihn mitunter gar. Dabei handelt es sich aber um ein übergreifendes Phänomen, das sich sogar bei Epigrammen spätantiker Statuenbasen nachweisen lässt. Mythos als Exempel

¹⁶ K. Fittschen, Der Tod der Kreusa und der Niobiden. Überlegungen zur Deutung griechischer Mythen auf römischen Sarkophagen, *StlFilCl* 3, 10, 1992, 1046-1059; P. Zanker, Phädras Trauer und Hippolytos' Bildung: Zu einem Sarkophag im Thermenmuseum, in: F. de Angelis/S. Muth (Hgg.), *Im Spiegel des Mythos. Bilderwelt und Lebenswelt. Lo specchio del mito. Immaginario e realtà*, Palilia 6 (Wiesbaden 1999) 131-142; P. Zanker, Die mythologischen Sarkophagreliefs und ihre Betrachter, *AbhMünchen* 2 (München 2000); P. Zanker/B.C. Ewald, *Mit Mythen leben. Die Bilderwelt der römischen Sarkophage* (München 2004); R. Bielfeldt, *Orestes auf römischen Sarkophagen* (Berlin 2005) sowie R. Bielfeldt, *GFA* 8, 2005, 1067-1079. Vgl. jetzt auch C. Russenberger, Der Tod und die Mädchen: Amazonen auf römischen Sarkophagen, *Image & Context* 13 (Berlin 2015).

¹⁷ In diesem Sinne bereits kritisch Fittschen a.O. (vorh. Anm.) 1046-1059, der insbesondere die ‚Verwendung der Sprache des Neuen Testaments‘ im archäologischen Zusammenhang kritisiert und dabei auf die unterschiedlichen Variationen und der Problematik der Deutung der „Überwindung des Todes“ abhebt.

lässt sich auch in den Quellen zur spätantiken Philosophie nachweisen, in denen es ebenso wenig um eine dezidiert religiöse Qualität des Hercules geht¹⁸.

Wirklich aus dem Rahmen fallen daher einerseits die christlichen Apologeten, welche gerade die exemplarische Qualität der mythologischen Figuren infrage stellen und darüber erst eine theologische Kategorie eröffnen. In dieselbe Kategorie lassen sich die Schriften Julians einordnen, der die Argumentationslinien christlicher Apologetik aufnimmt, diese jedoch im eigenen, antichristlichen Sinne umkehrt. Schlussendlich erscheinen die Saturnalien des Macrobius bemerkenswert, in denen tatsächlich von Kulthandlungen, heidnischen Priesterämtern oder auch der vorgeblichen Herkunft des Hercules gesprochen wird. Die axiomatisch von E. ausgesprochene Interpretation, dies sei trotzdem nichts anderes als ein Gelehrtengespräch, in dem die Bildung im Vordergrund gestanden habe, verkennt das Potential des Textes zur Frage eines paganen Bewusstseins und entsprechender Identität im frühen 5. Jh. n. Chr.

In der Frage der Funktion der Herculesfigur in der kaiserlichen Repräsentation wiederholen sich die konzeptionellen Schwierigkeiten der Arbeit¹⁹. Anstatt etwa die Panegyrik als literarisches Genre zu betrachten und deren Besonderheiten zu berücksichtigen, werden bestimmte Aspekte der Lobreden wörtlicher genommen als dies geboten wäre. Ein typisches Merkmal spätantiker Lobreden stellt die proklamierte Abkunft des Geehrten von Göttern und Heroen dar. Wenn etwa Maximian als Abkömmling des Hercules dargestellt wird, dann ist daraus noch keine ‚theokratische‘ oder gar dezidiert religiös-sakrale Herrschaftslegitimation abzuleiten. Die göttliche Herkunft wird bei Lobreden dann eingesetzt, wenn es keine besonders edle Herkunft zu betonen gibt, und dies gilt nicht nur für Kaiser, sondern auch etwa für zivile Amtsträger. Als Neugründer einer neuen Herrschaftsordnung konnten Diokletian und Maximian nicht auf eine vornehme Familie verweisen, sondern legitimierten ihre Herrschaft über die Proklamierung göttlichen Beistandes und entspre-

¹⁸ Vgl. Kovacs a.O. (Anm. 6) 245f.

¹⁹ Dies betrifft auch den Umgang mit problematischen Begriffen wie „Selbstdarstellung“ oder „Propaganda“ auf Münzen. Letzteren umreisst sie zwar kurz auf S. 158 Anm. 9, aber es ist nicht verständlich, weshalb sie die grundlegenden Beiträge zur Problematisierung und Reflektierung entsprechender Begriffe von M. Bergmann, *Repräsentation*, in: A. Borbein/T. Hölscher/P. Zanker (Hgg.), *Klassische Archäologie. Eine Einführung* (Berlin 2000) 166-188 sowie G. Weber/M. Zimmermann, *Propaganda, Selbstdarstellung und Repräsentation. Die Leitbegriffe des Kolloquiums in der Forschung zur frühen Kaiserzeit*, in: G. Weber/M. Zimmermann (Hgg.), *Propaganda – Selbstdarstellung – Repräsentation im römischen Kaiserreich des 1. Jhs. n. Chr.*, *Historia Einzelschriften* 164 (Stuttgart 2003) 11-40 nicht heranzieht oder zumindest kurz diskutiert. Insbesondere der Propagandabegriff bietet in Anbetracht seiner potentiell missverständlichen Assoziationen kaum einen heuristischen Nutzen.

chender Eigenschaften, die sie im Felde bereits als kampferprobte Offiziere aus dem ebenfalls in zahlreichen Münzbildern gefeierten illyrischen Heer (verdeutlicht durch die häufig auftretende Reverslegende *virtus exercitu illyrici*) nachgewiesen hatten. Die Unterteilung zwischen den Iovii (den ‚iowischen‘) sowie den Herculii (den ‚herculischen‘) schuf gleichzeitig eine rangdeterminierende Ordnung und festigte das Herrschaftssystem auch strukturell. Aufgrund dieser engen Verknüpfung des Götterbezuges mit der spezifischen Gestalt des von Diokletian und Maximian eingeführten Herrschaftssystems verzichtete Konstantin der Große spätestens ab 311 n. Chr. auf die Eingliederung in das entsprechende System und konstruierte über seinen Vater Constantius, seinen vorgeblichen Großvater Claudius Gothicus und den Sonnengott als neuen *comes* eine diametral entgegengesetzte Abstammungs- und Legitimationslinie, die insbesondere den Sinn erfüllte, sich politisch und ideologisch von den Tetrarchen zu emanzipieren. Eine daraus möglicherweise zu folgernde „Sonnentheologie“ lässt sich bei Konstantin den Großen trotz entsprechender Tendenzen in der Forschung kaum nachweisen. Auch die These, Hercules sei in den Münzbildern sowie in tetrarchischen Panegyriken eine Figur mit „heidnisch-religiösen“ Aspekten, wird von ihr nicht entwickelt und argumentativ untermauert, sondern zu Beginn vorausgesetzt und schließlich als Ergebnis präsentiert (S. 255).

Behauptet man wie E. in Anknüpfung an Clauss oder Kolb, dass es sich hier um ein dezidiert sakrales Gottkönigtum gehandelt habe, verkennt man einerseits die literarische Qualität der entsprechenden Quellen bzw. der panegyrischen Rhetorik sowie die von zahlreichen Legitimationsmechanismen und -strategien der hier aber nicht systematisch einbezogenen Usurpationen des 3. Jhs. n. Chr.²⁰ und macht sich damit andererseits unterbewusst die christliche Apologie des Lactanz zu eigen. Gerade dieser hebt den Umgang mit Göttern von seiten der Kaiser auf eine dezidiert religiöse Ebene, weil er Gott und Christus als theologische Gegenentwürfe zur Vielgötterei der Kaiser aufbaut. Die Diskrepanz zwischen den einleitenden Zeilen zur Tetrarchie bei E. steht indes auch in bemerkenswertem Kontrast zu ihrer Auswertung. Während sie sich zunächst an die entsprechenden, wirkmächtig erscheinenden Begriffe des *praesens Deus*, der „Sakralität“, „Theologie“ oder gar des Gottesgnadentums bedient, wird in ihrer Beschreibung der Quellen etwas anderes deutlicher: die Vergleiche mit Hercules und Jupiter dienen einerseits der Proklamierung der Eigenschaften der Tetrarchen, ihrer Einigkeit innerhalb eines festen Systems und der Garantierung der wiederhergestellten Reichseinheit. Echte theologische Aspekte finden sich, wie übrigens auch in analoger Anknüpfung an die Frage theomor-

²⁰ Darunter fällt auch ihre Erörterung der kaiserlichen Legitimation des Postumus, der sie gleichsam dezidiert theologische Aspekte beimisst.

pher Herrscherrepräsentation in der Kaiserzeit²¹, kaum, und die Arbeit hätte sehr davon profitiert, sich in diesem Punkt kritischer zu äußern. Auf diese Weise wäre auch ein unsicherer Umgang mit einigen Terminologien vermieden worden. Postumus etwa wird mit Hercules ‚assimiliert‘ (S. 167) oder ‚identifiziert‘. Was bedeutet dies konkret? Das Münzporträt des Postumus hat kaum signifikante Ähnlichkeiten mit einem Herculeskopf, und auch inhaltlich unterscheidet sich der Umgang des Postumus mit Göttern kaum von anderen Kaisern. Wichtig wäre gewesen, die jeweiligen konkreten Ausprägungen der Bezugnahmen zu präzisieren und jeweils einzeln zu charakterisieren. Was bedeutet es etwa, wenn Maximian das Löwenfell des Hercules auf Münzporträts trägt? In welchem Verhältnis steht dies inhaltlich zur bis Konstantin nachweisbaren Angewohnheit, Götter als *comites* zu inszenieren? Exakt diese unterschiedlichen Formen der Aneignung der Herculesfigur hätten separat und systematisch auf ihre jeweiligen Qualitäten und Aussagepotentiale hin untersucht werden können.

Im letzten Teil der Arbeit werden schließlich mögliche Kontinuitäten des Kultbetriebes für Hercules im 4. und 5. Jh., die möglichen Überführungen von Bildwerken aus Kultzusammenhängen in profane Kontexte sowie generell die Frage einer vermeintlichen heidnischen Reaktion im späten 4. Jh. und eine mögliche Rolle der Herculesfigur darin untersucht. E. hebt dabei zu Recht hervor, dass ältere Statuen mythologischer Figuren in der Spätantike oft in neuen, dezidiert profanen Zusammenhängen wieder errichtet werden konnten. Fehl geht E. aber wohl in der Annahme, dass die Formulierung *de sordentibus locis*, wie bei zwei von ihr angeführten Statuenbasen aus Cherchel und Ostia, darauf hinweise, dass die entsprechende Statue aus einem kultischen Kontext stamme (S. 276). Wie einige andere Formulierungen dieser Art beschreibt dies aber wohl eher den Vorgang der erfolgreichen Bergung und der Neuinszenierung wertvoller Bildwerke aus ruinösen oder verlassenen Gebäuden²², und weniger die Entfernung aus einem dezidiert religiös-paganen Zusammenhang.

²¹ Nicht berücksichtigt wurde die für ihre Fragestellung in diesem Punkt wichtige Arbeit von M. Bergmann, *Die Strahlen der Herrscher. Theomorphes Herrscherbild und politische Symbolik im Hellenismus und in der römischen Kaiserzeit* (Mainz 1998). Die mitunter lückenhafte Kenntnis archäologischer Publikationen setzt sich auch im Falle des Konstantinsbogens fort. Weshalb wird nicht der maßgebliche Aufsatz von J. Rohmann, *Die spätantiken Kaiserporträts am Konstantinsbogen in Rom*, RM 105, 1998, 259-282 zitiert, wenn es um die Benennung der Tetrarchenporträts auf den hadrianischen Tondi geht, oder der Beitrag von P. Liverani, *Reimpiego senza ideologia. La lettura antica degli spolia dall'arco di Costantino all'età carolingia*, RM 111, 2004, 383-434, der die Frage der Wiederverwendung, durchaus kontrovers, thematisiert? Die Beispiele hierzu ließen sich zu anderen von E. besprochenen Monumenten leicht vermehren.

²² So auch für die Basis aus Cherchel (CIL VIII 20963) in diesem Sinne u.a. (nicht hinzugezogen von E.) T. Pékary, *Imago res mortua est. Untersuchungen zur Ablehnung der bildenden Künste in der Antike* (Stuttgart 2002) 190 sowie A. Leone, *The End of the Pagan City*.

Für die Frage einer möglichen Persistenz von Kulturen für Hercules konstatiert E., dass in Rom spätestens ab dem frühen 5. Jh. nicht mehr von einer weiteren Präsenz entsprechender Kulte auszugehen sei, und das Interesse daran nur noch rein literarischen und bildungsspezifischen Aspekten geschuldet war. Auffällig ist der punktuell widersprüchliche und verwirrende Umgang mit christlichen Quellen, die etwa im 5. Jh. pagane Kultpraktiken bezeugen. Einerseits dienen diese entweder dazu, um herauszustellen, der jeweilige christliche Autor habe dies erfunden, um die christlichen Verteidiger des Glaubens umso heller im Kampf gegen den Unglauben dastehen zu lassen, wodurch der Schluss gezogen wird, dass es in Wahrheit gar keinen Kult mehr gegeben hätte (S. 272). Andererseits wird diese Sicht relativiert (etwa S. 283), indem Augustinus, der seinerseits entsprechende Interessen verfolgte, in diesem Fall geglaubt wird, wenn dieser davon kündigt, dass einige Leute auch nach den theodosianischen Edikten (die an anderer Stelle von E. in ihrer Durchsetzung sehr ernst genommen werden) noch in Kulturen engagiert waren. Da die jeweiligen Kriterien der Textauslegung nicht genannt oder diskutiert werden, fragt man sich irritiert, ob hier Quellen nicht jeweils so ausgelegt werden, wie sie in das jeweilige Interpretationsmuster passen. So wird die Persistenz des Herculeskults in Sufes in Nordafrika als isolierte Ausnahme betrachtet, oder in den Provinzen gar mit der Abgelegenheit der Regionen erklärt. Wichtig wäre es aber hier gewesen, insbesondere Griechenland bzw. Athen zu berücksichtigen, wo sich nicht nur deutliche archäologische Evidenzen für eine auch öffentlich proklamierte Kontinuität der alten Kulte aufzeigen lassen, sondern wo sich tatsächlich auch im Selbstverständnis und in der Selbstbehauptung der lokalen Eliten eine dezidiert propagane und auch punktuell antichristliche Haltung fassen lässt²³, die von zivilen Amtsträgern aus den Reichszentren respektiert, offen unterstützt, punktuell aber auch (erfolglos) bekämpft wurde²⁴. Erst die Schließung der

Religion, Economy, and Urbanism in Late Antique North Africa (Oxford 2013) 128 Anm. 23 mit entsprechenden weiteren Bezeichnungen verlassener bzw. ruinöser Orte. Man fragt sich als Leser, weshalb solche Interpretationen nicht als Ergebnis von kurzen, abwägenden Diskussionen, sondern ohne weitere Erläuterung der Problematik solcher Formulierungen als geradezu selbstevident präsentiert werden. Noch verwirrender ist der Umstand, dass sie ihre eigene These, die sie auf C. Lepelley stützt, auf S. 277 in einer Anmerkung (!) wieder relativiert. Dass es sich jedenfalls bei den *sordientia loca* um Heiligtümer oder Tempel handeln soll, ist abgesehen davon, dass sie dafür kein positives Argument anführt, kaum wahrscheinlich, denn diese wurden soweit möglich im 4. und punktuell noch im 5. Jh. n. Chr. instandgehalten, und waren durchaus ansprechend gestaltete Orte, auch dann noch, wenn der Kultbetrieb dort schon längst eingestellt war.

²³ Hierzu Kovacs a.O. (Anm. 6) 163-188.

²⁴ Übergreifend zu dieser Problematik E. Meyer-Zwiffelhofer, *Mala desidia iudicum? Zur Rolle der Provinzstatthalter bei der Unterdrückung paganer Kulte (von Constantin bis Theodosius II.)*, in: J. Hahn (Hg.), *Spätantiker Staat und religiöser Konflikt. Imperiale und lokale Verwaltung und die Gewalt gegen Heiligtümer*, Millennium-Studien 34 (Berlin 2011) 93-132.

Akademie durch Justinian 529 n. Chr. und die Ausweisung der letzten aktiven Philosophen wie Damaskios bewirkten hier offenbar ein endgültiges Ende.

Die bereits angesprochene starke Anlehnung an die Thesen Camerons findet sich schließlich auch in der Diskussion der vermeintlichen Rolle der Herculesfigur in der Erhebung des Eugenius. Da die beiden bislang herangezogenen Indizien für eine dezidiert proheidnische Politik des Eugenius, ein vermeintlicher Tempelbau in Ostia sowie das bei Theoderet beschriebene Bild des Hercules in den Reihen des Heeres des Eugenius bei der Schlacht am Frigidus, nicht eindeutig in diesem Sinne interpretiert werden können²⁵, müsse die These aufgegeben werden, es habe sich um eine konzertierte Erhebung der antichristlichen Strömungen gehandelt. Unzulässig erscheint mir die aus der Luft gegriffene Spekulation, Theodoret habe das entsprechende Herculesbild (ein Feldzeichen?) gar erfunden, um den Anschein eines Religionskampfes beim Leser zu wecken. Tatsächlich bleibt sie ferner, wie zuvor schon Cameron, eine Erklärung dafür schuldig, weshalb sich dann eine Fülle von dezidiert paganen, und zuvor einflussreichen Senatoren auf die Seite des Eugenius schlugen, der zwar ebenfalls Christ war, aber vielleicht nicht in gleichem Sinne repressiv erschien wie der Kaiser in Konstantinopel²⁶. Denn die in den 370/80er Jahren intensivierte Einschränkung der Religionsausübung für die höchsten Amtsträger der ewigen Stadt, die sich im Streit um den Victoriaaltar vor der Kurie im Jahr 384 entzündete, stellt einen ersten Höhepunkt einer Reihe von weiteren Repressionen dar, die vom Kaiser geduldet oder gedeckt wurden, wie etwa die gewaltsame Schließung eines Mithräums mit der Zerstörung des statuatischen Schmucks im Jahr 377 durch Furius Maecius Gracchus²⁷, die Streichung finanzieller Zuwendungen an die zuvor staatlichen Kulte 382²⁸, die Umstände der Demission des Q. Aurelius Symmachus als *praefectus urbi*, bis hin zu den Edikten des Theodosius, der die Durchführung der Kulte schließlich untersagte. Dass hierbei ein beträchtlicher Teil der alten senatorischen Elite, von denen einige mitunter offen als Anhänger der alten Götter auftraten und als Aus-

²⁵ Die betreffende Bauinschrift, in der neben Eugenius auch Theodosius und Arcadius genannt werden, erwähnt eine *cella Herculis*, die nicht mit einem Tempelbau in Verbindung gebracht werden kann. Man fragt sich in diesem Zusammenhang, weshalb E. hier seitenweise die Argumentation Camerons referiert anstatt nur darauf zu verweisen?

²⁶ Eine Analogie findet sich auch in der Erhebung des Magnentius 350 n. Chr., der ebenfalls Christ war, jedoch den nichtchristlichen Senatoren in Rom offenbar eine heidenfreundlichere Politik anbot, die jedoch ihrerseits auf Widerstand traf und die Usurpation des Nepotianus provozierte. Vgl. hierzu mit den Zeugnissen K. Ehling, Die Erhebung des Nepotianus in Rom im Juni 350 n. Chr. und sein Programm der *urbs Roma christiana*, GFA 4, 2001, 141-158 (<https://gfa.gbv.de/dr,gfa,004,2001,a,07.pdf>).

²⁷ Hier. epist. 107,2. Hierzu Kovacs a.O. (Anm. 6) 127.

²⁸ Symm. rel. 3,11-15 sowie Cod. Theod. 16,10,20 (415 n. Chr.).

druck dafür ihre Priesterschaften auf Statuenbasen anbringen ließen²⁹, ggf. eine Bedrohung für ihre kulturelle und religiöse Identität sahen und, dass dies zumindest *ein* Grund gewesen sein kann, sich dem Usurpator so bereitwillig anzuschließen, lässt sich angesichts des Quellenmaterials nicht bestreiten³⁰. Das zunehmend repressiver werdende religiöse Klima wird den Zeitgenossen kaum verborgen geblieben sein, so dass man von Modellen ausgehen müsste, welche zumindest eine Schärfung oder gar erst eine Entstehung einer dezidiert paganen Identität in Abgrenzung zum Christentum während des späten 4. Jhs. berücksichtigt³¹. Gerade in dieser besonderen Konstellation zwischen offenem Konflikt, steigenden Selbstbehauptungsdynamiken und der allmählichen Durchsetzung einer neuen Religion, die in das Traditionsgefüge einer elitären Kultur eingefügt werden musste, eröffnet sich das Potential für eine Analyse mythologischer Bilder aus dieser Zeit.

Eine abwägende, differenzierte Diskussion dieser Positionen hätte einerseits mehr Licht auf diese Erhebung und ihren kulturellen und politischen Implikationen geworfen, andererseits noch einmal den Weg für ein Verständnis für die Frage eröffnet, wie sich in einem offenbar multireligiösen Heer, in dem auch aufgrund überkommener Traditionen auf Feldzeichen pagane Götterbilder präsent blieben, der Stellenwert und die Funktionen von Götterbildern veränderte. Daraus folgt, dass die Frage nach einer ‚heidnischen Reaktion‘ in diesem Zusammenhang falsch gestellt ist, denn es geht E. doch eher darum, wie mythologische Bilder, d.h. hier Darstellungen des Hercules, in diesen Zusammenhängen funktionieren konnten. Die Präsenz der Bilder in den Realia steht

²⁹ Und zwar in einer Intensität und Häufigkeit, wie dies zuvor nicht beobachtet werden kann. Es zeichnet sich doch zumindest eine Phase der stärkeren Selbstbehauptung der paganen Identität ab, welche ohne die erstarkende Präsenz des Christentums im Umfeld des Kaisers so wohl nicht nötig gewesen wäre.

³⁰ Dies legt im Übrigen auch das von E. herangezogene Beispiel des Herculesheiligtums von Sufes nahe (S. 274). Dort hatte, nach Augustinus, ein christlicher Mob mit Unterstützung des kaiserlichen Statthalters die Kultstatue im Tempel des Hercules mutwillig beschädigt, nachdem die Priesterschaft offenkundig öffentlich, d.h. wohl im Stadtrat, den Wunsch geäußert hatte, das Kultbild zu verschönern. Ein nichtchristlicher Amtsträger hätte wohl andere Konsequenzen aus dieser Gemengelage gezogen. Das Eintreten eines Amtsträgers für eine bestimmte Seite bedeutete demnach nicht nur in diesem Fall, dass er sich gegen eine gesellschaftliche Gruppe in der Stadt stellte, sondern, dass er damit sehr aktiv Religionspolitik betrieb. Im spätantiken Griechenland gibt es eine Fülle von Belegen für die sehr unterschiedlichen Verhaltensweisen senatorischer Amtsträger in dieser Frage, vgl. als Beispiel das Wirken des Vettius Agorius Praetextatus in Griechenland, der die Wiedereinführung nächtlicher Opfer im Jahre 365 erreichen konnte (Zos. 4,3,3).

³¹ Die 3. Relatio des Symmachus oder Libanios' Rede *pro templis* bieten hierbei eine Fülle von Hinweisen auf die starke Verknüpfung der paganen Götterwelt und ihrer Kulte mit der glorreichen Geschichte und Tradition Roms. Vgl. H.G. Nesselrath (Hg.), Für Religionsfreiheit, Recht und Toleranz. Libanios' Rede für den Erhalt der heidnischen Tempel, SAPERE 18 (Tübingen 2011).

dabei auch in offenkundigem Widerspruch zu Feldzeichendarstellungen auf Münzen des 4. Jhs. Nicht nur, dass mythologische Figuren dort völlig verschwinden, denn seit der Mitte des 4. Jhs. handelt es sich ausnahmslos um das Labarum! Andersherum stellt sich die Frage, wie etwa die nach H. Lauter auf die Keule des Hercules zu beziehenden Säulen des Theodosiusbogens in Konstantinopel zu verstehen sind? E. diskutiert zwar nicht, wer ihrer Ansicht nach den Bau gestiftet hat. Allerdings wird man auch noch im spätantiken Konstantinopel des 4. Jhs. n. Chr. durchaus von einer Ehrung des Kaisers durch den Senat der neuen Hauptstadt ausgehen dürfen. Hat dieses Ehrungsverhältnis etwas mit möglichen visuellen Ausprägungen oder der *Sprache* eines solchen Monumentes zu tun? Diese medialen Unterschiede hätten am Beispiel des Herculesbildes durchaus eine eingehende Analyse gelohnt, denn es entsteht folgerichtig die Frage, weshalb in der kaiserlichen Münzprägung auch allegorisch bzw. paradigmatisch aufgeladene, d.h. nicht vorrangig religiös konnotierte mythologische Bilder offenbar nicht mehr möglich, in der herrscherlichen Panegyrik, die in ihrer Rhetorik durchaus strukturelle Parallelen zu Münzbildern aufweisen kann, oder in den Realia des römischen Heeres hingegen noch völlig opportun waren.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die methodischen und inhaltlichen Probleme der Arbeit nur in eingeschränkter Form einen neuen Blick auf das Phänomen der visuellen und literarischen Präsenz des Hercules in der Spätantike erlauben. In diesem Sinne schließt auch die Arbeit (S. 324): „*Der spätantike Hercules führte die Rollen fort, die er im Laufe der vorangegangenen Jahrhunderte im griechisch-römischen Kulturkreis gespielt hatte.*“ Dieses Ergebnis überrascht nach der Lektüre der Monographie in dieser Plakativität zwar kaum, aber man fragt sich doch, ob nicht ein stärker kontrastierender und vergleichender Blick auf die entsprechenden Zeugnisse der Kaiserzeit und Spätantike und ein methodisch eher auf medienspezifische Fragestellungen ausgerichteter Ansatz tiefergehende Rückschlüsse auf die Aneignung mythologischer Figuren in der Spätantike erlaubt hätte. Nichtsdestotrotz bietet die Dissertation von E. als Grundlage für kommende Forschungen eine Fülle von Möglichkeiten, noch offene Einzelfragen und -probleme zu spezifischen Bildwerken und literarischen Zeugnissen zu bearbeiten.

Dr. Martin Kovacs

SFB 948 „Helden-Heroisierungen-Heroismen“

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

Institut für Archäologische Wissenschaften Abt. für Klassische Archäologie

Fahnenbergplatz

D-79085 Freiburg i. Br.

E-Mail: martin.kovacs@sfb948.uni-freiburg.de

Andrea BABBI u.a. (Hgg.), The Mediterranean Mirror. RGZM – Tagungen Bd. 20. Regensburg: Schnell und Steiner 2015, 336 S., 52 s/w-Abb, 34 farb. Abb.

Die vielfältigen kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen antiker Kulturen im Mittelmeerraum des 2. und 1. vorchristlichen Jahrtausends stehen im Fokus zahlreicher Forschungsbereiche und Publikationen der letzten Jahrzehnte. Der vorliegende Tagungsband – dem Andenken des Levante-Spezialisten Glenn E. Markoe gewidmet – ist chronologisch auf eine Periode gerichtet, die nach dem globalen Zusammenbruch der Mittelmeerkulturen in der Späten Bronzezeit als „rise of Iron Age Cultures“ (S. 111) charakterisiert werden kann und zugleich zu den „most interesting and complicated issues in the history of the Levant“ (S. 111) gehört. Die Ursachen für den Zusammenbruch wurden zuletzt 2014 von Eric H. Cline in seinem mehrfach übersetzten Bestseller *1177 B.C.: The Year Civilization Collapsed* dargelegt. Das zentrale Interesse der Herausgeber ist es, die Vielfalt der Kulturkontakte in der Transformationszeit von 1200 bis 750 v. Chr. genauer zu beleuchten, die aufgrund der Absenz von Schriftzeugnissen gerne auch als „Dunkles Zeitalter“ bezeichnet wird.

Der vorliegende Band ist das Ergebnis einer wissenschaftlichen Tagung, die 2012 in Heidelberg stattgefunden hat. Er enthält 18 Beiträge aus den verschiedenen altertumswissenschaftlichen Disziplinen der Ägyptologie, Vorderasiatischen Archäologie, Klassischen Archäologie/Ägäischen Archäologie und der Ur- und Frühgeschichte. Im Zentrum der Tagung standen die Erkenntnisse rezenter archäologischer Forschungen aus dem gesamten Mittelmeerraum, vom östlichen bis zum westlichen Ende, die in Hinblick auf die komplexen kulturellen Kontakte zwischen 1200 und 750 v. Chr. fächerübergreifend ausgewertet werden sollten. Der Obertitel des Tagungsbandes, „The Mediterranean Mirror“ weist auf die heutigen Gegebenheiten der intensiven Wechselbeziehungen zwischen den Menschen von der Levante im Osten bis zur Iberischen Halbinsel im Westen hin. Wie die Herausgeber in ihrem Vorwort festhalten, verdeutlichen die rezenten Ereignisse des Arabischen Frühlings nur allzu gut die Reihe knapp aufeinander folgender politischer und sozialer Veränderungen im Mittelmeerraum mit ihren anhaltenden Nachwirkungen.

Unter den Autoren findet sich eine gute Mischung aus etablierten Forschern und Nachwuchswissenschaftlern aus dem In- und Ausland. Sie bieten neben Detailuntersuchungen sehr informative Überblicksdarstellungen (z.B. Jansen-Winkeln zu den historischen und archäologischen ägyptischen Quellen) mit einer Rückschau auf die jeweilige Wissenschaftsgeschichte im Verbund mit Neuergebnissen ihrer aktuellen Forschung (siehe etwa Sherrat zu Zypern im

Schnittpunkt verschiedener altertumswissenschaftlicher Disziplinen, die teils zu einer einseitig verzerrten Darstellung historischer Ereignisse, wie den Seevölkersturm, geführt hat, oder die Beiträge von Arruda und Rodríguez González zur Bewertung der weitgehend unbekannten archäologischen Funde der Späten Bronze- und Eisenzeit von der südwestlichen Iberischen Halbinsel).

Der Tagungsband ist grob in sechs Teile untergliedert, welche – abgesehen von einem einleitenden Beitrag mit grundsätzlichen Überlegungen zur Bedeutung theoretischer Ansätze und Paradigmen – v.a. geographisch angeordnet sind. Dabei ist fast der gesamte Mittelmeerraum von Ägypten, über den Vorderen Orient (d.h. die Küstenregion der Levante), Zypern, von der Ägäis, der italienischen Halbinsel und Sardinien bis hin zu den Balearen abgedeckt. Lediglich der geographisch verbindende Bereich zwischen der Levante und dem Westen, Kleinasien bzw. Anatolien, wurde aus nicht nachvollziehbaren Gründen zur Gänze ausgespart. Ergänzend kann hier z.B. der von Stampolidis et al. herausgegebene sehr umfangreiche Tagungsband *Nostoi. Indigenous Culture, Migration and Integration in the Aegean Islands and Western Anatolia during the Late Bronze and Early Iron Age*, Istanbul 2014 herangezogen werden, der die Kontakte zwischen Griechenland und Anatolien während des Dunklen Zeitalters in den Fokus rückt. Verstärkte Forschungen in den letzten Jahren in Kilikien, der Schnittstelle zwischen Nordsyrien, der Levante, Zypern und dem Hochland Anatoliens versprechen die Kulturkontakte hin zur Levante und darüber hinaus genauer zu umreißen. Dazu sei etwa auch auf den von Venturi herausgegebenen Tagungsband *Societies in Transition, Evolutionary Processes in the Northern Levant between Late Bronze Age II and Early Iron Age*, Bologna 2010 verwiesen.

Die sehr ausführliche Einleitung der vier Herausgeber Babbi, Bubenheimer-Erhardt, Marín-Aguilera und Mühl mit einer stichworthaltigen Übersicht der sich verändernden politischen und damit einhergehenden wirtschaftlichen Strukturen in den einzelnen behandelten geographischen Einheiten ist für den Einstieg der Leserschaft äußerst nützlich. Deutlich wird, dass die Charakterisierung der Zeit zwischen 1200 und 750 v. Chr. als dunkle Periode einer übergreifenden Rezession aufgrund der zahlreichen archäologischen Neuerkenntnisse überholt ist: Dazu zählen zentrale Themenbereiche, wie die sich verändernden Siedlungsmuster und die Dezentralisierung, Formen des Urbanismus (z.B. zu Kition auf Zypern von Georgiou oder Tel Dor in Israel von Gilboa et al.), die demographische Mobilität oder auch das Auftreten neuer Technologien zu Beginn der Eisenzeit (vgl. hierzu etwa die Diskussion von Brysbaert und Vetters zu den Metallarbeiten im östlichen Mittelmeerraum anhand der Funde aus Tiryns unter Berücksichtigung von theoretischen Konzepten, wie „multiple chaînes opératoires“ und „cross-craft interaction“). Wie die Verteilung bestimmter Arte-

faktgruppen (zur mykenischen Schmucktechnologie und -motivik sowie der Kontinuität von spezialisierten Handwerkern siehe den Beitrag von Konstantinidi-Syvridi), Keramik oder architektonische Merkmale verdeutlichen, standen alle Gebiete des Mittelmeerraumes über ineinander verzahnte regionale Netzwerke stets miteinander im Kontakt. Exemplarisch sei hier auf den Beitrag von Gilboa et al. zur Hafenstadt Tel Dor und ihren regionalen und überregionalen Beziehungen anhand von diversen Leittypen lokaler und Importkeramik verwiesen, der zahlreiche wertvolle Beobachtungen zu den Veränderungen der Handels- und Austauschbeziehungen nach dem Ende der Spätbronzezeit in der Kontaktzone Levante enthält.

Die Interaktionen zwischen den Individuen, Gruppen und sozialen Systemen werden im Lichte der Netzwerktheorie betrachtet, wobei die Begriffe „intentional hybridity“, „cultural entanglement“, „polyhedric identities“ oder auch Neologismen wie „glocalization“ berücksichtigt werden. Diese Begriffe dienen der multiperspektiven Betrachtungsweise kultureller Kontakte und der Sensibilisierung für verschiedene Erklärungsmodelle, die primär aus der archäologischen Evidenz abgeleitet werden. Neben den Beobachtungen zu den überregionalen Gemeinsamkeiten sind auch jene zu den lokalen Gegebenheiten und deren Reaktion auf politische Veränderungen von Interesse, wie etwa der Beitrag von Jansen-Winkeln anhand des Beispiels zur Transkulturalität Ägyptens unter libyscher Herrschaft demonstriert. Wie die archäologische und schriftliche Evidenz unter verschiedenen methodischen Gesichtspunkten und theoretischen Modellen aus Historikerkreisen seit Beginn des 20. Jhs. ausgewertet wurde, diskutiert Panagiotopoulos im ersten Beitrag dieses Bandes, der zugleich einen hervorragenden übergreifenden Einstieg in die Tagungsthematik bietet. Nachdem Panagiotopoulos insbesondere die zwei einflussreichen, paradigmatischen Arbeiten von Braudel, *La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philippe II.*, Paris 1949 und Horden/Purcell, *The Corrupting Sea*, Oxford 2000 mit der Charakterisierung des Mittelmeerraumes aus anthropologischer Perspektive erörtert, stellt er die durchaus provokative Frage „Do we really need theory?“ für das Verständnis der soziopolitischen Phänomene im Mittelmeerraum. Mit seiner kritischen Bewertung theoretischer Konstruktionen als „powerful methodological instruments“ (S. 29) betont er die Notwendigkeit der Ausgewogenheit des Studiums und der Auswertung der Primärquellen im Verbund mit der gewissenhaften rationalen Anwendung von theoretischen Erklärungsmodellen. Sherrat geht in ihrem Beitrag zur Rolle Zyperns in der Transformationszeit unter dem Blickwinkel verschiedener wissenschaftstheoretischer Strömungen noch weiter, indem sie dafür plädiert, (wieder) die Erarbeitung der soliden Materialbasis, d.h. die Verknüpfung von archäologischem Material mit historisch-politischen Ereignissen, in den Vordergrund der Forschung zu stel-

len. Exemplarisch kann hier der höchst informative Beitrag von Jansen-Winkel mit der Zusammenstellung der wahrnehmbaren kulturellen Veränderungen in Ägypten im Zuge des politischen Umbruchs nach 1200 und der negativen archäologischen Evidenz für die Libyer genannt werden, die wohl schon ab 1100 nach der 20. Dynastie als lokale Herrscher Ägypten regierten. Erst das Verständnis der mikroregionalen Ebene sowie die Zusammenführung der verschiedenen *area studies* mit ihren distinkten Wissenschaftstraditionen helfen uns, die Prozesse des als Netzwerk charakterisierten Mittelmeerraumes besser zu begreifen.

Eine umfassende chronologische Tabelle des behandelten Zeitraumes zu Beginn des Tagungsbandes wäre für eine möglichst rasche Einordnung und Zusammenführung der verwendeten regionalen archäologischen Schichten- und historischen Periodenbegriffe der verschiedenen Disziplinen bzw. geographischen Bereiche für die Leser hilfreich gewesen. Nicht zuletzt haben die in diesem Band dargestellten verfeinerten (lokalen) chrono-typologischen Einordnungen von Keramikfunden zur Neubewertung von Beziehungen geführt (vgl. den Beitrag von Betelli). Bei einem so interdisziplinären Tagungsband mit einer breiten Leserschaft empfiehlt sich auch die Bereitstellung von Indices, welche die Zusammenführung der zentralen, gemeinsamen Themen und Ergebnisse oder die konkret behandelten Fundorte verdeutlichen. Die Einleitung der Herausgeber resümiert jedoch die heterogenen methodischen Zugänge und zahlreichen Einzel- und Neuerkenntnisse der nach Regionen sortierten Beiträge.

Das ansprechende Format der Reihe RGZM – Tagungen mit seiner hervorragenden Druckqualität und ausgewogenen Farbdarstellung für die Abbildung wichtiger Fundgegenstände ergänzen den konzeptionell und inhaltlich gelungenen Tagungsband. Mit seinen zahlreichen analytischen Neubeobachtungen und -bewertungen der sich aufgrund der allgemeinen politischen Reorganisation verändernden wechselseitigen Beziehungen der Regionen im Mittelmeerraum darf er gewiss als Grundlage zukünftiger Forschungen verstanden werden.

Prof. Dr. Regine Pruzsinszky
Institut für Archäologische Wissenschaften
Abt. Altorientalische Philologie
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Platz der Universität 3
D-79085 Freiburg i.Br.
E-Mail: regine.pruzinszky@orient.uni-freiburg.de

Marco LADEWIG, Rom – Die antike Seerepublik. Untersuchungen zur Thalassokratie der *res publica populi romani* von den Anfängen bis zur Begründung des Principat. Potsdamer Altertumswissenschaftliche Beiträge Bd. 48. Stuttgart: Franz Steiner 2014, 373 S., 17 s/w-Abb.

Die Seerüstung der römischen Republik ist ein Aspekt der imperialen Entwicklung, der lange Zeit vernachlässigt wurde und erst in den zurückliegenden Jahren stärkere Aufmerksamkeit erfahren hat. Diese zögerliche Erforschung maritimer Rüstung liegt auch darin begründet, dass die Republik kein gleichmäßiges Engagement zur See an den Tag legte und die Phasen einer besonders starken maritimen Orientierung – vor allem im Ersten Punischen Krieg – nicht selten eine besonders schwierige Quellenlage aufweisen.

Diese Probleme möchte nun der Autor aufnehmen und einer umfassenden konzeptionellen Lösung zuführen, indem er schon programmatisch im Titel die Seerüstung als zentralen Aspekt der Politik der römischen Republik kennzeichnet. Auf der Basis dieser Grundüberzeugung hat er offensichtlich auch die Entscheidung getroffen, keinen chronologischen Abriss der römischen Seerüstung zu geben, sondern eine strukturelle Gliederung für die Aufarbeitung des Stoffes zu wählen, indem einzelne Aspekte des Themas über gut drei Jahrhunderte (von ca. 330 bis 30 v. Chr.) jenseits der situativen Konditionierung zusammenfassend dargestellt werden.

Das Buch gliedert sich in sechs Hauptkapitel, die auf eine Einführung in den Gegenstand und die Forschungskonstellation folgen. Im ersten Hauptkapitel gibt der Autor einen Überblick über die ‚Genese der römischen Thalassokratie‘ (23-91). In diesem Rahmen werden alle Regionen des Mittelmeeres – beginnend im Westen und fortschreitend nach Osten – danach untersucht, ab wann die Römer dort maritim aktiv waren und wie sich diese Aktivitäten chronologisch entwickelten. Danach wird die Integration einzelner großer Inseln in den römischen Kosmos ins Blickfeld genommen. Da dies alles regional eher kleinteilig erfolgt, muss der Leser eine hohe chronologische Kompetenz in der Geschichte der römischen Republik besitzen, um den Ausführungen angemessen folgen zu können; ein Beispiel: Nach der Darstellung der römischen Interventionen in der Ägäis zwischen 200 und 167 v. Chr. geht die Rekonstruktion ohne Übergang im Adriaraum chronologisch auf die Zeit um 228 v. Chr. zurück (61), so dass die Mächtekonstellation im betreffenden Abschnitt eine völlig andere ist, als diejenige wenige Zeilen zuvor. Ein Leser, der keine klare Orientierung in diesem historischen Kontext besitzt, hat kaum eine Chance, das Dargestellte zu

verstehen. Diese Schwierigkeit setzt sich in den folgenden Kapiteln fort. Ein Werk, das auch eine einführende Komponente besitzen möchte, liegt also nicht vor.

Nach diesem Überblick wechselt die Darstellung zu einer Übersicht der staatlichen Kommandostrukturen. Ausgehend von konsularischen Kommandeuren über Prätores kommt der Autor zu *legati* und Promagistraten als Flottenbefehlshaber (93-164). Abschließend werden Privatleute als Kommandeure beleuchtet. Auch hier sollte der Leser bereit sein, bei den Unterkapiteln flexibel zwischen den Ereignisebenen zu wechseln. Ein summarischer Abschnitt zu den ‚kultischen‘ und ‚pekuniären‘ Komponenten des Seekommandos beschließt das Kapitel. Eine Begründung für diese kontrastive Zusammenstellung beider Aspekte und deren Anbindung an das Kernthema des Kapitels wird allerdings nicht gegeben.

Anschließend folgt das Buch dann überraschend einem chronologischen Ansatz, in dem die maritimen Aktivitäten während der Bürgerkriege beginnend mit Sulla bis Augustus dargestellt werden (165-241). Da die Abläufe der terrestrischen Kriegsführung kaum Eingang finden, bleibt auch hier der Überblick insular. Auch geht der Autor nicht auf die in diese Epoche fallenden Piratenkriege des Pompeius ein, was die richtige Einschätzung des Verlaufs des späteren Bürgerkrieges mit Caesar erschwert.

Von der Seerüstung des Augustus wird der Leser im folgenden Kapitel wieder unvermittelt ins Jahr 260 v. Chr. zum Seetriumph des Duilius zurückgeführt, da nun eine Übersicht über diese Form des militärischen Siegesrituals gegeben wird, das vor allem im dritten und zweiten Jh. v. Chr. durchgeführt wurde (243-266). In einem weiteren eher kurzen Kapitel werden anschließend die ‚steinernen Monumente der Thalassokratie‘ beleuchtet (267-298). Darunter subsumiert der Autor Siegesmonumente, Tempel für Meeresgottheiten, aber auch die Ausstattung privater Villen. Im letzten thematischen Kapitel widmet das Werk sich dem römischen Überseehandel und dessen möglichen Bezügen zur römischen Seepolitik (299-327).

Das vorliegende Buch abschließend zu bewerten ist nicht leicht. Einerseits hat der Autor eine enorme Materialfülle aufgearbeitet und dabei wichtige Aspekte der römischen Expansion beleuchtet, die bisher eher im Schatten der Forschung standen. Dies ist angesichts des langen Zeitraumes, den er in den Blick nimmt, eine nicht zu unterschätzende Leistung. Gerade bei den Rekonstruktionen der Flottenbewegungen im Krieg gegen die hellenistischen Mächte bekommt die römische Kriegsführung in seiner Darstellung deutlich neue Nuancierungen. Auch die gezielte Würdigung der Seetriumphe kann neue Impulse für unser Bild der Ritualisierung imperialer Erfolge in der römischen Republik geben.

Diesen positiven Aspekten im Detail steht der Aufbau des Buches als Ganzes gegenüber, der den Leser mit fortschreitender Lektüre zunehmend irritiert. Die Darstellung folgt keinem sinnvollen Erzählfluss, sondern besteht aus einem hektischen Springen zwischen den situativen Einzelkonstellationen, die für den nicht intensiv eingearbeiteten Leser schlicht unverständlich sein müssen. Dieser Aufbau ergibt sich aus der allgegenwärtigen Dominanz der Ausgangsthese: Rom war immer eine Seemacht, so dass keine Rekonstruktion einer Entwicklung, sondern nur eine epochenübergreifende Deskription von Strukturen notwendig ist.

Für den Leser ergibt sich daraus aber zunehmend das Gefühl, dass er einer inhaltlichen Selektion folgt, die sich weniger an der historischen Realität als vielmehr an der Intention des Autors orientiert. Als Beispiel sei hier eine Karte zu den römischen Koloniegründungen in Italien genannt (24). Ausdrücklich werden auch latinische Kolonien genannt. Auf der Karte finden sich jedoch nur diejenigen, die am Meer liegen (wie z.B. Ariminum, Firmum und Brundisium). Cremona, Placentia, Bononia, Alba Fucens, Fregellae usw. werden schlicht übergangen. Die Karte zeigt also keinen Überblick über die Koloniegründungen der Republik, sondern nur über die meeresnahen Kolonien. Warum Parma und Mutina als römische Kolonien im Hinterland als einzige aufgenommen wurden, während Lucca fehlt, erschließt sich dem Leser nicht. Eine Begründung für dieses selektive Vorgehen bleibt aus, so dass ein Nutzer des Buches, der keine detaillierten Vorkenntnisse in dieser Materie hat, den irreführenden Eindruck bekommt, die römische Kolonisation hätte sich auf die Küsten konzentriert, während das Hinterland vernachlässigt wurde. Die Tatsache, dass die latinischen Kolonien Copia und Vibo Valentia, deren Gründungsdatum korrekt mit 193 bzw. 192 v. Chr. angegeben wird, als einzige latinischen Kolonien markiert sind, die vor (!) 338 v. Chr. gegründet worden sind, lässt nur den Schluss zu, dass die Karte nach der Erstellung keiner ernsthaften Korrektur unterzogen worden ist.

Ähnliches wiederholt sich auch anderer Stelle im Text. So betont der Autor, dass die Römer nach 87 v. Chr. den ‚verbündeten Seestädten das römische Bürgerrecht‘ gewährt hätten (32). Dies ist zwar nicht falsch, unterschlägt aber die Tatsache, dass alle Bundesgenossen in Italien das Bürgerrecht erhielten. Auf der Basis der Kernthese reduziert die Darstellung auf diese Weise öfters komplexe Entwicklungen auf simple lineare Abläufe. So konstatiert der Autor nach dem Abfall vieler Griechen zu Mithridates VI. 89 v. Chr., dass ‚bald darauf die Einrichtung der Provinz Achaia durch Augustus 27 v. Chr. erfolgte‘ (66). Die Entwicklung von 60 Jahren während der römischen Bürgerkriege scheint für diese Region keine große Bedeutung gehabt zu haben.

Dieses Vorgehen ist mehr als bedauerlich. Der Autor nimmt ein wichtiges Thema der römischen Geschichte auf, das in der Forschung lange Zeit zu wenig beachtet wurde. Die Fähigkeit der Römer, im Bedarfsfall zu einer maritimen Großmacht zu werden, ist in der Tat ein faszinierender Teil ihrer Mobilisierungsfähigkeit militärischer Kapazitäten. Doch das Erstaunlichste an den historischen Abläufen – die enormen zyklischen Schwankungen – übergeht das Buch zugunsten des Entwurfes einer dauerhaften maritimen Orientierung. Warum die Römer nach den punischen Kriegen diese Kapazitäten so dramatisch zurückgefahren haben und den Aufstieg maritimer Sekundärmächte über mehr als 100 Jahre duldeten, erfährt der Leser nicht. Die große Linie im Ausbau der ‚Thalassokratie‘ – ein mehr als problematischer Begriff – wird nicht verlassen und so zeichnet das Buch eine *grand strategy* nach, an deren Ende das mediterrane Seereich Rom steht. Warum gerade Pompeius mit seiner überwältigenden maritimen Dominanz den großen mediterranen Bürgerkrieg verloren hat, muss der Leser allerdings selbst entscheiden. Dieses zwanghaft wirkende Bestreben, aus der römischen Republik ein antikes Venedig zu machen, überzeugt nicht. Im Gegenteil, bei fortschreitender Lektüre wächst der Widerstand des Lesers gegen diese einseitige Ausrichtung und Selektion der Fakten. Die Tatsache, dass in der umfangreichen Bibliographie das wichtige Werk von Christa Steinby (The Roman Republican Navy. From the sixth century to 167 B.C., Tammisaari 2007) fehlt, das die Abläufe deutlich differenzierter darstellt, irritiert zusätzlich.

Schlicht ärgerlich ist der Umstand, dass der Autor bei der Publikation auf jegliches Register verzichtet. In einem Buch, das keiner chronologischen Ordnung folgt, muss der Leser, der spezielle Fragestellungen an das Werk heranträgt, in unglaublich mühsamer Weise relevante Aussagen zu Einzelproblemen suchen. Dies wird er in der Regel nicht tun und so beraubt sich der Autor eines wesentlichen Teils der wissenschaftlichen Rezeption seiner Ideen. Resümierend lässt sich festhalten, dass dem Leser eine materialreiche Studie zur Verfügung steht, die aber äußerst benutzerunfreundlich konzipiert und eine in dieser strikten Form nicht überzeugende Grundthese verfolgt.

Prof. Dr. Bernhard Linke
Ruhr-Universität Bochum
Fakultät für Geschichtswissenschaft
Universitätsstr. 150
D-44801 Bochum
E-Mail: Bernhard.Linke@rub.de

Christiane NOWAK, Bestattungsrituale in Unteritalien vom 5. bis 4. Jh. v. Chr. Überlegungen zur sogenannten Samnitisierung Kampaniens. Italiká Bd. 3. Wiesbaden: Reichert Verlag 2014, 200 S., 26 farb. Abb., 72 s/w-Abb.

In the third volume of the *Italiká* series, Christiane Nowak publishes a slightly reduced version of her PhD thesis.¹ In this study, Nowak addresses changes in the funerary rituals in Campania during the fifth-fourth centuries BC. The presence of belligerent Samnite and related groups, such as Lucanians and Campanians, in Southern Italy is referred to by ancient, mostly Roman, authors such as Strabo and Plinius. Archaeologists have connected these references to changes in burials of the fifth and fourth centuries BC, found throughout Southern Italy. The funerary reorientation included often similar items or practices, such as bronze belts, bronze triple disc breastplates, painted tombs or locally produced ceramics and fibulae – items not usually associated with “normative” Greek funerary behaviour. Hence, many archaeologists’ correlation with the invading barbarian tribes mentioned in the written sources. In this book, Nowak seeks to scrutinise the textual and especially the archaeological evidence, i.e. the tombs of the fifth and fourth centuries BC in Campania and adjacent regions, that are affected by the “Samnitisation” of the region. Her general conclusion proposes that there is no archaeological evidence to support the traditional, text-based scholarly hypothesis of a migration of a Samnite group into the area, which would have replaced previous populations. The argument is structured around eight chapters and a brief summary, a catalogue with find places, a bibliography, and almost 100 images, both colour and black and white.

The first chapter (Einleitung, p. 13-14) introduces traditional perceptions of the fifth century BC, with Southern Italy being war-torn and overrun by barbarian tribes, under whose incentive established burial rites were abandoned and remodelled, to include new objects that reflected their warlike nature, such as weapons, but also painted tombs. Nowak, however, relates this conventional scholarly idea of the existence of primordial, ethnic groups with fixed cultural and behavioural patterns to 19th century Romanticism. Current scientific understanding of ethnicity rejects such notions, and focusses instead on the construc-

¹ See for reviews of the earlier *Italiká* volumes: M. Hörnes, Rez. zu N. Burkhardt, Bestattungssitten zwischen Tradition und Modifikation. Kulturelle Austauschprozesse in den griechischen Kolonien in Unteritalien und Sizilien vom 8. bis zum 5. Jh. v. Chr. *Italiká* Bd. 2. Wiesbaden 2013, GFA 18, 2015 (<https://gfa.gbv.de/dr,gfa,018,2015,r,03.pdf>) and B. Schweizer, Rez. zu E. Thiermann, Capua – Grab und Gemeinschaft. Eine kontextuelle Analyse der Nekropole Fornaci (570 bis 400 v. Chr.). *Italiká* Bd. 1. Wiesbaden 2012, GFA 16, 2013 (<http://gfa.gbv.de/dr,gfa,016,2013,r,45.pdf>).

ted and situational nature of ethnicity as part of a broad range of social identities that individuals subscribe to. As a consequence, Nowak argues that it is necessary to reassess the previous claims of an objective Samnite ethnic group which substituted or culturally influenced Greeks, natives and Etruscans throughout Southern Italy.

The second chapter (*Zielsetzung und Methode*, p. 15) outlines the goals and method adopted in the remainder of the study: a discussion on the problematic nature of the concept “ethnicity” will be followed by an analysis of ethnic attributions in ancient texts and text fragments concerning Campania and the Samnites. Next, the objects that are traditionally seen as “markers” of Samnite ethnic identity will be discussed, a chapter which will be succeeded by the actual discussion of funerary rituals in “Greek” Campania and native settlements in Campania. At the end, an analysis of Greek necropolises on the Ionian coasts, thought to have been involved in Samnitising processes, will, as Nowak proposes, provide additional comparative material.

In this chapter, Nowak clarifies further some methodological choices that have been made in the study: the analytic method adopted is qualitative instead of quantitative, a choice which is reflected in the find catalogue in which a synthesis of finds is collected instead of a complete listing of all find places and contexts.²

The third chapter (*Das methodologische Problem der ethnischen Deutung*, p. 17-18) is dedicated to an examination of the methodological problems regarding traditional ethnic classifications. Adhering to recent sociological understandings of the constructed nature of group identities, such as ethnic identities, Nowak rejects the traditional primordial/essential notions of material culture or fixed behavioural patterns being equal to ethnic identity. Nowak briefly discusses previous archaeological contributions to the study of ethnicity, mainly Sian Jones’ and Stephan Brather’s work.³ Based on the premises outlined in these scholars’ work, Nowak sees reasons to question traditional archaeological perceptions of the Samnites. In line with Brather’s conclusion, she finds it difficult to grasp

² The study does include some quantitative analysis, however, presented as tables and graphs at the end of the book, together with the rest of the images: p. 145-166.

³ S. Jones, *The archaeology of ethnicity. Constructing identities in the past and present* (London 1997); S. Brather, *Ethnische Identitäten als Konstrukte der frühgeschichtlichen Archäologie*, *Germania* 78, 2000, 139-176 and S. Brather, *Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie, Ergänzungsbände zum Reallexicon der Altertumswissenschaften* 42 (Berlin 2004).

the tribes that are mentioned in the ancient texts.⁴ She underlines that the statements about the Samnites, made by ancient writers, need to be understood in their historical context: readers are presented with a constructed alterity instead of insiders' statements. As a result, Nowak claims that written sources are of limited value to understand burials, because the alterity of the sources was not expressed in funerary rites. Therefore, the author argues that it is necessary, in order to understand ethnic identity in burial rites, to assess what function the representation of ethnicity had. Drawing on Bruno d'Agostino's work on funerary ideology, she considers burial as a rite executed with an ideological "filter" of the burying group.⁵

In the fourth chapter (*Ethnifizierende Darstellungsstrategien in der antiken Überlieferung und in modernen Interpretationen*, p. 19-33), the author aims to disentangle ancient representations of ethnicity in Campania, and their modern interpretations. Nowak observes that statements about ethnic groups in Campania appear already in the 6th century BC, and thus predate the supposed Samnite take-over. For example, when Dionysius Halicarnassus discusses the battle of Cuma, he refers to ethnic groups, Greeks versus Etruscans. This is, in Nowak's view, a conscious strategy of ethnic labelling, which in the end serves only one purpose, that is, depicting the Romans as one group and as conquerors of the other Italian peoples.

The presence of Samnites and related tribes, such as Lucanians and Campanians, appears in Strabo. He dates the coming of the Samnites to the times of the earliest Greek colonisation in Southern Italy. Other ancient sources, however, date the Samnites to the fifth century BC. This means that there is no coherent tradition about the Samnites, let alone internal statements about what made them a people. Anticipating her final conclusion, Nowak argues that the Samnitising phenomenon is exclusively known from the written sources, and that there is no archaeological confirmation of the Samnites being a distinct group.

⁴ Brather questions the possibility of defining a people chronologically and geographically in a coherent interdisciplinary way. Every discipline, such as philology, history, archaeology, biology usually addresses an aspect only, such as language, territory, pottery, architecture, bones etc. without attempting to address the entire complexity of ethnicity. Cf. Nowak on p. 17, referring to S. Brather, *Ethnische Identitäten als Konstrukte der frühgeschichtlichen Archäologie*, *Germania* 78, 2000, 139-176 esp. p. 164.

⁵ Nowak refers to d'Agostino 2000, but the reference is missing in the bibliography. It is unclear which of d'Agostino's contributions Nowak is referring to: d'Agostino's main contribution to theoretical funerary ideology would be: B. d'Agostino, *Società dei vivi, comunità dei morti. Un rapporto difficile*, *Dialoghi di Archeologia* III, 3, 1985, 47-58.

The sack of Capua and Kyme, at the hand of the Samnites, in the late fifth century BC occupies a central place in the historiography on the Samnites. However, Nowak points out that there is no archaeological evidence for a take-over by another ethnic group. Instead, she proposes to see the references to other ethnic groups as implying social strife, stasis and political unrest.

Additionally, Samnite wars in Southern Italy are mentioned in several written texts. Nowak correlates these references to changes in the ethnic representations of the populations of Southern Italy in the early imperial period, when the rise of a complex state system necessitated the development of a communal strategy. By depicting the Romans as victor over Italy, writers such as Plinius and Strabo achieved this goal. Ethnicity in these texts was then activated when ideology in their history or self-representation was addressed (p. 25).

In the second part of the fourth chapter, Nowak analyses the ancient representations and modern interpretations of the populations of Southern Italy. Apart from Greeks, Southern Italy is generally believed to have been populated by various ethnic groups, such as Oscans, Ausonians, Opicians, Samnites, Campanians, and Lucanians. Nowak briefly discusses for each of these groups the source and context of these references.

The chapter is closed with a summary, in which the author draws three conclusions regarding the written texts, that are important for the following analysis of archaeological objects and contexts. These conclusions touch upon the supposed kinship of Samnites, Lucanians and Campanians (which was a Roman invention), their primordial nature as a people (which did not exist) and the historicity of the phenomenon (chronologically very diverse). Based on an analysis of the sources, Nowak points out that there is no ground to consider the Samnites as a real group that invaded Campania.

In the fifth chapter (*Chorologie und Chronologie* sog. 'Samnitischer' Materialgruppen, p. 35-40), Nowak reviews the chronological and geographical distribution of object categories that are traditionally considered "markers" of the Samnites: bronze belts, bronze triple disc breastplates, and painted tombs. Given that the written sources on Samnites need to be questioned, similar conclusions may need to be drawn for the Samnite ethnic "markers". Bronze belts are an innovation, compared with earlier, heavier hoplite armour. They were part of a leather armour, which was much lighter and enabled horse riding. The belts consisted of a broad bronze strip with multiple hooks to close them. They could be ornamentally elaborated in various ways, as Nowak describes in detail in this section. The earliest belts appear in Peucetia and the Melfi re-

gion. The association of “Samnite” belts with tombs in which the body was laid out in a so-called Hocker position, very frequent among the Daunian populations, make Nowak doubt the ethnic value of the belts. Instead, she proposed to see them as a transcultural status symbol, used among Greeks and non-Greeks alike.

The bronze triple disc breastplates appear first in the fifth century. They consist of a front and a back plate, joined by bronze strips. The plates have the shape of three connected discs, and they could be decorated in various ways, as Nowak explores in this section. The breastplates have been found in Southern Italy and, more sporadically, along the Adriatic coast. The earliest come from Poseidonia or Pontecagnano, and date to the late fifth century BC. It is possible that a workshop was located at Poseidonia. The breastplates were quite widespread and cannot be related exclusively to Samnium or Lucania. They were used in different ways at different sites. Therefore, an ethnic significance cannot be attributed to this type of armour.

Next, Nowak discusses the occurrence of painted tombs, a phenomenon usually linked to the Samnites. However, the origins are to be found in the Greek colonies or Capua. Early examples are found in Greek and native Apulia and appear next in Poseidonia. Subsequently, the practice spreads to the rest of Southern Italy.

Summarising, at the end of this chapter, the material evidence or traditional “markers” of Samnite ethnic identity, Nowak concludes that these objects cannot be linked exclusively to one group: they were used at different times in the whole region. Rather, they are to be understood as transcultural elite objects and markers of status.

In the next three chapters, Nowak reviews the funerary evidence from the Greek colonies in Campania, of the non-Greek settlements of Southern Italy, and the Greek colonies on the Ionian coast, respectively. For each chapter, she adopts the same procedure for presenting the evidence: a short historical introduction is followed by a brief overview of excavations and previous studies. Next, the location and chronology of the necropoles is examined. This part is succeeded by a summary of funerary rites and tomb types. Significant attention is paid to the funerary gifts, which are discussed in separate entries each time: pottery, weapons, jewellery and fibulae, other gifts (mostly strigiles and mirrors) and tomb paintings (if attested). Each chapter closes with a summary, in which the evidence is reviewed and compared. The three chapters are con-

nected to a catalogue, presented at the end of the book, in which for each of the sites, the archaeological evidence is discussed succinctly.

The sixth chapter (*Bestattungsrituale in den griechischen Kolonien der tyrrhenischen Küste*, p. 41-63) is dedicated to the Greek colonies of Campania, Poseidonia, Kyme and Neapolis. Although Neapolis was never officially conquered by the Samnites as is posited for Poseidonia or Kyme, Nowak argues that there are good grounds for including it in the review: sources refer to a mixed Greek-native population, and previous research has drawn attention to the presence of non-Greek, Oscan names in inscriptions, which indicates a high degree of integration of native people or people with a native background in the colony. The evidence from Neapolis could provide, in Nowak's view, additional information to understand better the changes in funerary rites, that affect the other colonies.

After reviewing the evidence from Poseidonia, Nowak concludes that the funerary rites change after the mid-fifth century BC. Most striking are the objects (pottery, weapons, tomb paintings), which often display similarities with native settlements. However, innovations seem to have been locally induced and point to a changing desire to express social roles, such as a warrior identity or gender, in funerary rituals.

Funerary rites change in Kyme at the end of the fifth century BC: the stone sarcophagi and cremations are abandoned and the composition of the gifts changes (locally produced pottery, weapons in the fourth century). The occurrence of the olla could point to a native custom, which was adopted in the colony. But otherwise, there is no evidence to support the idea of the influx of new ethnic group.

Neapolis appears to differ significantly from the other colonies, but a segregation between Greeks and natives, expressed in funerary rites, is not visible. Weapons are not present in the urban necropolis.

In conclusion, Nowak states that the idea of Samnitising trends in the funerary rites in the three colonies are very diverse, date to different times, and that local preferences clearly existed.

In the seventh chapter (*Bestattungsrituale in den nichtgriechischen Siedlungen*, p. 65-78), Nowak discusses funerary evidence from indigenous settlements in Campania (Abella, Calatia, Capua, Eboli, Fratte di Salerno, Montesarchio, Nocera Superiore, Nola, Pontecagnano, Suessula, Vico Equense), the Agro and Siris Valley (Aliano, Armento Roccanova, San Martino d'Agri, Sant'Arcangelo, Latronico, Chiaromonte), the Vallo di Diano (Padula, Teggiano), the

Tyrrhenian coast (Rivello, Tortora), sites belonging to the Oliveto-Cairano culture (Oliveto-Citra and Cairano) and northern Lucania (Atena Lucana, Buccino, Baragiano, Baratto, Ruvo del Monte, Roscigno, Torre di Satriano, Serra di Vaglio). These various sites display a large variety of rites (both cremation and inhumation) and tomb types (pits, cists and various stone-constructed tombs, hypogea and various types of tile tombs). All sites witness a reduction in imported Attic pottery in the later fifth century and an increase in locally and regionally produced wares, apart from the sites of the Oliveto-Cairano culture, where Attic pottery was never popular. Weapons increase in the fourth century BC in Campania, the Agro and Siris Valley, the Oliveto-Cairano culture, and northern Lucania. They occur sporadically at the Tyrrhenian coast, but disappear from the Vallo di Diano. Jewellery is found in Campania, the Agro and Siris Valley, the Oliveto-Cairano culture and northern Lucania, but they decline or disappear completely in the Diano Valley and Tyrrhenian coast. Strigiles and mirrors are popular at most places, especially in the fourth century, but they were unknown at the Oliveto-Cairano sites. Mirrors appear to be also unknown in the Agro and Siris Valley. Tomb paintings are only known in Campania, but not elsewhere.

From the analysis, Nowak draws the conclusion that there is an enormous diversity between sites and that especially northern Lucania and the Oliveto-Cairano culture sites differ from the others. Changes in funerary rites occur, but are to be related to localised transformations in funerary display, and not to the influx of a new and coherent ethnic group.

The eighth chapter (Bestattungsrituale in den griechischen Kolonien der ioni-schen Küste, p. 79-91) is dedicated to the Greek colonies Metaponto and Heracleia, on the Ionian coast. Even though not strictly part of the Samnite conquests, they provide Nowak with additional information and comparative material. Bronze belts occur in Metaponto much earlier than in Poseidonia. The belts were deposited in graves with rites and objects that were not essentially different from other tombs in the necropoles, and therefore, they cannot be connected to an ethnic identity. Similarly, in Heracleia, the few weapons that are usually attributed to "foreigners" residing in the colony, should be read in social and status terms, rather than as ethnic markers.

The eighth chapter concludes with a section in which the evidence from the Greek colonies (from chapters six and eight) is compared: the so-called Samnite bronze belts occur in all colonies, in different quantities, at different times. Painted tombs appear in Metaponto and Poseidonia first, after the mid-fifth century. They are stylistically closely related to each other. Poseidonia witnes-

ses important developments in tomb painting in the fourth century BC. In a later phase, painted tombs also appear in Kyme and Neapolis. The bronze triple disc breastplate is only known from Poseidonia. It is evident from the analysis, advocates Nowak, that the Samnite “markers” occur at different places, at different times – if at all, and they do not support literary statements about invading Samnite tribes. The changes witnessed in the burials of Southern Italy need to be seen as social formation processes and elite representations.

Nowak concludes the book with a brief summary (p. 93-95), which reiterates the various points made throughout the previous chapters. Another, slightly briefer summary in Italian constitutes the next chapter and concludes the text body of the book (p. 97-98).

Next follows a catalogue with 61 entries that summarise and situate the various necropolises discussed in the text. The sites are situated in place and time, the rites and tomb types are listed, as well as the various find categories. The entries include bibliographic references.

The book closes with a bibliography and, finally, all the images.

In this rather thin book, Nowak tackles one of the main historical problems of the late Classical and Hellenistic Southern Italian region, i.e. the supposed Samnite take-over of the area. She does so in a clear style and systematic manner. The thesis of the book, i.e. that there was no Samnite migration and that the ancient sources need to be seen as conscious strategies of ethnic representation, that the changes in funerary rites in Southern Italy are part of transcultural social formation processes and elite formation, is very convincing. The book is well-researched, well-documented, but without any fringes. The bibliography, images and catalogue facilitate the reader’s understanding of the argument which is being developed, and provide additional tools for further reading to those wishing to research a topic further.

From an Anglo-Saxon scholarly point of view, the book might seem slightly undertheorised, especially regarding ethnic identity and funerary ideology, but the work touches nevertheless upon the most important issues.⁶ It can only

⁶ Recent contributions include for example: T. Insoll (ed.), *The archaeology of identities: a reader*. London, 2007; T. Derks/N. Roymans (eds.), *Ethnic constructs in Antiquity. The role of power and tradition*. Amsterdam 2009 (to name just very few examples). Theory of funerary archaeology has been amply discussed in the work of Chapman, Hodder, Morris and others. A recent comprehensive overview of scholarly approaches to funerary

be hoped that Christiane Nowak's work will receive the international reception it deserves.

Dr. Lieve Donnellan
Marie Skłodowska Curie Fellow
CLUE+
Faculteit Geesteswetenschappen
Vrije Universiteit
De Boelelaan 1105
NL-1081 HV Amsterdam
E-Mail: l.d.donnellan@vu.nl

Marion BOLDER-BOOS, Ostia – Der Hafen Roms. Zaberns Bildbände zur Archäologie. Darmstadt: Philipp von Zabern 2014, 144 S., 121 Farbabb.

Den Monumenten und Inhalten der Klassischen Archäologie wird vonseiten der fachfremden Öffentlichkeit ein großes Interesse entgegengebracht, auch wenn das Klassische Altertum zunehmend aus dem gesellschaftlichen Bildungskanon verdrängt wird. Seit annähernd 25 Jahren hält die Reihe *Zaberns Bildbände zur Archäologie* dieses Interesse am Leben. Die Einzelbände dieser Reihe decken ein breites thematisches, chronologisches und regionales Spektrum ab. Vor allem die großformatig abgedruckten, hoch auflösenden Farabbildungen, die ein Markenzeichen der Publikationsreihe geworden sind, haben die populärwissenschaftliche Ästhetik archäologischer Stätten und Monumente geprägt. In dieser Reihe ist unlängst die hier zu besprechende Publikation von Marion Bolder-Boos (B.) zu Ostia vorgelegt worden. Die Hafenstadt war in den letzten Jahrzehnten im Fokus der archäologischen Fachöffentlichkeit, ein kompakter Überblick in deutscher Sprache für ein fachfremdes Publikum fehlte aber bislang.¹ Nicht zuletzt den zahlreichen neuen Erkenntnissen, dem weitläufig freigelegten Stadtareal und dem verhältnismäßig guten Erhaltungszustand der antiken Bauten ist es geschuldet, dass bereits im Jahr 2013 Klaus S. Freyberger eine in Zielgruppe und inhaltlicher Ausrichtung vergleichbare Publikation vorgelegt hat.²

Der Bildband zu Ostia ist bereits in zwei fachwissenschaftlichen Rezensionen mit seinen Stärken und Schwächen bewertet worden,³ weswegen an dieser Stelle auf eine weitere Besprechung aus rein fachwissenschaftlicher Sicht verzichtet wird. Ohnehin erscheint fraglich, ob man im positiven Sinne populärwissenschaftliche Publikationen mit denselben Maßstäben messen kann bzw. sollte, die auch an wissenschaftliche Veröffentlichungen anlegt werden.⁴ Im Folgenden steht daher die Frage im Vordergrund, wie gut es B. gelingt, die umfangreich vor-

¹ Für eine archäologische und historische Beschäftigung mit Ostia ist nach wie vor die zuerst 1960 publizierte Monographie von R. Meiggs, *Roman Ostia* ²(Oxford 1973) grundlegend. Somit stellt auch ein umfassendes fachwissenschaftliches Überblickswerk zu Ostia ein Desiderat dar.

² K. S. Freyberger, *Ostia. Facetten des Lebens in einer römischen Hafenstadt* (Mainz 2013).

³ M. Danner, Rez. zu M. Bolder-Boos, *Ostia: der Hafen Roms*, *BrynMawr Classical Review* 2015.12.18, < <http://bmcr.brynmaur.edu/2015/2015-12-18.html> > (13.06.2016); J. Daum, Rez. zu M. Bolder-Boos, *Ostia: der Hafen Roms*, *H-Soz-Kult*, 22.06.2015, <http://www.hsoz-kult.de/publicationreview/id/rezbuecher-24111> (16.06.2016).

⁴ Dazu P. Schollmeyer, *Zwischen Skylla und Charybdis. Anmerkungen eines Autors zur Problematik des modernen populärwissenschaftlichen Literaturbetriebs*, *Mitteilungen des Deutschen Archäologen-Verbandes e.V.* 44/2, 2013, 34f., der zu Recht das Fehlen einer Rezensionkultur anmerkt, die diejenigen Publikationen integriert und eigenständig bewertet, die für ein fachfremdes Publikum geschrieben worden sind.

handenen archäologischen Informationen zu bündeln und dem fachfremden Leser zu präsentieren. Da die Reihe der Bildbände wegen ihrer relativ hohen Auflage ein *Schaufenster* für die Klassische Archäologie bzw. für die Altertumswissenschaften darstellt, ist darüber hinaus von Interesse, was für ein Bild dieser Band zu Ostia über die Fragestellungen, Methoden und Erkenntnisse des Faches an eine breitere Öffentlichkeit vermittelt.

Bei einer ersten Durchsicht des Bandes fallen das angenehme, hochwertige Layout und die großformatigen Abbildungen in hervorragender Druckqualität positiv auf. Um Ostia dem fachfremden Leser vorzuführen, hat sich B. für „eine chronologische Übersicht über die Stadt und ihre bauliche Entwicklung“ entschieden (S. 7).⁵ Dabei unterteilt sie in die Gründungsphase der *colonia maritima*, die spätrepublikanische Phase, die vier kaiserzeitlichen Phasen der iulisch-claudischen Epoche, der flavischen und traianischen Zeit, der hadrianischen Zeit und der Epoche von Antoninus Pius bis Commodus, die Stadtentwicklung im 3. Jh. n. Chr. und in der Spätantike. Eine Begründung oder Erklärung dieser Einteilung führt B. nicht an. Der überwiegende Teil der chronologischen Großkapitel beginnt mit einem mehr oder weniger umfangreichen historischen Abriss, an den sich dann jeweils die Besprechungen ausgewählter Bauten anschließen. Die einzelnen Großkapitel sind wiederum nach der Funktion der besprochenen Gebäude unterteilt.

Die ersten beiden Kapitel zur Frühphase der Kolonie (S. 9-15) und zur Entwicklung der Siedlung in spätrepublikanischer Zeit (S. 16-33) sind in ihrem Umfang knapp, was primär dem Erhaltungszustand der Monumente geschuldet ist. B. gelingt es, die Entwicklung von einem zunächst militärischen Stützpunkt zu einer republikanischen Kolonie mit wirtschaftlicher Bedeutung nachzuzeichnen. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf den Kulturen und Kultbauten (S. 13-15; 20-30), was auf B.'s eigene Forschungsinteressen zurückzuführen sein dürfte.⁶

In iulisch-claudischer Zeit führte der Bau eines Seehafens knapp 3 km nördlich von Ostia auch zu einem Ausbau der Stadt selbst. B. zeichnet diese Entwicklung anhand von Speicherbauten, Thermenanlagen, eines Aquädukts und einer Synagoge nach (S. 37-51). Letztere ist allerdings vorrangig in einer Ausbauphase des 4. Jhs. n. Chr. zu fassen, sodass ihre Besprechung an dieser Stelle überraschend ist. Das funktionale Verhältnis zwischen dem neuen Seehafen

⁵ Freiburger a.O. (Anm. 2) hat die kaiserzeitlichen Gebäude dagegen nach funktionalen Aspekten geordnet. Ein Ausblick auf Ostia in der Spätantike durchbricht diese chronologische Ordnung.

⁶ Vgl. M. Bolder-Boos, Heiligtümer römischer Bürgerkolonien: archäologische Untersuchungen zur sakralen Ausstattung republikanischer *coloniae civium Romanorum* (Rahden/Westf. 2011).

Portus und der Siedlung Ostia mit ihrem Flusshafen bleibt weitgehend im Unklaren. In flavischer und traianischer Zeit sind für B. die *medianum*-Appartements als neue Form der Wohnbebauung und Gebäude, die mit Handel und Gewerbe (Bäckereien, Walkereien, Gaststätten, Vereinsgebäude) in Verbindung stehen, Gradmesser der urbanistischen Entwicklung (S. 52-70). B. gelingt es hier zwar, das Augenmerk auf die bauliche Gestaltung der Alltagswelt zu richten. Der Ausbau der Hafenanlagen des Portus unter Traian spielt allerdings nur eine untergeordnete Rolle (S. 57) und hätte als Katalysator der städtebaulichen Entwicklung stärker berücksichtigt werden müssen.

Das umfangreichste Kapitel stellt die bauliche Entwicklung Ostias in hadrianischer Zeit in den Vordergrund (S. 71-94). Diese Schwerpunktsetzung ist der Grabungsgeschichte geschuldet, da sich das Hauptaugenmerk der umfangreichen Freilegungen zwischen 1938 und 1942 auf die Periode des 2. Jhs. n. Chr. konzentrierte, wie B. knapp herausstellt (S. 7). Die wirtschaftliche Prosperität der Stadt unterstreicht B. durch die Neugestaltung des Forums, die Errichtung von Speicherbauten, die Zunahme luxuriös ausgestatteter Vereinshäuser und den Bau einer umfangreichen Thermenanlage. Die städtische Sakraltopographie wird durch neue Heiligtümer für Kulte aus dem Osten des Reiches erweitert. Das Bevölkerungswachstum in Ostia spiegelt sich im Bau umfangreicher Wohnkomplexe wie der *Case a giardino*. In der zweiten Hälfte des 2. Jhs. n. Chr. setzten sich die wirtschaftliche Prosperität und der Ausbau Ostias anscheinend unvermindert fort (S. 96-117), was B. an neuen Vereinshäusern, Thermenbauten und Speichern festmacht. Beide Kapitel liefern somit anhand ausgewählter Beispiele einen kompakten Überblick über die städtebauliche und wirtschaftliche Entwicklung Ostias. Allerdings wird der Einstieg in diese beiden zentralen Großkapitel durch das Fehlen einer historischen und wirtschaftlich-sozialen Einordnung erschwert, die bei den übrigen Kapiteln jeweils an den Anfang gestellt ist.

Mit der Entwicklung Ostias im 3. Jh. n. Chr. und in spätrömischer Zeit befassen sich die letzten beiden Kapitel. Anhand zweier Kultbauten und einem herrschaftlichen Stadthaus stellt B. fest, dass für die Stadt kein wirtschaftlicher oder städtebaulicher Niedergang festzustellen sei (S. 118-128), auch wenn die Zahl der errichteten Großbauten gegenüber dem vorhergehenden Jahrhundert zurückgegangen ist. Im 4. Jh. n. Chr. veränderte sich dann der Charakter Ostias grundlegend, was B. auf Grundlage von zwei Kirchenbauten und drei luxuriösen *domus* nachzeichnet (S. 129-137). Die Stadt verlor ihre Bedeutung als Ort des Handels und Warenumschsags und wurde zu einem Ort des luxuriösen Wohnens. Ein kurzer Abschnitt zur frühmittelalterlichen Stadt bis zur endgültigen Aufgabe im 9. Jh. n. Chr. vervollständigt die Betrachtung der städtebaulichen Entwicklung Ostias (S. 137f.). Am Ende des Bandes steht mit einer knappen Abhand-

lung der neuzeitlichen Grabungsgeschichte (S. 139) ein Kapitel, das mit seinem einführenden Charakter am Beginn zu erwarten gewesen wäre.

Neben den Großkapiteln vertiefen mehrere Einschübe einzelne Themenbereiche: In den drei herausgehobenen Blöcken zu „Tod und Begräbnis“ (S. 34f.), „Das römische Badewesen“ (S. 60f.) und „Der spätrömische Mithraskult“ (S. 122) wird der Leser knapp in übergreifende sozial- und religionsgeschichtliche Phänomene eingeführt. Ebenfalls herausgehoben sind Besprechungen eines als Hotel interpretierten Gebäudes (S. 95) und des sogenannten Macellums (S. 108).⁷ Abgeschlossen wird der Band von einer detaillierten Auflistung der Epochen der römischen Kultur mit den Herrschaftsdaten der bedeutendsten Kaiser, Abbildungen und Beschreibungen der besprochenen römischen Mauerwerks- und Fußbodenarten⁸ und einem kleinen Glossar, die jeweils den inhaltlichen Zugang für den fachfremden Leser erleichtern. Ein kleines Verzeichnis zu ausgewählten Publikationen der einschlägigen Forschungsliteratur ermöglicht es, sich weiterführend mit der Thematik zu beschäftigen.⁹

Erschwert wird die Nutzung des Bandes allerdings dadurch, dass die stadträumliche Verortung der besprochenen Gebäudekomplexe den Leser vor größere Schwierigkeiten stellt. Zwar ist gleich zu Beginn ein großer Plan der Stadt mit den diachron verzeichneten Gebäudegrundrissen abgebildet (S. 10f.), der über Nummern die insgesamt 88 verzeichneten Gebäude aufschlüsselt. Allerdings werden die Nummern dieser Bauten bei den Beschreibungen im Fließtext nicht genannt, sodass die Suche nach ihnen über die nicht alphabetisch geordnete Legende erfolgen muss. Die mit Ostia vertraute Wissenschaftlerin stellt dies zwar vor keine Probleme, der fachfremde Leser muss aber freilich immer wieder aufs Neue die entsprechenden Bauten in der Legende und dann im Plan suchen. Zusätzlich hilfreich wäre es gewesen, wenn sich die diachrone Analyse des städtebaulichen Wandels auch im Kartenmaterial widerspiegelt hätte. Dazu kommt, dass die zumeist eingehenden Beschreibungen der Gebäude nicht immer leicht nachzuverfolgen sind, da die Anzahl der abgebildeten Grundrisse gering ist. Die abgebildeten Pläne sind sehr schematisch und wenig detailliert. Rekonstruktionszeichnungen ausgewählter Gebäudekomplexe fehlen ganz.

⁷ Zur zweifelhaften Deutung des Komplexes bereits Danner a.O. (Anm. 3) mit dem Verweis auf die Arbeiten von V. Kockel/S. Ortisi, Ostia. Sogenanntes Macellum (IV 5, 2). Vorbericht über die Ausgrabungen der Universität Augsburg 1997/8, RM 107, 2000, 351-363.

⁸ Unter dem Eintrag *opus caementicium* wird ausgeführt, dass „die Verwendung von gelöschtem Kalk ... auch den Bau unter Wasser“ erlaube. Hydraulische Eigenschaften erhielt das *opus caementicium* dagegen erst durch die Beigabe von Puzzolanen.

⁹ Auf das Fehlen der wichtigen Publikationen zu den aktuellen Arbeiten und deren Ergebnisse in Portus von S. Keay/M. Millett /K. Strutt, Portus. An Archaeological Survey of the Port of Imperial (London 2005) und S.J. Keay/L. Paroli (Hgg.), Portus and its Hinterland: Recent Archaeological Research (London 2011) hat bereits Daum a.O. (Anm. 3) hingewiesen.

Enttäuscht sein könnte der interessierte Leser, wenn er sich erhofft hat, mehr über den *Hafenort* Roms zur fahren – wie es vom Untertitel des Bandes suggeriert wird. Zwar klingt immer wieder die funktionale Bedeutung Ostias für die Versorgung der Hauptstadt mit Getreide und für den mittelmeeerweiten Austausch an, allerdings spiegeln sich diese wirtschaftliche Funktion sowie die Lage der Stadt sowohl am Fluss als auch am Meer nur selten im Band wieder. So fehlt im großen Übersichtsplan (S. 10f.) jeder Hinweis auf den Verlauf des Tibers, die Verortung möglicher Flusshäfen und die Lage der Küste. Der Leser muss auf den schematischen Plan auf S. 42 warten, um über die topographische Situation der Stadt ein Bild zu bekommen. Die Lage der Flusshäfen und das Verhältnis der Speicherbauten, Heiligtümer und Platzanlagen zu diesen Häfen und zum Fluss bleiben weitgehend unbekannt. Ebenfalls keine Rolle spielt die Frage, wie die Stadt und ihre Bauten auf Überschwemmungen des Flusses und die Verlandung des Deltas reagiert haben könnten.

Dem fachfremden Leser des Bandes vermittelt sich das recht einseitige Bild einer Klassischen Archäologie, die primär aus der Beschreibung, bautypologischen Funktionsbestimmung und stadträumlichen Verortung der architektonischen Baubefunde historische Informationen gewinnt. Eine lediglich untergeordnete Rolle spielt die Rekonstruktion antiker Lebenswelten auf Grundlage des Fundmaterials. Literarische und epigraphische Quellen werden mit wenigen Ausnahmen nicht herangezogen. Die Ausstattung und alltäglich Nutzung der beschriebenen Gebäude sind daher für den fachfremden Leser kaum zu erschließen, vor allem auch, da anschauliche Rekonstruktionen fehlen. Keine Rolle spielen der Einfluss der natürlichen Umwelt auf die Stadt oder die Nutzung und Gestaltung des Naturraums durch den Menschen. Vor allem auch mit diesem Aspekt haben sich zuletzt die Forschungen zu Ostia und Portus befasst.¹⁰ Von dem umfangreich zur Verfügung stehenden methodischen Instrumentarium der Klassischen Archäologie zur Rekonstruktion antiker Stadträume führt B. somit nur einen kleinen Teil vor.

Insgesamt liefert B in ihrem Bildband zu Ostia dem fachfremden Leser einen guten, konzentrierten Überblick über die chronologische Entwicklung der wichtigsten städtischen Bauten. Die großformatig gedruckten Abbildungen vermitteln ein anschauliches Bild der Ruinenstätte. Thematische Einschübe sowie das Glossar und die Aufstellungen der Epochen und der Mauerwerks- und Fußbodenarten erleichtern auch denjenigen Lesern den Zugang, denen die Termini der Klassischen Archäologie nicht geläufig sind. Erschwert wird das Verständnis der baulichen Entwicklung von Ostia allerdings dadurch, dass Fließ-

¹⁰ Zum Beispiel P. Bellotti u.a., *The Tiber river delta plain (central Italy): Coastal evolution and implications for the ancient Ostia Roman settlement*, *The Holocene* 21, 2011, 1105-1116.

text und Stadtplan nicht miteinander verschränkt sind. Dazu kommt, dass nur zu einem Teil der Gebäudekomplexe Pläne der Grundrisse präsentiert werden und keine Rekonstruktionen abgebildet sind. Die Funktion der Stadt als Hafenort und die damit verbundenen spezifischen städtebaulichen, wirtschaftlichen und sozialen Besonderheiten spielen trotz der entsprechenden Titelunterschrift dagegen keine bedeutende Rolle.

Prof. Dr. Stefan Feuser
Institut für Klassische Altertumskunde
Abteilung Klassische Archäologie
Christian-Albrechts-Universität zu Kiel
Johanna-Mestorf-Str. 5
D-24118 Kiel
E-Mail: feuser@klassarch.uni-kiel.de

László HORVÁTH, Der „Neue Hypereides“. Textedition, Studien und Erläuterungen. Texte und Kommentare Bd. 50. Berlin/Boston: De Gruyter 2014, XIV + 205 S.

Hypereides scheint immer wieder für Überraschungen gut: Zwar gehört dieser dem Kanon der attischen Redner an; von geringen Fragmenten abgesehen waren seine Reden bis in das 19. Jahrhundert hinein jedoch verloren. Geändert hat sich dies durch die Funde mehrerer Papyri, die die Fragmente von sechs Reden enthielten, sowie durch die 2008 veröffentlichten Fragmente zweier weiterer Reden, die auf dem sog. Archimedes-Palimpsest entdeckt wurden. Dabei handelt es sich erstens um einen etwas längeren Abschnitt der Rede „Gegen Timandros“, in der es um einen Vormundschaftsprozess gegangen sein dürfte; zweitens befinden sich darunter die weit ausführlicheren Fragmente der Rede „Gegen Diondas“. Diese Rede wurde, insbesondere aus inhaltlichen Gründen, schnell zum Gegenstand der Forschung:¹ Im Fragment verteidigt sich Hypereides, angeklagt in einem Paranomie-Verfahren, dafür, einen Kranz für seinen politischen Mitstreiter Demosthenes beantragt zu haben. Dadurch wird ein neuer Einblick in die Zeit der Konfrontation zwischen Athen und Makedonien sowie insbesondere in die machtpolitischen Verhältnisse im demokratischen Athen gegeben, der für die Forschungsdebatte von einiger Bedeutung ist.

Diese beiden Fragmente des Archimedes-Palimpsests sind als „neuer Hypereides“ Gegenstand der vorliegenden Arbeit Horváths [H.]. Der gewählte Titel täuscht allerdings etwas über den Inhalt: Im Zentrum der Arbeit steht das längere und aus historischer Perspektive sicher auch bedeutendere Fragment der Diondas-Rede. Dieses Fragment wird von H. kritisch ediert (2.1, 69-81) und mit einem ausführlichen, insbesondere historischen Kommentar (2.3, 87-164) versehen. Dazugestellt werden eine von Herwig Maehler besorgte Übersetzung des Textes (2.2, 82-87) sowie ausführliche Vorbetrachtungen zur Datierung, zum Inhalt und zum Kontext der Rede (1, 1-68). Nach zwei kürzeren Einzelstudien, von denen sich eine mit der auf Papyrus überlieferten Rede „Gegen Philippides“ befasst (3.2, 177-183), widmet sich H. erst am Ende und nur sehr kurz dem zweiten Fragment des Archimedes-Palimpsests, der Rede „Gegen Timandros“ (3.3, 184-188). Auch dieses wird kritisch ediert und durch Herwig Maehler übersetzt. Ein Kommentar fehlt allerdings – was aufgrund der fundierten Kennerschaft H.s zu bedauern ist.²

¹ Siehe dazu den Forschungsüberblick auf den S. IX-X.

² Der Text wirkt daher ein wenig wie ein Anhängsel, wenngleich Edition und Übersetzung des Fragments an sich natürlich zu begrüßen sind.

In seinen Vorbetrachtungen („Der Prozess gegen Diondas“) geht H. sehr ausführlich auf die Umstände der Diondas-Rede (Vorgeschichte, Datierung, Hintergrund) sowie die Rede selbst ein. Damit liefert er auch eine Zusammenfassung der bisherigen Forschungen zum Fragment. Den ursprünglichen Kranzanspruch des Hypereides und damit den Anlass des Prozesses datiert H. auf die Zeit vor Chaironeia, die Klage des Diondas auf die Zeit unmittelbar danach (9-10). Die eigentliche Rede sei jedoch, wie im Falle des Kranzprozesses, erst Jahre später gehalten worden: Mit guten Gründen spricht sich H. für eine Datierung im Frühjahr 334 aus (20-21).³ Es folgt, durchaus über das eigentliche Fragment hinaus, eine ausführliche Darstellung zu möglichen Gründen sowie den rechtlichen Grundlagen der Verschiebung von Prozessen, die für die Debatte zum attischen Prozesswesen sicherlich von Bedeutung sein dürfte (35-45): Insgesamt habe Klägern und Beklagten eine Palette an Möglichkeiten zur Verschiebung von Prozessen auf einen günstigeren Zeitpunkt offengestanden; durch diese Verschiebungen sei es weiterhin wahrscheinlich, dass viele Prozesse überhaupt nicht durchgeführt worden seien, was wiederum die z.T. unrealistisch hohe Zahl von Klagen und Freisprüchen erklären könne, die immer wieder genannt wird.⁴ Es bestehe, wie H. überzeugend ausführt, offenbar ein Unterschied darin, einen Prozess nur „anzuzetteln“ (42) und diesen Prozess nach einer möglicherweise jahrelangen Verschiebung auch wirklich vor Gericht zu bringen – ein Unterschied, der von Hypereides im vorliegenden Fragment natürlich gerade nicht gemacht wird, um seinen Gegner Diondas vor den Richtern in Misskredit zu bringen. Nach einem kurzen Überblick zu möglichen neuen historischen Daten (1.4, 46-61) wendet sich H. der Rede selbst zu. Dazu fasst er den Inhalt und die argumentativen Funktionen der Abschnitte in einer Übersicht zusammen (66-68) und deutet das vorliegende Fragment, sicher zu Recht, als Abschnitt der Argumentation.⁵

Im Zentrum der Monographie stehen die Edition des Textes sowie der Kommentar, in denen sich H. als Kenner des Hypereides erweist und seine Experti-

³ H.s Ausführungen sind nachvollziehbar, die Frage ist jedoch nicht ganz sicher zu klären; zu anderen Ansätzen nur P.J. Rhodes, *Hyperides' Against Diondas: two Problems*, in: *BICS* 52, 2009, 225-226.

⁴ Dies gilt auch für Diondas, dem von Hypereides trotz seines jungen Lebensalters vorgeworfen wird, bereits „50 Anklagen eingereicht zu haben“ (145r9-10: ἐν πεντήκοντα γραφαῖς). Etwas aus dem Blickfeld gerät hier meiner Meinung nach jedoch, dass es sich bei diesen hohen Zahlen durchaus um Übertreibungen gehandelt haben mag.

⁵ Mit Carey geht auch H., allerdings mit Vorsicht, davon aus, dass das Fragment eher an das Ende der Argumentation und damit direkt vor den Epilog gehört. Hier sind wir allerdings im hypothetischen Bereich.

se demonstriert.⁶ In seiner Edition ist H. deutlich darum bemüht, einen insgesamt flüssig lesbaren Text zu liefern, der gegenüber der Edition von Carey et al., von mehreren kleineren Verbesserungen abgesehen, insbesondere an einer Stelle einen verbesserten Text liefert.⁷ Der Text selbst wird von H. in Abschnitte eingeteilt, angegeben sind aber immer auch die Folien des Palimpsests, auf die im Apparat sowie im folgenden Kommentar Bezug genommen wird. Die besondere Qualität der Edition liegt dabei auch in den Apparaten: So legt H. im textkritischen Apparat zumeist sehr ausführlich Rechenschaft über die editorische Arbeit ab und erläutert neben der Angabe weiterer Lesarten oft auch sein Verständnis des Textes. Bemerkenswert ist weiterhin der Testimonienapparat, der tatsächlich, wie bereits von Engels angemerkt,⁸ stellenweise über die Testimonien hinaus bereits als Kurzkommentar erscheint. H.s Kenner-schaft nicht nur der attischen Redner ist dabei bereits aus der immensen Aufzählung an Parallelen zu erkennen, die H. selbst in seinem folgenden Kommentar für das Verständnis des Textes zu nutzen weiß. Sicherlich nützlich sind auch die im Apparat beigegebenen historischen Erläuterungen.

Der Kommentar ist ausführlich, hat seinen deutlichen Fokus aber im historischen Bereich. Zuerst wird der zu kommentierende griechische Text zitiert, an den sich Maehlers Übersetzung der Passage und dann der eigentliche Kommentar anschließen. Grundsätzlich ist der Kommentar dadurch gut zu benutzen, die entsprechenden Stellen können schnell gefunden werden. Wie besprochen legt es H. insbesondere darauf an, die Umstände des Prozesses sowie den historischen Kontext zu erläutern. Dazu dienen immer wieder ausführliche Zitate, z.B. aus Aischines und insbesondere aus Demosthenes' Kranzrede. Die Vergleichsstellen werden immer relativ ausführlich auch auf Griechisch zitiert – und oft (aber nicht immer) in den Fußnoten übersetzt. Auf diesem Weg können die Vergleiche und damit H.s Argumentation direkt überprüft werden, wenngleich die Lesbarkeit des Kommentars unter den z.T. sehr ausführlichen griechischen Textpassagen etwas leidet. Wünschenswert wäre gewesen, wenn grammatische, lexikalische und stilistische Fragen noch mehr im Fokus gestanden hätten; auch der Gang der Argumentation und damit rhetorische Fragen hätten stärker betont werden können.

Sowohl im Apparat als auch insbesondere beim Lesen des Kommentars fallen dabei die zahlreichen Parallelen zur Kranzrede des Demosthenes auf, die, wie

⁶ Die Vorarbeiten bzw. sogar einige Abschnitte des Buchs sind entsprechend an anderer Stelle bereits durch H. veröffentlicht worden; siehe dazu das Literaturverzeichnis.

⁷ 144r28-29. Hier bleibt mir allerdings unklar, ob das verbesserte Verständnis aus einer neuen Autopsie herrührt.

⁸ Dazu J. Engels, Rez. zu László Horváth, Der Neue Hypereides. in: Bryn Mawr Classical Review 2015.07.12 (online unter <http://bmcr.brynmawr.edu/2015/2015-07-12.html>).

H. darlegt, sowohl inhaltlicher als auch sprachlicher Natur sind. Entsprechend widmet H. diesen Parallelen eine Einzelstudie (3.1), in der diese nicht allein übersichtlich gegenübergestellt, sondern auch gedeutet werden. Sicher richtig schließt H., dass es sich nicht um Plagiate handele, wie in der Antike vermutet (dazu 173-174). Für die in der Forschungsdebatte zentrale Frage nach einer möglichen „antimakedonischen Partei“ bzw. allgemeiner nach einer Zusammenarbeit der führenden Männer Athens ist H.s Monographie daher bedeutend: Haben wir hier doch einen eindrucksvollen Beleg einer solchen Zusammenarbeit vor Augen, die sich in „engen sprachlichen, inhaltlichen und erschließbaren strukturellen Ähnlichkeiten“ (174) niedergeschlagen hat.

In seinen Ausführungen zu der auf Papyrus überlieferten „Philippides-Rede“ kommt H. in einer eher losen Anbindung an den „neuen Hypereides“⁹ noch auf ein Spezialproblem der Forschung zu sprechen: die Datierung dieser Rede. Die Frage hängt mit dem Verständnis eines Wortes (Phil. 7: ὑπείληφας) zusammen, dessen Deutung entweder darauf hindeutet, dass Philipp noch nicht oder bereits gestorben ist – mit den entsprechenden Konsequenzen für die Datierung.¹⁰ H. hat hier den methodisch sicher richtigen Weg gewählt und die Stelle einer erneuten Autopsie unterzogen bzw. unterziehen lassen.¹¹ Er kommt zu dem Schluss, dass das von Kenyon gelesene und seitdem übernommene ὑπείληφας „nicht klar [zu] sehen“ sei. Zwar überzeugen mich H.s eigene Vorschläge nicht. Für die Deutung dieser Rede ist jedoch H.s begründeter Zweifel an der traditionellen Lesart relevant und wird die Debatte anregen. Auch H. selbst ist am Ende übrigens vorsichtig und schlägt vor, die Stelle vorläufig als verderbt anzusehen.¹²

Beigegeben sind ein kurzes Abkürzungsverzeichnis sowie ein Register zu antiken Orten und Personen. Etwas mühselig, zumindest für den Lesefluss nicht hilfreich, sind die vielen sehr ausführlich im Fließtext aufgenommenen Zitate sowohl antiker Primär- als auch moderner Sekundärliteratur. Auch die Fußno-

⁹ Die Veröffentlichung an dieser Stelle ist für die gewünschte breitere Debatte dieser Frage natürlich sinnvoll und erleichtert auch den Zugriff.

¹⁰ Phil. 7 (angesprochen ist Philippides, σῶμα ist auf Philipp zu beziehen): καὶ ἐν μὲν σῶμα ἄθνατον εἶναι ὑπείληφας ἔσεσθαι. Sieht man im Perfekt, wie grammatisch üblich, keine Vergangenheit ausgedrückt, muss Philipp noch am Leben sein; in der Forschung wird dies aber vielfach anders gedeutet. Zur Debatte nur D. Whitehead, Hypereides. The Forensic Speeches, Oxford 2000, 29-30.

¹¹ Tatsächlich ist etwas unklar, wer die Autopsie unternommen hat. Auf S. 181 heißt es „meine Autopsie“ (H. über H.), auf S. 182, FN 28 dann jedoch: „H. Maehlers Vorschlag, der die Stelle der Philippides-Rede im P. Lond. 134 für mich nachgeprüft hat.“

¹² Die dankenswerterweise am Ende beigegebene Abbildung des Papyrus, auf der man die Problematik direkt nachvollziehen kann, bestätigt für mich wenigstens, dass ὑπείληφας keineswegs zwingend ist.

ten geraten bisweilen sehr lang. Man kann dies sicher H.s Bestreben zuschreiben, dass die Argumentation direkt überprüft werden kann. Einige Kürzungen wären aber möglich gewesen. Druckfehler sind kaum zu verzeichnen, insgesamt ist die Arbeit sehr gut lesbar.

Das Buch überzeugt, wobei insbesondere die hohe Qualität von Edition und Kommentar zu betonen ist. Es kann sicher damit gerechnet werden, dass die von H. angekündigte Edition des gesamten Hypereides in der Teubneriana den hier aufgestellten Maßstäben gerecht werden wird. Für die Diondas-Rede wird nicht nur der Kommentar zu einem wichtigen Instrument der Forschung werden. Auch die umfassenden weiterführenden Darstellungen inklusive der Zusammenfassung des Forschungsstands werden für die Forschungen zu Hypereides, aber auch für die Debatte um die Zeit der Rede sicherlich wichtige Hilfsmittel darstellen.

Jan Bernhardt
Rathausstraße 64a
D-12105 Berlin
E-Mail: jan.bernhardt@ambitio.org

Nadja KIMMERLE, Lucan und der Prinzipat. Inkonsistenz und unzuverlässiges Erzählen im *Bellum Civile*. Millennium-Studien Bd. 53. Berlin/Boston: De Gruyter 2015, IX + 344 S.

Das Buch ist die zur Veröffentlichung leicht überarbeitete Dissertation, die Nadja Kimmerle (im Folgenden: K.) im Jahr 2013 an der Eberhard Karls Universität Tübingen eingereicht hat. Darin hat sie sich einem Thema gewidmet, das sie sowohl als Althistorikerin als auch als Latinistin auszeichnet. Lässt der Titel „Lucan und der Prinzipat“ zunächst darauf schließen, dass diese Arbeit sich erneut der bereits seit Beginn des letzten Jahrhunderts vielfach diskutierten Frage nach Lucans politischer Haltung, die man aus dem Werk herauszulesen pflegte,¹ zuwendet, deutet der Untertitel demgegenüber an, dass K. sich ihr aus einer Perspektive genähert hat, die aktuellen Forschungstrends in der klassischen Philologie folgt.² Der eigentliche Wert der Arbeit liegt so in der Kombination eines geschichts- und eines literaturwissenschaftlichen bzw. literaturtheoretischen Zugangs zum Epos Lucans. K. sieht das *Bellum Civile* v.a. als „Quelle für seine Entstehungszeit“ (S. 13), wenngleich dabei der Fokus ihrer Arbeit zwischen dem potentiellen Aussagewert des Epos zur Haltung Lucans und für seine eigene Zeit bisweilen etwas verschwimmt. Indem die Verfasserin den Inkonsistenzen und den Indizien für unzuverlässiges Erzählen im *Bellum Civile* nachgeht, bestätigt sie zum einen, dass Lucan aus seinem Werk heraus nicht ohne

¹ Vgl. grundlegend etwa Georg Pfligersdorffer, Lucan als Dichter des geistigen Widerstandes, *Hermes* 87 (1959) 344-77; Andreas Thierfelder, Der Dichter Lucan, *AKG* 25 (1935) 1-20/in: Lucan, herausgegeben von Werner Rutz, Darmstadt 1970, 50-69; Massimiliano Pavan, L'ideale politico di Lucano, *Atti dell'Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti, Classe di Scienze morali e lettere* 113 (1954-1955) 209-222; Ders., Das politische Ideal Lucans, in: Lucan, herausgegeben von Werner Rutz, Darmstadt 1970, 407-22.

² In der Fokussierung der Inkonsistenzen im *Bellum Civile* nimmt K. dabei selbst eine jüngere Studie als Grundlage, die dieses Feld bereits für die Interpretation antiker epischer Werke, auch Lucan, fruchtbar gemacht hat, und weitete die dortigen Erkenntnisse aus, vgl. James J. O'Hara, *Inconsistency in Roman Epic, Studies in Catullus, Lucretius, Vergil, Ovid and Lucan*, Cambridge 2007. Die Auseinandersetzung mit modernen Literaturtheorien und ihres Adaptionspotentials für die Analyse antiker Texte hat seit grundlegenden Arbeiten (vgl. v.a. Thomas A. Schmitz, *Moderne Literaturtheorie und antike Texte, Eine Einführung*, Darmstadt 2002) zugenommen. In verschiedenen Werken der griechischen und lateinischen Literatur werden so beispielsweise Erzähler, darunter auch der für K. so zentrale „unreliable narrator“, und Figuren unter narratologischem Blickwinkel betrachtet, vgl. beispielsweise Irene J.F. de Jong/René Nünlist/Angus M. Bowie, *Narrators, Narratees, and Narratives in Ancient Greek Literature, Studies in Ancient Greek Narrative. Volume One*, Mnemosyne Supplement 257; Irene J.F. de Jong, *Narrators and Focalizers, The Presentation of the Story in the Iliad*, London 2004. Jüngst hat sich K. Ludwig gleichfalls dem Erzähler und den Figuren im *Bellum Civile* Lucans gewidmet: Kathrin Ludwig, *Charakterfokalisation bei Lucan, Eine narratologische Analyse*, Göttinger Forum für Altertumswissenschaft 6, Berlin/Boston 2014.

weiteres als politischer Opponent Neros verstanden werden kann, zum anderen, dass aus anderer Sicht das Epos nicht nur ein literarisches Werk, sondern zugleich eine wertvolle Quelle für die politischen und kulturellen Entwicklungen bis zur Erzählzeit darstellt. Demgemäß legt sie großen Wert auf eine stets sorgfältige, reflektierte Einordnung in den historisch-kulturellen Hintergrund des Prinzipats mit besonderem Blick auf aktuelle Forschungstendenzen. Bereits im zweiten, v.a. aber im fünften umfangreichsten Kapitel der Arbeit zeigen sich die eigentlichen Stärken einer solchen Herangehensweise, die auf die (z.T. bereits bekannten) Widersprüche im Werk fokussiert und diese als gegeben, in ihrer Vielgestaltigkeit als Eigenheit des lucanischen Epos bzw. als „literarisches Spiel“ (S. 267) akzeptiert, da K. so der Frage nachgehen kann, warum ein Werk in dieser Zeit so geschrieben worden ist.

K. führt den Leser gleich zu Beginn *medias in res*, in das Kampfgeschehen bei Dyrrhachium im sechsten Buch des Epos und skizziert knapp die grauenvolle, zugleich ausgeschmückte Darstellung, um diesbezüglich festzuhalten, dass diese Art der Szenerie keineswegs eine Ausnahme im *Bellum Civile* sei. Diese Einführung dient wohl insbesondere dazu, den Leser über die Parallelisierung mit modernen Medien und der aktuellen Auseinandersetzung mit Gewaltdarstellungen zu ermahnen, bei der Kontextualisierung dieses Epos den (selbstverständlich) gänzlich anderen kulturellen Kontext und die Haltung der antiken Rezipienten zu beachten. Erst im zweiten Schritt hält die Verfasserin fest, dass die angesprochenen Szenen eine zentrale Funktion innerhalb des Werkes selbst erfüllten, um den Bürgerkrieg als „ein einziges unsägliches Verbrechen“ und als Ende der *libertas* zu inszenieren (S. 2). Hier schließt sie mit ihrem Vorhaben an, die „vielfach als vermeintlich sichere Erkenntnis“ geltende Auffassung, Lucan stelle sich mit seinem Epos in eine radikal politische Position zum römischen Kaisertum und speziell Nero, kritisch zu hinterfragen.

In dem ersten Unterkapitel kommt K. nach einer kurzen Skizze von Lucans Leben zwischen Dichtertum und Prinzipat sowie seines Werkes zwischen Epos und Geschichtsschreibung (Kap. 1.1) letztlich dazu, dass neben dem literarischen Kontext v.a. die eigene Zeit des Autors für die Interpretation dieses (wie freilich jeden anderen) Werkes ausschlaggebend ist. Im Kontext seiner eigenen Zeitumstände werde Lucan häufig zum „stoisch gesinnten Republikaner, gar zum Mitglied der vielbeschworenen stoischen Senatsopposition“ (S. 9) gemacht. Dabei würden in der Forschung jedoch immer wieder Widersprüche im Werk übergangen, die K. daher im Folgenden selbst gemeinsam mit den sich daraus ergebenden Deutungsproblemen im werkimmanenten wie auch historischen Kontext darlegt. Sie wählt wohlbedacht den Begriff der Inkonsistenz, um die

Doppelbödigkeit des Terminus Widerspruch, der bisweilen auch für schlechte literarische Qualität stehe, zu umgehen.

Der anschließende Forschungsstand (Kap. 1.2) zeichnet aus der Sicht der Alt-historikerin die Entwicklung der Beschäftigung mit dem Werk v.a. im 20. und 21. Jh. nach. In der Analyse des Forschungsstandes zu Lucans „politischer“ Haltung (Kap. 1.2.2, S. 14-19) macht K. ihren Ansatzpunkt klar: Die Erkenntnisse vornehmlich philologischer Studien werden in die aktuelle geschichtswissenschaftliche Forschung zum Prinzipat eingeordnet, um so die Inkonsistenzen des Werkes, exemplarisch ausgehend vom Alexanderkurs, über das Modell des „unzuverlässigen Erzählens“ (neu) zu deuten. Gerade die Frage nach der politischen Gesinnung des (empirischen) Autors erweise sich „als falsche Frage an den Text“ (S. 21).

In Kap. 2 (S. 23-85) rückt die Verfasserin nach einer kurzen Vorstellung des Alexanderkurses und der Problematik seiner Deutung als Kritik über Caesar an Nero das durchaus inkonsistente Alexanderbild im gesamten Epos in den Blick. Nachvollziehbar argumentiert sie in der Erläuterung des historisch-kulturellen Kontextes dafür, dass eine Alexander-*imitatio* des Princeps Nero nicht stichhaltig genug festgehalten und somit der Alexanderkurs im lucanischen Epos nicht von vornherein als Nerokritik verstanden werden kann (Kap. 2.1, S. 24-30). Im Anschluss analysiert K. die Parallelisierung Caesars mit Alexander im *Bellum Civile*, der sich nicht als eindeutig negative Folie für diese lucanische Figur erweisen lasse, sondern vielmehr – gerade in der Troiaepisode – als positive Kontrastfolie (dies ließe sich zudem zusätzlich bekräftigen, bedenkt man, dass Alexander in dieser Funktion nicht allein steht; auch Hannibal dient – paradoxerweise – als positives oder zumindest in vergleichbarer Situation positiver agierendes Kontrastexemplum zu Caesars Gebaren auf dem Schlachtfeld von Pharsalos, Lucan. 7,797-803). Durch die Einordnung der Szene in den umliegenden Werkkontext kann K. nachweisen, dass der *monstrator*, so kurz sein Auftritt im Vergleich zu Euander in der *Aeneis* auch sein mag, eine wichtige Bedeutung hat; er konterkariere Caesars Inszenierung seiner troianischen Abkunft (S. 48, 50) und stelle so dem Wissenden sein Unwissen über die aktuellen Geschehnisse des Bürgerkrieges (etwa den Tod des Pompeius, von dem Caesar zu diesem Zeitpunkt noch nichts weiß) gegenüber. Darüber hinaus setzt K. einen wichtigen eigenen Akzent und konstatiert, dass Caesar seine Selbstinszenierung in Troia unwissend durch die Berufung auf Aeneas durchkreuze: Gerade dadurch stehe Caesar als Achilles im Widerspruch zu Caesar als Aeneas, wodurch er dem Pompeius als Hektor / Priamos als Verwandter an die Seite und zugleich als Gegner gegenübergestellt und so die Paradoxie des Bürgerkrieges und Caesars eigene Rolle darin hervorgehoben werde (S. 49). Sie

nimmt hier leider keinen Bezug auf die beispielsweise von Jan Radicke bereits ausgearbeiteten Figurenkonzeptionen, die K. wohlbegründet hätte ergänzen können; Radicke hat den Protagonisten bestimmte epische Vorlagen zugeordnet, sieht jedoch für die Caesarfigur als tatsächliche Vorlage aus der *Aeneis* lediglich Turnus.³

Als Parallele im Caesarbild und in der *vates*-Funktion des *monstrator* bzw. Aco-reus zieht die Verfasserin die Nilbeschreibung des zehnten Buches heran, arbeitet dabei überzeugend heraus, dass eine einseitig negative Deutung des Alexander- wie auch des Caesarbildes hier nicht möglich ist, und hebt sich so in ihrer detaillierten Auseinandersetzung mit dem werkimmanenten Kontext von Deutungen ab, die hier v.a. eine Parallelisierung Caesars mit Alexander als erstem Tyrannen gesehen haben.⁴ Troia- und Nilexkurs stehen für K. als Beispiele dafür, dass die Caesarfigur Lucans nicht einseitig als „Negativheld“ aufgefasst werden kann. „Lucans Epos legt sich nicht auf eine konsistente Bewertung fest, sondern bietet ein ambivalentes Deutungsspektrum“ (S. 59). Immer wieder hebt sie dabei zu Recht gerade seine positiven Eigenschaften als Feldherr hervor, die auch Lucan nicht verbirgt. Darin seien über den Alexandervergleich auch die eigentlichen Gegenpole Caesar und Cato miteinander verbunden, der zudem nicht mehr als „uneingeschränkt positives Vorbild stoischer Tugendhaftigkeit dienen“ kann und durch „die Inkonsistenz seiner Selbstdarstellung“ scheitert (S. 65). Hat K. zuvor einleitend zu Cato zu pauschal davon gesprochen, dass Cato „gemeinhin⁵ als positive Gegenfigur zu Caesar“ interpretiert werde, kommt sie am Ende des Abschnitts (S. 65) doch zu der Feststellung, dass diese Figur durchaus ambivalent ist, und bestätigt damit im Grunde lediglich eine bereits länger schon vorhandene Auffassung des lucanischen Cato, auf deren einschlägige Vertreter sie sich dann auch bezieht:⁶

³ Jan Radicke, *Lucans Poetische Technik*, Studien zum historischen Epos, *Mnemosyne Supplementum* 249, Leiden 2004; zur Zuordnung der epischen Vorlagen für die lucanischen Figuren ders. v.a. 121-4, 137-40, 148-50. Zu Aeneas vermerkt Radicke 122 Anm. 183 lediglich: „Caesar, der sich selbst immer wie ein Aeneas darstellt [...] ist in Wirklichkeit ein erfolgreicher Turnus“.

⁴ So beispielsweise in jüngerer Zeit Jan Radicke (2004) etwa 123 mit Anm. 194, 493; Emanuele Narducci, *Lucano, Un' epica contro l'impero*, Interpretazione della *Pharsalia*, Roma/Bari 2002, 244-46.

⁵ Das Wort „gemeinhin“ nutzt K. an weiteren Stellen, um Forschungsrichtungen sehr allgemein zu fassen, ohne diese jedoch hinreichend bzw. überhaupt zu belegen, vgl. nur beispielhaft S. 62: für Alexanders Orakelbesuch werde „gemeinhin“ das Ziel angegeben, sich seine göttliche Abkunft bestätigen zu lassen, oder S. 266: Caesar gelte „gemeinhin“ als negativer Held des Gedichtes.

⁶ Matthew Leigh, *Lucan, Spectacle and Engagement*, Oxford 1997; J. Mira Seo, *Lucan's Cato and the Poetics of Exemplarity*, in: *Brill's Companion to Lucan*, herausgegeben von Paolo Asso, Leiden/Boston 2011, 199-221.

Gerade die Diskrepanzen in der Catofigur des zweiten und neunten Buches führten dort längst zu der Unterscheidung zweier *Catones* im *Bellum Civile*.

Die Erkenntnis, dass sowohl die Alexandervorlage als auch die daran anknüpfenden Konzeptionen v.a. der drei Protagonisten Caesar, Pompeius und Cato inkonsistent sind und sich damit eine Kritik am Princeps Nero, die sich darauf gründet, als nicht haltbar erweist, bringt die Verfasserin dazu, den Alexanderexkurs einer neuen Deutung zu unterziehen (Kap. 2.7). Er diene „als Übergang von Caesar zu Ptolemaios“, Alexander beziehe sich zwar auf Caesar, dieser Bezug werde aber relativiert, indem auch auf alle anderen Vergleichspersonen der Alexanderfolie Bezug genommen werde (S. 80-81). Diese Argumentation kann zudem bekräftigt werden, sieht man neben der erwähnten Verbindung Alexanders und Caesars durch die Bezeichnung als *fulmen*, auch deren Einschätzung als *felix* (Caesar 3,296, Alexander 10,21). Die Kennzeichnung Alexanders als *sidus iniquum* in 10,35b bietet eine zusätzliche Verknüpfung auf der Bildebene, die K.s These bekräftigen kann, zunächst über das Sternvergleichnis des zweiten Buches mit Cato (2,267b-281), sodann aber auch mit Caesar, der beim nachfolgenden Bankett aus dem Munde Cleopatras als *aequum sidus* (Lucan. 10,89b-90a) bezeichnet wird. Ein Verständnis des Alexanderexkurses als Kritik an Nero über Caesar ist nach K.s Auffassung obsolet (S. 84-85).

Die Inkonsistenzen im Epos, wie beispielhaft v.a. am Beginn des zehnten Buches gezeigt, betrachtet K. im Folgenden im historischen Kontext des Prinzipats und der Bedingungen einer politischen Meinungsäußerung in einem Parforceritt durch ein doch sehr umfangreiches und in sich vielschichtiges Thema (wie K. S. 86 eingesteht) genauer (Kap. 3). Hier kann sie v.a. zeigen, dass Schmähungen und (kritische) Meinungsäußerungen auch in literarischen Werken gerade für Nero in seinem Künstlertum mutmaßlich keine hohe Relevanz hatten (etwa S. 110, 113), und so „einem wesentlichen Baustein der gängigen Interpretation von Lucans Leben und Werk“, nämlich einer prinzipatsfeindlichen Haltung des Autors und ihrer Konsequenzen, überzeugend den Boden entziehen (S. 110). Dazu betont sie wiederholt, dass eine republikanische Haltung Lucans und seine Zugehörigkeit zu einer (ohnehin, wie auch mehrfach gesagt, nicht greifbaren) Prinzipats-Opposition nicht auszumachen seien.

Um die bestehenden Inkonsistenzen des Werkes anders zu erklären als über eine mögliche sich ändernde politische Haltung Lucans, bedient sie sich nun des narratologischen Modells des unzuverlässigen Erzählens, das sie zunächst umfassend in seiner Theorie und der Anwendbarkeit auf antike Texte vorstellt (Kap. 4). Die ausführlichen Ausführungen über theoretische Ansätze zum unzuverlässigen Erzählen fokussieren insbesondere den Erzähler in Abgrenzung

zum Autor, hätten aber sicherlich auch in knapperer, pointierterer Form zum Ziel des Buches geführt. Mit Blick auf A. Nünning's kognitiven Ansatz betont K., dass der historische Kontext des Werkes einbezogen werden muss (S. 139), was im Falle des *Bellum Civile* durch die zeitliche Ferne des Textes von vornherein problematisch ist; eine Rekonstruktion des Entstehungs- und zeitgenössischen Rezeptionsrahmens kann also nie zweifelsfrei erfolgen. Dies ist freilich keine neue Erkenntnis, trifft doch diese Schwierigkeit auf jegliche Texte (nicht nur) der griechisch-römischen Antike zu. Es dient hier jedoch als Begründung, den Fokus beim lucanischen Epos auf die textinternen Merkmale zu richten, „die Aussagen über eine intentionale Anlage unzuverlässigen Erzählens erlauben“ (S. 142); was die textexternen Kennzeichen betrifft, hat K. dies auf die auch heute noch nachvollziehbaren intertextuellen Bezüge beschränkt. In der Zusammenfassung (S. 143-146) dieses theoretischen Passus findet sich ein übersichtliches Modell, das die wesentlichen, zuvor allzu ausführlich erläuterten Begriffe zusammenführt und so eine „Typologie“ (S. 146) ergibt.

In dem nun folgenden fünften, umfangreichsten Kapitel des Buches (S. 147-267) geht die Verfasserin mit Blick auf die Erzähler und Figuren den unterschiedlichen Anzeichen für unzuverlässiges Erzählen im *Bellum Civile* nach. Die bereits vielfach erkannte auffällige Subjektivität des Erzählers nimmt K. überzeugend als „Indiz für unzuverlässiges Erzählen“ (S. 154) wahr. Die Inkonsistenz innerhalb der Erzählerstimme, die K. zuvor auf Grundlage von J. Masters' Konzept der *fractured voice*⁷ unter eigener terminologischer Aufbesserung (was etwa die dort fehlende Unterscheidung Autor – Erzähler betrifft) erläutert hat (S. 165-167), legt sie nachfolgend an der für die Deutung des *Bellum Civile* so wichtigen, vielschichtigen Konzeption der *libertas* dar, da dies ein Thema sei, zu dem sich sowohl der Erzähler als auch die Figuren äußerten (S. 167-211). Dies gelingt ihr in pointierter Analyse der einschlägigen Stellen: Neben einem allgemeinen Verständnis von *libertas* im Gegensatz zur Knechtschaft oder als prägendes (politisches) Prinzip der *libera res publica* begegnen die philosophische Auffassung sowie die spezielle pervertierte Deutung als *licentia*. Bisweilen sind die einzelnen Bedeutungssphären jedoch etwas stark voneinander getrennt: So erscheint hier diskussionswürdig, ob etwa nicht gerade die „gängige ‚politische‘ Deutung im Sinne der aristokratischen Republik“ doch zumindest auf einer Linie mit dem „philosophischen Bezugsrahmen“ (S. 210) gesehen werden sollte. Bisweilen hätte sich ein Blick auf die Bildebene angeboten, um zusätzliche Verbindungen zu erkennen, zumal gerade in den Partien, die das *libertas*-Motiv berühren, gehäuft bildsprachliche Elemente vorkommen und zusätzlich zu einer avisierten adäquaten Einordnung der Stellen beitragen können: So ist es doch bezeichnend, dass nicht nur der Bürgerkrieg in einem Gleichnis

⁷ Jamie Masters, *Poetry and Civil War in Lucan's Bellum Civile*, Cambridge 1992.

als *funus* für *Roma* und *libertas* inszeniert wird (Lucan. 2,297b-303), sondern die Truppen des Pompeius als *dignae funere Magni exequiae* (Lucan. 3,290-2a) gekennzeichnet werden und damit die *ruina Magni* mit dem *funus Romae* bzw. *libertatis* eng verbunden scheint.⁸ Ebenso ist es gerade bei der Sicht auf die *libertas* als Gegensatz zum *servitium* nicht unerheblich, dass die Soldaten in ihrem Verhältnis zum Feldherrn (v.a. Caesar und Pompeius), der zudem als *dominus* benannt wird, als *famuli* gekennzeichnet werden.⁹

Basierend auf den Ergebnissen von J. Masters zur *fractured voice* sowie Ormands insbesondere zu Pompeius als *auctor vix fidelis*¹⁰ konzentriert sich K. im Folgenden auf den lucanischen Caesar, da es ihr v.a. um die Widerlegung einer (vermeintlich) politischen Deutung des Werkes im Sinne einer Prinzipats- bzw. Nerokritik über die Caesarfigur geht. In ihren Analysen legt die Verfasserin besonderen Wert darauf, Caesar „im narratologischen Sinne die Funktion eines Erzählers“ zuzuschreiben, der „einen eigenen Subtext“ etabliere (S. 232, vgl. auch S. 266). Die Inkonsistenzen innerhalb dieser Figur zeichnet K. einleuchtend nach; ob Caesar damit aber zu einem „inneren Erzähler“ (S. 262) wird, bleibt zu diskutieren, passt doch seine Inszenierung als Figur (die am Ende doch der Erzähler des Epos in Szene setzt) sehr gut in die Figurenkonzeption, wie sie seit der Aitiologie vorgegeben ist.¹¹

In der Zusammenfassung der Ergebnisse zum unzuverlässigen Erzählen (S. 263-267) konstatiert K. zu Recht „eine enorme Komplexität der Unzuverlässigkeit“ für das lucanische Epos: Da auf keiner Ebene „eine eindeutige Textaussage“ festgestellt werden könne (S. 265), bestätigt sich ihre mehrfach formulierte These, dass die häufig begegnende politische Deutung im Sinne einer republikanischen

⁸ Vgl. auch Lucan. 8,528-9a: *Tu, Ptolemaee, potes Magni fulcire ruinam, / sub qua Roma iacet?* Hierzu Carmelo Salemme, *Mundi ruina e funus* del libro della *Pharsalia*, in: Interpretare Lucano, miscellanea di studi, herausgegeben von Paolo Esposito/Luciano Nicastrì, Napoli 1999, 157-66, insb. 164-5; Ders., *Lucano, La storia verso la rovina*, Napoli 2002, 18-20. Vgl. auch Karen Blaschka, Die Allegorie vom *funus Romae* in Lucans *Bellum Civile*, GFA 17 (2014) 181-207, v.a. 198-199.

⁹ Hierzu hat die Rezensentin jüngst ein Kapitel verfasst, das K. freilich noch nicht vorgelegen hat (Karen Blaschka, *Fiktion im Historischen, Die Bedeutung der Bildsprache Lucans für die Konzeption der Charaktere im Bellum Civile*, Litora Classica 8, Rahden/Westf. 2015, insb. 265-305, 325-326, 420).

¹⁰ S. Anm. 7 und Kirk Ormand, *Lucan's Auctor vix fidelis*, in: *Lucan*, herausgegeben von Charles Tesoriero, Oxford 2010, 324-345/CIAnt 13 (1994) 38-55.

¹¹ Zur Anlage der zentralen Kennzeichen der Protagonisten in der Aitiologie etwa Wolfgang Dieter Lebek, *Lucans Pharsalia, Dichtungsstruktur und Zeitbezug*, Hypomnemata 44, Göttingen 1976, 70-71; Stephen Newmyer, *Imagery as a Means of Character Portrayal in Lucan*, in: *Studies in Latin literature and Roman history*, herausgegeben von Carl Deroux, Bruxelles 1983, 226-52, insb. 229-230; Paul Roche, *Lucan, De Bello Civili Book I*, New York 2009, 7, 192, 185.

Stellungnahme Lucans gegen den Prinzipat bzw. Nero „massiv in Frage zu stellen“ sei (S. 265). Zu der Unzuverlässigkeit des Erzählens komme durch die für das Epos charakteristische Inkonsistenz die „Unentscheidbarkeit der Textaussage“, die zweifelsohne als „komplexes literarisches Spiel“ konstruiert wurde(n) und entsprechend rezipiert werden sollte(n) (S. 267). Die (zweifelsohne spannende) Frage danach, wie die zeitgenössische Rezeption erfolgt sein mag, schließt K. wohlbegründet aus und widmet sich aus umgekehrter Perspektive mit Blick auf Lucans historisch-kulturellen Kontext der Frage nach dem Grund für ein derart konzipiertes Werk, das, wie jedes andere, am Ende nicht ohne Bezug zur eigenen Zeit entstanden sein kann. Ihre Analysen laufen nach einem eingängigen Abriss zur Entwicklung von Erinnerungskultur zwischen Republik und Prinzipat (Kap. 6.1 u. 6.2) darauf hinaus, das *Bellum Civile* „in die lange Tradition römischer Memorialkultur“ einzuordnen (S. 292). Sie erkennt in den Inkonsistenzen, insbesondere im *libertas*-Konzept, eine „Vielstimmigkeit“ der *memoria*, die zutiefst den Erfahrungen in der Entwicklung vom republikanischen Rom hin zum Prinzipat, den K. als „widersprüchliches System“ durchschaut (S. 305), verhaftet ist und die „Desorientierung des traditionellen römischen Wertesystems“ spiegele (S. 302). Die eigentliche (konsistente) Stimme des Autors Lucan lässt sich zwischen monarchischen und republikanischen Elementen nicht ausmachen (S. 301-302, vgl. auch S. 307). Die Antwort auf die (ohnehin wagemutige) Frage nach der „wahren“ oder „richtigen“ Textaussage (S. 211, 212 u. 300, vgl. S. 307) bleibt damit aus. Im Resümee ihres Buches hält K. somit als (einzige) „sichere Erkenntnis“ (S. 308) fest, dass die beschriebenen historischen Entwicklungen als unabänderlich verstanden werden und der Prinzipat als unausweichlich akzeptiert wird.

Die Arbeit für sich wie auch das beigefügte Literaturverzeichnis spiegeln eine grundlegende Auseinandersetzung mit der historischen und philologischen Forschungsliteratur, auch wenn die während der Überarbeitung zur Veröffentlichung neu erschienene Literatur, die doch bisweilen sinnvolle Ergänzungen geboten hätte, bedauerlicherweise nicht beachtet wurde.¹² Die Verweise auf Forschungsbeiträge zu bestimmten Aspekten im Fußnotenbereich hätten an einigen Stellen durch Seitenangaben konkretisiert werden sollen. Einige Druckfehler nehmen K.s Buch keinen inhaltlichen Wert. Ein Stellenindex wäre wünschenswert gewesen. Methodisch ist lobend anzumerken, dass K. die modernen nar-

¹² Etwa die Monographie von Kathrin Ludwig zur Charakterfokalisation, ersch. 2014 (s. Anm. 2), der Aufsatz zum *funus Romae* von der Rezensentin, ersch. 2014 (s. Anm. 8); daneben hätte sicherlich auch die Monographie von Annemarie Ambühl, Krieg und Bürgerkrieg bei Lucan und in der griechischen Literatur: Studien zur Rezeption der attischen Tragödie und der hellenistischen Dichtung im *Bellum civile*, Berlin/München/Boston 2015, die einige Monate vor K.s Buch erschienen ist, weitere Anregungen gerade etwa zur Auffassung des Bürgerkrieges als ‚Krieg‘ geben können.

ratologischen Theorien mit entsprechender Vorsicht anwendet (s. S. 263); in anderen Bereichen hätten kurze Hinweise etwa zur Bestimmung der übrigen (größtenteils nach dem *Bellum Civile* zu datierenden) Texte zum Bürgerkrieg, die K. als „Quellen“ (z.B. S. 260) oder „Referenztexte“ (z.B. S. 264) bezeichnet, für mehr Trennschärfe gesorgt. Die untersuchten Passagen des lucanischen Epos hat die Verfasserin in mitunter etwas freieren, aber zweifelsohne verständlichen Formulierungen selbst übersetzt.

Insgesamt überzeugt die Arbeit insbesondere durch ihren interdisziplinären Ansatz, da sie sich so der voreingenommenen Sicht auf das lucanische Epos als „politische Programmschrift“ (S. 269) entgegenstellt, indem sie zahlreiche bereits bekannte Widersprüchlichkeiten neu einordnet und mit weiteren neu erkannten Inkonsistenzen zusammenfügt, damit eine einseitige Deutung des Epos ad absurdum führt und der Lucanforschung neue Anregungen und Diskussionsstoff bietet.

Dr. Karen Blaschka
Universität Potsdam
Klassische Philologie
Am Neuen Palais 10
D-14469 Potsdam
E-Mail: karenbla@uni-potsdam.de

Angela GANTER, Was die römische Welt zusammenhält. Patron-Klient-Verhältnisse zwischen Cicero und Cyprian. KLIO-Beihefte, N.F. Bd. 26. Berlin/Boston: De Gruyter 2015, X + 433 S.

In ihrer 2015 veröffentlichten Studie zum römischen Bindungswesen *Was die römische Welt zusammenhält*¹ analysiert Angela Ganter *cliens-patronus*-Beziehungen in der Zeit zwischen Cicero und Cyprian. Ihr Ansinnen ist es dabei, „das Wechselverhältnis von patronalen Haltungen und politischem Einfluss neu zu reflektieren“ (S. 23).² Im Fokus ihrer Untersuchungen stehen Verhaltensweisen und Wertvorstellungen von Patronen und Klienten gerade auch im Hinblick auf politisch-gesellschaftliche Veränderungen und Verwerfungen zwischen dem 1. Jahrhundert v. Chr. und dem 3. Jahrhundert n. Chr. Diese lange Zeitdauer strukturiert Ganter durch einzelne Fallstudien, die sie als „Tiefenstudien“ (S. 25) bezeichnet.

Ausgangspunkt von Angela Ganters umfangreicher Einleitung (26 S.) ist eine Passage aus Dionysios von Halikarnassos *Antiquitates Romanae* (2,9-11), der sie eine Schlüsselfunktion zuschreibt, weil diese die verschiedenen Dimensionen des römischen Bindungswesens prägnant auf den Punkt bringe (S. 2). Danach erörtert sie Definitionen von Patronage, *clientela* und *amicitia* (S. 3-19) und konstatiert richtig, dass weder das lateinische *clientela* noch weitgefasstere soziologische Definitionen gewinnbringend eingesetzt werden könnten, da entweder der lateinische Diskurs unkritisch fortgeführt würde bzw. das spezifisch Römische verloren ginge. Bei der Suche nach einer erkenntnisbringenden definitorischen Erklärung von *cliens-patronus*-Beziehungen wendet sich die Autorin einerseits der vielbeachteten Untersuchung Richard P. Sallers und seiner Definition des römischen Klientelwesens zu, andererseits implementiert sie weitere vielbesprochene Studien wie beispielsweise die von Matthias Gelzer und Christian Meier.³ Auf dieser Basis erörtert sie die für sie wichtigsten Parameter der gängigen Definitionen von *cliens-patronus*-Beziehungen, die sie für ihre Untersuchung nutzen möchte: Das Kriterium der Freiwilligkeit in Abgrenzung zu verwandtschaftlichen Beziehungen, den Aspekt der Dauer und des Fortbestands von *cliens-patronus*-Beziehungen, die Bedeutung der persönlichen Verbindung in einer *face-to-face so-*

¹ Dabei handelt es sich um ihre 2014 an der Johann Wolfgang Goethe-Universität (Frankfurt am Main) angenommene Habilitationsschrift.

² Vgl. ebs. Fabian Goldbeck, *Salutationes, Die Morgenbegrüßungen in Rom in der Republik und der frühen Kaiserzeit*, KLIO-Beihefte N.F. 16, Berlin/Boston 2010, S. 247; Aloys Winterling, *Freundschaft und Klientel im kaiserzeitlichen Rom*, in: *Historia* 57, 2008, S. 298-316.

³ Vgl. Richard P. Saller, *Personal Patronage under the Early Empire*, Cambridge 1982, S. 1; Matthias Gelzer, *Die Nobilität der römischen Republik*, Wiesbaden 1962, S. 49; Christian Meier, *Res publica amissa, Eine Studie zu Verfassung und Geschichte der späten römischen Republik*, Wiesbaden 1966, S. 30f.

ciety, das Moment der Asymmetrie sowie das Kriterium der Reziprozität und Interaktion in der *cliens-patronus*-Dyade (S. 6-15). Mit dieser ausführlichen Besprechung der einzelnen Komponenten zielt sie auf den Kern ihrer Untersuchungsmethode ab, nämlich die Analyse der Haltungen von Patronen und Klienten in den verschiedenen Tiefenstudien: Ganters Ziel ist es, einen praxeologischen Ansatz zu verfolgen und nach unbewussten Einstellungen, Motiven und Normen von Klienten und Patronen zu fragen, die ihr Handeln und Verhalten beeinflussen.⁴

In ihrem 2. Kapitel „Momentaufnahmen aus der Späten Republik: Cicero als Patron“ (S. 27-73) stehen Cicero und seine Selbstdarstellung im Zentrum, wobei die Verwendung des Begriffs *self-fashioning* nach Stephen Greenblatt eine Bereicherung gewesen wäre.⁵ Ciceros Schriften geben einerseits Auskunft über das gegenseitige Abhängigkeitsverhältnis von *cliens* und *patronus* vor Gericht, im Wahlkampf, in Empfehlungsschreiben und aus einer philosophischen Perspektive heraus (*De officiis*, *Laelius de amicitia*). Andererseits spiegeln diese ein „idealisiertes Bild seiner selbst“ (S. 31) und reflektieren gleichwohl die Erwartungen seines Umfelds. In diesem Kontext beschreibt Ganter einerseits den Aspekt der Loyalitätskonflikte von Klienten verschiedener Patronen, andererseits die Bedeutung, die Cicero gegenseitiger *fides* für tugendbasierte interpersonale Beziehungen zuschreibt. Das 3. Kapitel „Spurensuche: Die Verklärung der ‚Frühen Klientel‘“ (S. 75-142) greift auf die eingangs eingeführte Passage des Dionysios von Halikarnassos zurück, der zeitgenössische Anschauungen von Gesellschaft und sozialer Kohäsion in die mythische Vergangenheit des Romulus verschiebt und ergänzt diese mit den Vorstellungen Ciceros und Plutarchs. Auf diese Weise kann sie die unterschiedlichen Akzentuierungen hinsichtlich der Aufgaben, Pflichten und Erwartungen von Klienten und Patronen herausarbeiten. Besonders wertvoll erscheint mir außerdem Ganters Untersuchung über die Verortung eines idealisierten, funktionierenden Gemeinwesens in der römischen Vergangenheit. Die Suche nach den frühen Klientel führt sie anhand der Komödien von Plautus und Terenz, der Zwölf Tafeln, der Fragmente des Ennius, der Schriften von Polybios, Sallust, Caesar und Livius durch und gelangt zu dem Schluss, dass diese Ursituationen funktionierender gesellschaftlicher Kohäsion in die Zeit vor dem Ausbruch der Ständekämpfe verortet wurden.⁶ Auf der Basis einer einzigen *cliens-patronus*-Beziehung – zwischen Horaz

⁴ Vgl. Pierre Bourdieu, Sozialer Sinn, Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt/Main 1987, S. 193; Ders., Praktische Vernunft, Zur Theorie des Handelns, Frankfurt/Main 1998, S. 140- -143; 152f.; 164f.

⁵ Vgl. Stephen Greenblatt, Renaissance Self-Fashioning, From More to Shakespeare, Chicago 1980.

⁶ Vgl. ebs. Cynthia Damon, The Mask of the Parasite, A Pathology of Roman Patronage, Ann Arbor 1997, S. 275f.

und Maecenas – verfolgt Angela Ganter im 4. Kapitel „Exklusivität und Distinktion: Zur Entwicklung eines Patron-Klient-Verhältnisses in augusteischer Zeit“ die Genese und Evolution des römischen Bindungswesens unter den neuen Vorzeichen des Prinzipats (S. 143-202). Behutsam und kritisch zeichnet sie auf der Basis des horazschen Corpus das sich wandelnde Verhältnis zwischen dem *patronus* Maecenas und seinem *cliens* Horaz nach: Von der anfänglichen Asymmetrie, die sich auf die ökonomische und soziale Stellung der beiden gründet und erst das Fortwirken von *gratia* ermöglicht, bis hin zu Horaz' Unabhängigkeitserklärung, die er in seinen Episteln kundtut. Ganter macht deutlich, dass beide Männer neue Typen von Klienten bzw. Patronen verkörpern. Der darin implementierte Wertewandel wird notwendig durch die herausragende Position des *princeps*: Einerseits wurden „Aristokraten auf Dauer zu Adligen und zu Patronen zweiten Ranges“ (S. 183) deklassiert und mussten sich neue Betätigungsfelder suchen (vgl. *otium* und Kunstpatronat), andererseits wurden Klienten abgedrängt. Die Corpora Martials, Iuvenals und Senecas bilden die Materialbasis für die Untersuchung der gesellschaftlichen Verhältnisse an der Wende vom 1. zum 2. Jahrhundert n. Chr. In ihrem 5. Kapitel „Draußen vor der Tür: Statusfragen im Principat“ (S. 203-250) kann Angela Ganter die Entwicklungsstränge und Veränderungen, die zu Beginn der Kaiserzeit ihren Anfang nahmen, fortführen. Die zentralen Themen der oben genannten antiken Autoren in Bezug auf *cliens-patronus*-Beziehungen sind die weiterhin als kritikwürdig erachtete Klientelisierung der Oberschicht⁷ und die damit in Zusammenhang stehende Verdrängung anderer sozialer Gruppen sowie die Pluralisierung der *cliens-patronus*-Beziehungen und der Verlust des exklusiven Zugangs zu einem Patron, was im Vorwurf der Entpersonalisierung von Nahbeziehungen kumuliert. Ganter konstatiert, dass weniger gegenseitige Fürsorge das Reziprozitätsverhältnis und -verständnis zwischen Klient und Patron prägte, sondern dass vielmehr Dienstleistungen mit einem fest definierten Lohn vergolten wurden (S. 216). Im 6. Kapitel „Zwischen Princeps und Peers: Senatorische Haltungen im Principat“ rückt die Autorin Plinius d. J. und Fronto in den Fokus ihrer Untersuchung (S. 251-303). Beide Protagonisten verbindet der Gedanke an Ruhm und Nachruhm. Anhand der beiden *exempla* kann sie Entwicklungslinien und einen Wertewandel feststellen, denn beide verkörpern kaiserzeitliche Stereotype von *patroni*, die aus ihren angestammten Rollen und Haltungen verdrängt worden waren. Während Plinius seine literarische Tätigkeit als ein Legitimationsnarrativ (*imitatio Ciceronis*) und seine *imitatio principis* für sein *self-fashioning* nutzte (S. 251), versuchte Fronto zwar auch seine Selbstbestimmung über die Nähe zum Kaiser, nutzte aber ebenso die Nahbeziehungen

⁷ Vgl. ebs. Elke Hartmann, „Euer Purpur hat unsere Togen aus dem Dienst entlassen“ – Zum Wandel des städtischen Klientelwesens im Rom der frühen Kaiserzeit, in: Millennium 6, 2009, S. 18.

seines *contubernium* und somit das neue Betätigungsfeld der *paideia* (S. 288). In ihrem 7. Kapitel „Parallel- und Gegenwelten eines Bischofs: Cyprian von Karthago als Patron“ (S. 305-337) rückt Ganter von der Fokussierung auf die stadtrömische Gesellschaft der ersten Kapitel ab und wirft einen Blick über das *mare nostrum* in die nordafrikanische Provinz, genauer gesagt auf die dort ansässigen christlichen Gemeinden. Dieser Perspektivenwechsel kommt unvermittelt, doch nutzt die Autorin das Beispiel Cyprians und seine epistulare Interaktion mit den ihm unterstehenden Gemeinden, um Entwicklungen und Veränderungen in den *cliens-patronus*-Beziehungen bzw. bezüglich der Haltung der involvierten Individuen aufzuzeigen. Der aus dem Municipaladel stammende Cyprian kritisiert das Klientelwesen seiner Zeit, v.a. die Egoismen und Formen der Selbsterniedrigung. Nichtsdestotrotz ist für ihn das Zusammenwirken der Bürger verantwortlich für die *salus* der Gesellschaft. Seine Briefe aus dem Exil wirken einerseits als Legitimationsnarrativ der eigenen Autorität *in absentia*, andererseits zeigen seine Episteln in der Fiktion einer *face-to-face society* eine Abkehr von den elitären Distanzierungsmechanismen der Kaiserzeit und eine Aufwertung der *plebs* als ernstzunehmenden Kommunikationspartner in einer christlichen Gemeinde.

Da Angela Ganter jedes ihrer Kapitel mit einem Fazit abschließt, kann sie sich im Gesamtfazit kurzfassen (S. 339-345). Ihr Ausgangspunkt ist das Verständnis des römischen Bindungswesens als Geflecht interpersonaler Beziehungen, die sich auf Freiwilligkeit, persönliche Bekanntschaft, Reziprozität und *virtus* gründen, von Verlässlichkeit und Kontinuität geprägt sind und aus innerer Überzeugung gepflegt werden. Trotz der zahlreichen Veränderungen, die Ganter vom ersten vorchristlichen Jahrhundert bis in das dritte nachchristliche Jahrhundert identifizieren konnte und den Entwicklungssträngen, die sie gekonnt nachzeichnet, bestand ihrer Meinung nach eine Wertschätzung gegenüber *cliens-patronus*-Beziehungen als essentieller Konstante gesellschaftlicher Kohäsion (S. 339). Die verschiedenen Formen gesellschaftlicher Kritik, die Sehnsucht nach *otium* und nach einer verklärten Vergangenheit dürfen demnach nicht als Belege für eine generelle Krise der römischen Gesellschaft verstanden werden, jedoch für die Furcht vor Marginalisierung, so zumindest die Wahrnehmung der Eliten. Der Systemwechsel von der Republik zum Principat macht diese Veränderungen augenfällig, gerade im Hinblick auf den persönlichen Charakter gesellschaftlicher Nahbeziehungen. Ganter sieht hierin einerseits eine Reaktion auf das Verhalten des *princeps*, der sich als *patronus* der *plebs urbana* geriert, andererseits als eine Kommunikationsverschiebung, denn diese fand nun vornehmlich in elitären Kreisen statt, wobei in erster Linie die Nähe zum Kaiser von Interesse war, nicht so sehr der Kontakt zu rangniederen Bevölkerungsgruppen. „Deshalb

darf man die Kaiserzeit nicht als eine Periode ansehen, in der das Bindungswesen an Bedeutung verloren hätte, es nahm lediglich eine andere Gestalt an“ (S. 343).

Angela Ganter ist mit ihrer Studie *Was die römische Welt zusammenhält, Patron-Klient-Verhältnisse zwischen Cicero und Cyprian* zweifelsohne eine fundierte Darstellung zum römischen Bindungswesen und seinen Kohäsionsmechanismen gelungen, die durch einen dichten, komplexen Schreibstil, der reich an Informationen und ausgesprochen anregend ist, überzeugt. In sechs Tiefenstudien kann die Autorin detailliert Kontinuitäten und Veränderungen in den *cliens-patronus*-Beziehungen nachverfolgen und Muster hinsichtlich Habitus und Haltung herausarbeiten. Beeindruckend ist ihr behutsamer und kritischer Umgang mit dem Quellenmaterial sowie die tiefe Verankerung ihrer Überlegungen im aktuellen Forschungsdiskurs. Von der verarbeiteten Materialfülle zeugen ein über 50 Seiten umfassendes Quellen- und Literaturverzeichnis. Ein umfangreicher und weiterführender Anmerkungsapparat und ein detailliertes Register erleichtern den Umgang mit dieser Monographie. Durch ihren methodischen Ansatz, Haltungen und Habitus von Patronen und Klienten in ihrer jeweiligen Zeit zu untersuchen, vermag es Angela Ganter, den Forschungsdiskurs um das römische Bindungswesen zu bereichern.

Dr. Elena Köstner
Universität Regensburg
Lehrstuhl für Alte Geschichte
Universitätsstraße 31
D-93053 Regensburg
E-Mail: Elena.Koestner@ur.de

Stephan STEINGRÄBER, Antike Felsgräber. Darmstadt: Philipp von Zabern 2015, 144 S., 162 überw. farb. Abb.

In der Reihe „Bildbände zur Archäologie“ des Philipp von Zabern Verlags erschien 2015 der Band „Antike Felsgräber“ von Stephan Steingräber. Ziel des Autors ist es, die monumentalen Felsfassadengräber Etruriens in einem größeren Kontext darzustellen, was im Untertitel „unter besonderer Berücksichtigung der etruskischen Felsgräbernekropolen“ zum Ausdruck kommt. Mit 162 überwiegend sehr qualitätvollen Abbildungen auf 144 Seiten fügt sich der Band in die bekannte Reihe, die archäologische Denkmäler für ein breites, Kultur interessiertes Publikum erschließt. Der Autor gehört zu den Kennern dieser etruskischen Gräber und zieht im Vorwort die Verbindungslinien zu seiner wissenschaftlichen Tätigkeit.¹ In 14 Kapiteln spannt der Verfasser einen weiten Bogen (S. 7-86) mit Schlaglichtern auf Felsgräber und Felsarchitektur außerhalb Südetruriens; letzteren ist ein ausführliches Kapitel gewidmet (S. 87-128). Ein Anhang mit einer nützlichen Zusammenstellung der wichtigsten Informationen zu den südetruskischen Felsgräbernekropolen (S. 131-137) und einem Glossar beschließen den Bildband. Die Bibliographie spiegelt in ihrer Auswahl die Schwerpunktsetzung des Bandes. Nur der Titel selbst – auf dem Umschlag steht der Untertitel nicht – sowie das zentrale Titelbild der Felsgrabnekropole von Myra in Kleinasien stehen in eigenartigem Widerspruch zur eindeutig regionalen Konzeption. Um es gleich vorwegzunehmen, diese ambivalente Zielsetzung wirkt sich im Verlauf der Darlegungen ungünstig aus.

Angemessen sind nach der knappen Einführung weitere einleitende Kapitel zu Etrurien und seinen Felsfassadengräbern: zur Forschungs- und Entdeckungsgeschichte, zum entscheidenden Thema der Geologie, Topographie und Verbreitung sowie zum historischen, sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Hintergrund.² Die folgenden Kapitel, beginnend mit jenem zu Typologie und Chronologie, beschäftigen sich mit dem zentralen Gegenstand des Buches, den südetruskischen Felsnekropolen. In einer jeweils ortsbezogenen Zusammenfassung wird der Haupttyp der Würfelgräber in seiner Entwicklung und Untergliederung nachvollzogen. Als weitere Grabtypen werden Haus- und Porticusgräber sowie in ihrer chronologischen Abfolge Tempel- und Aediculagräber, ferner ein-

¹ U.a. S. Steingräber, *New Discoveries and Research in Southern Etruscan Rock Tombs*, *Etruscan Studies* 3, 1996, 75-104; S. Steingräber/F. Prayon, *Monumenti rupestri etrusco-romani tra i monti Cimini e la valle del Tevere (Grotte di Castro 2011)*; S. Steingräber/F. Ceci (Hgg.), *L'Etruria meridionale rupestre, Atti del convegno internazionale „L'Etruria rupestre dalla Protostoria al Medioevo. Insediamenti, necropoli, monumenti, confronti“*, Barbarano Romano/Blera 2010 (Rom 2014).

² Für ein aktuelles Handbuch s. in Kürze A. Naso (Hg.), *Etruscology* (Berlin 2017).

zelne Sonderformen beschrieben. Hilfreich wäre eine Definition dessen gewesen, was der Autor unter Felsgräbern versteht. Gerade durch die erwähnten einfachen Felsgräber (S. 29. 41) wird deutlich, dass über weite Strecken Felsgräber mit ausgearbeiteter Fassade gemeint sind (vgl. dazu S. 119 die Beschreibung von Gräbern in Alexandria, die nicht „... echte, nach außen gerichtete Felsgräber“ seien).

Die Anlage etruskischer Felsgräber wird in den Zeitraum des 2. Viertels des 6. Jhs. bis zum frühen 2. Jh. v. Chr. gesetzt, mit je einem Schwerpunkt in spätarchaischer und frühhellenistischer Zeit. Hauptunterschied gegenüber den frühen Felsgräbern ist die Verlegung der Grabkammer in ein Untergeschoß, wodurch die Grabfassade zur repräsentativen Scheinfassade wird, aufwendigere Grabanlagen erhalten in manchen Orten einen ‚Sottofacciata-Raum‘. Zu Recht wird darauf verwiesen, dass Tempelgräber keine etruskische Erfindung und zudem häufiger in gebauter Form anzutreffen sind. Auf die Gestaltung von Fassaden und Innenräumen konzentriert sich das Kapitel zu den architektonischen, bildhauerischen und malerischen Verzierungen. Als typisches Element wird gleich zu Beginn die Porta dorica genannt. Eine nützliche Ergänzung wäre m.E. ein Kapitel zur Einordnung der Felsgräber im Kontext etruskischer bzw. hellenistischer Grabmonumente mit entsprechenden Abbildungen gewesen, obwohl punktuell immer wieder darauf eingegangen wird (etwa S. 64-66).

Die Untersuchung der Architektur wird mit Kapiteln zu städtebaulichen Bezügen, zu Technik und Werkstätten sowie zu einheimischen und fremden Elementen vertieft. In archaischer Zeit dominierende Bezugspunkte innerhalb Etruriens werden durch ein Bild der Würfelgräber in der Banditaccia-Nekropole von Cerveteri illustriert. Aber gerade für Laien in hohem Maße voraussetzungsvoll sind die beschriebenen Einflüsse der hellenistischen Koiné auf architektonische Detailformen. Ein allgemeiner Verweis auf das Kapitel zu antiken Felsgräbern und Felsarchitektur außerhalb Südetruriens am Anfang hilft nur bedingt.

Ein Kapitel zu Grabbeigaben – darin werden auch Sarkophage behandelt – trägt die wenigen Anhaltspunkte aus den zumeist geöffneten und ausgeraubten Gräbern zusammen. Auf sozial-historische Gesichtspunkte geht der Autor im Abschnitt zu Inschriften und Auftraggebern ein. Das übersichtliche Kapitel zu Bestattungssitten, Toten- und Ahnenkult trägt erheblich dazu bei, die Grabarchitektur sinnvoll in den erweiterten archäologischen Kontext einzubetten. Nicht nur Cippen markieren Orte für rituelle Handlungen, auch Libationen auf den Dachplattformen und Totenmahle in den ‚Sottofacciata-Räumen‘ sind anhand der Felsgräber nachvollziehbar dargestellt. Ein Ausblick zeigt Felsgräber

und Felsarchitektur in römischer, frühchristlicher und mittelalterlicher Zeit in der Region. Schließlich wird auch auf Aspekte zur Denkmalpflege und touristischen Erschließung hingewiesen.

Der formalen Gestaltung liegt ein stringentes Bildkonzept zugrunde: Aufnahmen von südetruskischen Felsgräbern finden sich im ersten Teil, alle anderen aufgeführten Felsmonumente beim Durchblättern des übergreifenden Kapitels. Damit sind erstere eindeutig identifizierbar und werden neben anderen bedeutenden Felsarchitekturen wahrgenommen. Allerdings trägt das nicht unbedingt zum tatsächlichen Verständnis der architektonischen Formen bei, zumal Textanmerkungen in der Reihe nicht vorgesehen sind. Bedauerlich ist in diesem Zusammenhang der weitgehende Verzicht auf Zeichnungen – und seien es historische, etwa im Falle der Tomba del Peccato, die eine Vorstellung von der Lage der abgebildeten Bauplastik vermitteln könnten. Ferner ließen sich durch Pläne die räumlichen Bezüge besser erklären. Es mangelt auch an aussagekräftigen Karten, mindestens eine zur Lage der im Anschluss angeführten Felsdenkmäler außerhalb Südetruriens wäre notwendig. Weniger als auf Bildqualität wurde auf Textredaktion geachtet (so sind Abbildungsverweise manchmal unglücklich gesetzt, z.B. S. 9 Abb. 5; im Abschnitt zur Levante kommen bei bestimmten Grabnamen bzw. Grabtypen plötzlich Hervorhebungen im Fließtext vor, s. S. 107-108. 114).

Erst im Überblickskapitel zu Felsgräbern und Felsarchitektur außerhalb Südetruriens wird dem allgemeinen Anspruch des Buchtitels Rechnung getragen. Es werden zunächst Beispiele in der näheren und weiteren Umgebung in Italien aufgezählt, die eine weite Zeitspanne von der Bronzezeit bis ins Mittelalter abdecken. Neben Gräbern werden Felsreliefs und Felsarchitektur ganz unterschiedlicher Funktion bis hin zur Höhlensiedlung angeführt. Die zumeist additiven Nennungen verbindet die Nutzung des anstehenden Felsens. Es können jeweils einige Beispiele abgebildet werden, aber auch in den nachfolgenden Unterkapiteln zum östlichen Mittelmeerraum bleibt es allzu oft bei aufgezählten Namen. In Kleinasien stammen die Beispiele hauptsächlich aus dem 1. Jt. v. Chr., vereinzelt bis in byzantinische Zeit (Kappadokien), gelegentlich ist eine knappe Einführung in die Region vorangestellt. Etwas ausführlicher dargestellt werden lykische Nekropolen, vor allem Tempelfelsgräber, sowie die Kultfassaden in Phrygien. Umgekehrt fällt die Behandlung von Lydien überraschend kurz aus. Ältere Felsmonumente, etwa hethitische Felsreliefs, fehlen ganz, werden aber in der Zusammenfassung einbezogen. In der Levante liegt der Schwerpunkt im Nabatäergebiet, vor allem auf Petra, dessen Felsfassadengräber in einer ganzen Reihe von Abbildungen festgehalten sind. Der Bezug zu Ägypten wird wiederum im Text erläutert. Dann folgt noch ein kur-

zes bildreiches Kapitel zum Mittleren und Fernen Osten mit bekannten Felsgräbern und Felsreliefs in Persien, den zerstörten Felsbuddhas von Bamiyan, sowie sakralen Architekturkomplexen in Indien und ein Absatz zu Felsmonumenten in Nordwestchina.

In einer zweiseitigen Zusammenfassung versucht der Autor, die Bearbeitung von natürlich anstehendem Fels für repräsentative Zwecke als eigenes Phänomen zu umreißen, was aber aufgrund der räumlich, zeitlich und kulturell sehr unterschiedlichen Denkmäler nicht überzeugen kann. Bei der abschließenden Beurteilung der etruskischen Felsgrabarchitektur wird die Verbindung mit allgemeinen Tendenzen in Etrurien hergestellt und ihre Entstehung im Rahmen indigener Entwicklungen gesehen. Eine wichtige Rolle spielt demnach das Porticusgrab von Pian di Mola bei Tuscania (2. Viertel 6. Jh. v. Chr.). Insgesamt führt die ambivalente Zielsetzung zu inhaltlichen Verkürzungen, denn die Auswahl bekannter Felsnekropolen, besonders in Kleinasien und der Levante, ist notwendig selektiv. Die darüber hinaus weltweite, fast beliebige Wahl prominenter Beispiele von Felsreliefs und Felsarchitektur bedient den assoziativen Blick des kundigen Kulturreisenden. Der durchaus beschriebene kulturhistorische Kontext in Etrurien bleibt aber ohne weitergehende Lektüre schwer verständlich.

Ungeachtet dieser Bemerkungen erreicht der Band das angestrebte Ziel, die Bedeutung der etruskischen Felsgräbernekropolen in ihrer naturräumlichen Einbettung – zumal als lohnendes Reiseziel – hervorzuheben.

Dr. Ute Kelp
Deutsches Archäologisches Institut
Podbielskiallee 69-71
D-14195 Berlin
E-Mail: ute.kelp@dainst.de